Deutsche Aufsätze,

verbunden mit

einer Anleitung zum Anfertigen von Aufsätzen

und

150 Dispositionen

vorzugsweise

für die

oberen Classen der Gymnasien und höhere Lehranstalten

von

Joseph Venn.

Dritte verbesserte und vermehrte Auflage.

Düsseldorf, 1869.

Verlag von Adolph Gestewitz, Hofbuchhandlung.

Hofbuchdruckerei von Voß & Comp. in Düsseldorf.

Vorrede zur ersten Auflage.

Bei dem großen Reichthum unserer klassischen Schriftwerke könnte ein Büchlein, wie das vorliegende, leicht als überflüssig und zwecklos erscheinen. Allein, wenn nicht geleugnet werden kann und soll, daß die vielen ausgezeichneten Aufsätze unserer klassischen Schriftsteller dem studirenden Jünglinge ein vorzügliches Mittel zur Bildung darbieten: so wird man doch auch auf der anderen Seite zugeben, daß die Zahl solcher Aufsätze verhältnißmäßig gering ist, welche den Schülern der Gymnasien unbedingt zur Richtschnur dienen können. Denn wie bei vielen der Stoff außer dem Bereiche unserer Secundaner und selbst unserer Primaner liegt, so ist bei anderen die Behandlung derart, daß dieselben bei allen ihren Vorzügen weniger geeignet sind, als Muster von Schulaufsätzen hingestellt zu werden. Daher schien mir der Versuch nicht unnütz, durch eine angemessene Behandlung zweckmäßiger Thema den Schülern der Gymnasien eine Richtschnur und zugleich ein Hülfsmittel für die Anfertigung ihrer Aufsätze an die Hand zu geben.

Mit Rücksicht auf die fortschreitende Bildung der Schüler sind im Anfange dieses Büchleins leichtere Thema in einfacher Weise behandelt worden, während gegen Ende hin die Thema schwieriger, die Abhandlungen ausführlicher werden. Mit Rücksicht auf die allgemeinere Anwendbarkeit des Schriftchens ist

auf die verschiedenen Arten von Aufsätzen Bedacht genommen worden; neben den geschichtlichen Aufsätzen erscheinen die philosophischen Aufsätze in den verschiedenen Formen, indem die allgemein abhandelnde Form, die Chrie, die Charakterschilderung und die Rede zur Anwendung kommen.

Bei den Aufsätzen philosophischen Inhalts ist die Idee zu Grunde gelegt, daß das Glück des Menschen in einem erfolgreichen Streben nach sittlicher Veredelung auf Grundlage der Religion beruhe. Daher haben die Aufsätze dieser Art durchgehends eine religiöse Färbung, was auch theilweise darin begründet sein mag, daß ich zur Zeit, wo ich einzelne dieser Aufsätze schrieb, als Zögling eines geistlichen Institutes — alumnus seminarii puerorum Novesiensis — Alles mit der Religion in Verbindung bringen zu müssen glaubte. Auch späterhin habe ich die Ansicht festgehalten, daß derartige Aufsätze, um ihrer Bestimmung als Schul-Aufsätze zu entsprechen, durchaus von einer religiösen Anschauungsweise durchdrungen sein müssen.

Um den Nutzen der Aufsätze zu sicheren und zu vermehren, habe ich die wesentlichsten Regeln zum Anfertigen derselben in einer Anleitung zusammengefaßt und den Aufsätzen vorangestellt. — Außerdem glaubte ich in Anbetracht der großen Wichtigkeit der Disposition etwas mehr thun zu müssen, und so habe ich denn im dritten Theile eine Anzahl Dispositionen folgen lassen, bei denen ebenfalls auf den Standpunkt der Schüler besondere Rücksicht genommen ist.

Möge denn dies Büchlein in den Händen der Schüler Nutzen stiften!

Vorrede zur dritten Auflage.

Bei der nothwendig gewordenen dritten Auflage meines Büchleins habe ich demselben 100 neue Dispositionen hinzugefügt, überzeugt, daß diese Vermehrung eine willkommene sein wird.

Diese Dispositionen, — welche sich in Bezug auf Wahl der Stoffe an die allgemeinen Interessen der Menschheit anlehnen, und bei denen vorzugsweise das christliche, klassische und nationale Element seine Vertretung findet, — sind, in Uebereinstimmung mit den früheren, je nach Art und Beschaffenheit der Thema, theils mit wenigen prägnanten Worten bezeichnet, theils in etwas ausführlicherer Weise behandelt.

Die Behandlung aller Dispositionen indessen ist so gehalten, daß der Lehrer das Buch den Schülern getrost in die Hände geben kann, ohne eine mißbräuchliche Benutzung besorgen zu müssen, indem durch das Gebotene das eigene Nachdenken der Schüler zwar in fördernder Weise angeregt, nicht aber in Folge übermäßiger Unterstützung überflüssig gemacht wird.

Köln, im October 1868.

Der Verfasser.

Inhalts-Verzeichniß.

I. Anleitung.

II. Aufsätze.

III. Dispositionen.

A.

Anm. Den mit * bezeichneten Dispositionen sind die vollständig ausgearbeiteten Aufsätze beigefügt.

Seite

H.

J.

K.

L.

M.

T.

U.

I. Anleitung.

§. 1.

Aufsatz ist eine schriftliche Darstellung, worin ein im Thema aufgestellter Stoff nach allen Seiten behandelt wird, und worin die verschiedenen Gedanken, die in näherer Beziehung zum Thema stehen, nach einem bestimmten Prinzip geordnet und unter sich zu einem abgeschlossenen Ganzen verbunden werden.

§. 2.

Gedankensammlung. Hat man einen Gegenstand zu behandeln, so verfahre man auf folgende Weise: Man schreibe jeden Gedanken, der mit dem Thema in näherer oder entfernterer Beziehung steht, möglichst kurz, klar und bestimmt nieder, ohne um den Ausdruck ängstlich besorgt zu sein. Jeder einzelne Gedanke erhält eine Zahl, damit er sogleich in die Augen fällt und bestimmter von den übrigen getrennt wird. Mit der Aufzeichnung wird so lange fortgefahren, bis man keinen Gedanken mehr über das vorliegende Thema zu finden weiß. — Dies Verfahren ist die natürliche Gedankensammlung.

Schneller lassen sich die Gedanken auf folgende Weise finden. Man stelle sich bei jedem beliebigen Gegenstande die Fragen: 1) Wie heißt er, und was ist er? 2) Aus welchen Theilen besteht er, oder was schließt er als Ganzes in sich? 3) Aus welchen Ursachen ist er entstanden, welche Wirkungen hat er hervorgebracht? oder was sind die Gründe, was die Folgen? 4) Stehen ihm Hindernisse im Wege? welche Beförderungsmittel hat er? 5) Welchen Werth hat er? verdient er Lob oder Tadel?

Außerdem dienen zur Vervollständigung noch folgende Gesichtspunkte: 1) Wie verhält sich das Gegentheil? 2) Mit welchem anderen sinnlichen oder nicht sinnlichen Gegenstande läßt er sich vergleichen? 3) Lassen sich Beispiele für oder gegen denselben anführen? 4) Welche Zeugnisse Anderer sprechen für oder gegen ihn? — Dieses Verfahren wird künstliche Gedankensammlung genannt.

§. 3.

Disposition. Es ist nothwendig, daß man den Gesammtstoff der Abhandlung nach einem gewissen Prinzip ordnet und die Hauptpunkte,

welche man zu behandeln gedenkt, mit wenigen Worten aufzeichnet. Die Disposition gewährt den Vortheil, daß man schneller mit der Ausarbeitung fertig wird, daß man nicht in Gefahr kommt, zu wiederholen oder Fremdartiges in den Aufsatz hineinzubringen; ferner kann man besser den Zusammenhang beobachten und auch auf die Gleichförmigkeit der einzelnen Theile Rücksicht nehmen. Außerdem erhält der Leser durch die Disposition einen klaren Ueberblick und braucht sein Gedächtniß nicht zu ermüden.

Um eine Disposition zu entwerfen, gehe man entweder analytisch oder synthetisch zu Werke; a) analytisch, indem man den Hauptgedanken in seine untergeordneten Punkte zerlegt, b) synthetisch, indem man die ähnlichen Punkte neben einander stellt und diese Gruppen unter einen höhern Gesichtspunkt bringt. Bei jenem Verfahren steigt man vom Hauptgedanken herab, bei diesem steigt man zum Hauptgedanken hinauf. Auch lassen sich beide Arten vereinigen, indem man den Hauptgedanken in seine Haupttheile zerlegt (also analysirend verfährt) und dann bei den Haupttheilen die natürliche Gedankensammlung befolgt (synthetisch zu Werke geht). (Ueber geschichtliche Aufsätze siehe III.) —

Die Disposition muß sein;

1) Verständig: es muß ihr ein vernünftiger Eintheilungsgrund zu Grunde liegen.
2) Richtig: die einzelnen Theile müssen von einander verschieden sein, so daß nicht der eine im andern enthalten ist.
3) Deutlich: die Theile müssen mit dem Thema und unter einander in einem leicht ersichtlichen Zusammenhange stehen.
4) Geordnet: die Theile müssen nach einer bestimmten Reihenfolge geordnet sein.

§. 4.

Einleitung. Der Zweck der Einleitung besteht darin, den Leser auf das Thema vorzubereiten; sie regt seine Aufmerksamkeit an und macht ihn mit dem Standpunkte bekannt, von dem aus der Gegenstand betrachtet werden soll. Wenn die Einleitung, als Vorbereitung zum Thema, auch mit dem Thema in einer näheren Beziehung stehen muß, so muß besonders gegen Ende die Beziehung zum Thema klar hervortreten und ganz ungezwungen auf dasselbe hinführen.

Verschiedene Arten der Einleitung sind:

1) Man geht von einem, dem Thema entsprechenden, allgemeinen Gedanken aus und geht zum speziellen über.
2) Man geht von einem Nebengedanken aus.
3) Man geht vom Gegentheile aus.
4) Man beginnt mit Erläuterungen des Thema, mit Worterklärungen und Begriffsbestimmungen, Aussprüchen großer Männer,

Sprüchwörtern, Bildern, Vergleichen, Erzählungen, Erfahrungen aus dem Leben.

5) Man geht von der Wichtigkeit des Gegenstandes aus.
6) Man beginnt mit dem Geschichtlichen des Gegenstandes.

Als Regeln gelten für die Einleitung namentlich folgende:

1) Sie muß natürlich und ungezwungen auf das Thema hinführen; dies kann sie aber nur dann, wenn sie mit dem Thema in einer näheren Gedankenverbindung steht und nicht zu weit hergeholt ist.
2) Sie muß richtig sein, d. h. man darf Nichts in dieselbe aufnehmen, was in die Ausführung selbst gehört.
3) Sie muß bestimmt sein, d. h. sie muß so beschaffen sein, daß sie nicht zu einer ganzen Gattung von Aufsätzen, sondern nur für das aufgestellte Thema paßt.
4) Sie muß einfach in Bezug auf Inhalt und Sprache sein.
5) Sie muß verhältnißmäßig groß sein; sie mache ungefähr $1/8$ des ganzen Aufsatzes aus.

§. 5.

Ausführung. Die Ausführung bildet gewissermaßen den Kern des Aufsatzes; sie ist um so leichter, je reichlicher die Gedankensammlung ausgefallen ist, je zweckmäßiger die Gedanken in der Disposition geordnet sind.

Die einzelnen Punkte der Ausführung müssen in Beziehung auf Umfang gleichmäßig behandelt werden; es darf nicht ein Punkt in einigen Zeilen abgefertigt werden, während ein anderer vielleicht einige Seiten wegnimmt. Besonders muß man in der Ausführung die Beziehung zum Thema sorgfältig beobachten; es muß sich der Hauptgedanke wie ein schimmernder Faden hindurchziehen, an den sich die Nebengedanken wie Perlen anreihen. Weiteres siehe §. 7.

§. 6.

Schluß. Der Schluß macht den Aufsatz zu einem abgerundeten Ganzen. Er soll den Eindruck des Gesagten noch vermehren. Daher faßt er in der Regel die wesentlichsten Punkte der Ausführung kurz und klar zusammen und zieht aus denselben eine Folgerung.

Für den Schluß lassen sich folgende Regeln aufstellen:

1) Der Schluß muß sich sowohl an den vorhergehenden Punkt anschließen, als auch mit dem Thema in Verbindung stehen und wieder auf dasselbe zurückführen.
2) Der Schluß muß richtig sein, d. h. der Schlußgedanke darf nicht ein Gedanke der Einleitung oder der Ausführung sein.
3) Der Schluß muß von verhältnißmäßigem Umfange sein; er betrage in der Regel $1/7$ des Aufsatzes.

§. 7.

Allgemeine Regeln.

Man vermeide alle Weitschweifigkeit. Nichts ist so ermüdend für den Leser, als eine weitschweifige, schwulstige Behandlung, und der Werth einer Arbeit hängt keineswegs von ihrem Umfange ab. — Die gewöhnlichste Folge der Weitschweifigkeit ist, daß man auch Solches in den Aufsatz hineinbringt, was nicht in denselben gehört, daß man vom Thema abschweift. — Ein anderer Fehler, der ebenfalls in der Weitschweifigkeit seinen Grund hat, ist Wiederholung des schon einmal Gesagten; zuweilen geht dieser Fehler aus einer mangelhaften Disposition hervor. — Nicht weniger hüte man sich vor Widersprüchen. Widersprüche verrathen, daß man nicht mit Bewußtsein schreibt, daß man schreibt, weil man eben einmal schreiben will oder muß. Man sage Nichts, was nicht aus der innersten Ueberzeugung hervorgeht. — Ein besonders häufiger Fehler ist die Uebertreibung. Sie besteht darin, daß man den zu behandelnden Gegenstand in einem allzu grellen Lichte darstellt, sei es nun in lobender oder tadelnder Weise. Uebertreibungen sind der Bestimmung des Aufsatzes geradezu entgegen, indem sie nicht nur nicht überzeugen, sondern vielmehr Zweifel und Mißtrauen gegen das Gesagte hervorrufen. Die nackte, einfache Wahrheit hat mehr Kraft, als jede Uebertreibung. Die Uebertreibung entsteht sehr häufig durch den übermäßigen Gebrauch des Superlativs, durch welchen man der Darstellung Kraft und Nachdruck zu geben sucht. — Hiermit verwandt ist die Sucht nach verschönernden Beiwörtern. Diese Beiwörter, welche nur gebraucht werden, um der Sprache Zierlichkeit zu verleihen, bewirken durch das Uebermaß, daß bezeichnende Beiwörter ihre bezeichnende Bedeutung verlieren, und daß so ein Begriff nicht hervorgehoben werden kann, wenn er wirklich hervorgehoben werden muß. Man sei daher im Gebrauche von Beiwörtern behutsam und setze sie nur da, wo sie wenigstens in etwa zur näheren Bestimmung eines Begriffes dienen. — Ebenso vermeide man das Haschen nach Bildern; denn wenn auch einzelne passende Bilder den Schmuck und die Lebendigkeit der Sprache vermehren, so wird die Darstellung dagegen gekünstelt und unnatürlich, wenn sie mit Bildern überladen ist. —

Die Darstellung sei klar. Das Wort muß dem Gedanken entsprechen und ihn auf den ersten Blick erkennen lassen; das Verständniß der einzelnen Sätze muß sich gleichsam von selbst ergeben. Es ist besser, wenn man einfach und klar schreibt, als wenn die Klarheit durch prunkvolle Ausdrücke und gekünstelte Perioden beeinträchtigt wird. — Die Darstellung sei ferner lebendig. Dies kann sie aber nur dann sein, wenn die Seele für den Gegenstand begeistert ist, wenn in Folge dieser Begeisterung der Fluß der

Gedanken unaufhaltsam hinströmt. Die Lebendigkeit der Darstellung wird häufig durch Tropen und Figuren bewirkt; diese sind jedoch nur dann angebracht, wenn sie unmittelbar aus der Lebendigkeit der Anschauung hervorgehen. Wo sie daher nicht gleichsam von selbst in die Feder fließen, suche man sie auch nicht auf. — Auch muß die Darstellung dem Stoffe angemessen sein. Für einen einfachen Stoff eine einfache Darstellung, für einen erhabenen Stoff eine erhabene Darstellung. —

Besondere Sorgfalt verwende man auf die Verbindungen und Uebergänge. Man muß auf den ersten Blick das logische Verhältniß der einzelnen Sätze zu einander erkennen können. Daher ist es rathsam, wenn man sich das Verhältniß der Sätze zu einander in Gedanken durch Conjunktionen klar macht. Die Uebergänge von einem Hauptpunkte zum andern dürfen weder gesucht, noch trivial und gewöhnlich sein. Man suche eine Beziehung zwischen den verschiedenen Punkten auf und nehme schon bei der Disposition darauf Rücksicht, daß sich die Uebergänge zu den verschiedenen Punkten leicht herstellen lassen.

§. 8.

Verfahren beim Anfertigen des Aufsatzes.

Hat man ein Thema zu behandeln, so denke man zuerst längere Zeit über dasselbe nach und suche des Stoffes Meister zu werden. Nachdem man sich denselben gehörig klar gemacht und die Gedanken in eine gute Disposition gebracht hat, warte man eine gute Stunde ab, in der man besonders zum Aufsatze aufgelegt ist; denn nicht immer in gleicher Weise ist man zum Schreiben befähigt, und nur dann geht die Arbeit von Statten, wenn der Geist gerade in der erforderlichen Stimmung ist. Diese glückliche Stimmung kann man aber mehr oder weniger selbst hervorrufen. Die Lektüre einer schönen Stelle, wo der Inhalt und die herrliche Darstellung den Leser mit fortreißt, ist besonders geeignet, jene glückliche Verfassung herbeizuführen. Je nach der größeren oder geringeren Erhabenheit des zu behandelnden Stoffes, lese man eine mehr oder minder erhabene und schwungvolle Stelle; denn die Sprache des kurz vorher Gelesenen wird — wenigstens annäherungsweise — auch die Sprache der eigenen Arbeit sein. Man suche die gute Stunde möglichst festzuhalten und auszubeuten dadurch, daß man den Geist vor Unthätigkeit und Zerstreuung bewahrt. Man suche den vorher gut durchgedachten und wohlgeordneten Stoff gleichsam in einem Gusse auszuarbeiten; denn dadurch gewinnt der Aufsatz an Zusammenhang.

II. Aufsätze.

1. Ueber das Lesen.

Disposition.

Einleitung. In einer Zeit, wo fast ein Jeder liest und die Zahl der Bücher Legion ist, verdient die Leselust eine ernste Berücksichtigung.

Uebergang. Sie kann nützen und schaden; dies hängt ab:

1) von der Wahl dessen, was man liest;
2) von der Art und Weise, wie man liest.

Ausführung:

A. Das Lesen schadet, wenn man
 1) schlechte Bücher,
 2) ohne Ernst, bloß zum Zeitvertreib, ohne tiefern Zweck liest.

B. Das Lesen nützt, wenn man liest:
 a. Was?
 1) Was sittlich gut,
 2) Was belehrend,
 3) Was schön ist.
 b. Wie?
 1) Mit Aufmerksamkeit
  α. auf den Inhalt, β. auf die Form.
 2) Mit der Feder in der Hand, um sich Auszüge zu machen.
 3) Mit stetem Rückblick auf das Frühere; namentlich muß man sich am Schlusse des Buches über den dadurch bewirkten Fortschritt Rechenschaft geben.

Schluß. Dies muß besonders die Jugend beherzigen, die so leicht auf verderbliche Abwege geräth, damit sie vor Zeitverschwendung und vor Aneignung sittenverderbender Grundsätze bewahrt bleibe.

Ausarbeitung.

Die tiefe Unwissenheit, welche vor nicht gar langer Zeit die Menschheit in dichtes Dunkel hüllte, ist allmählig verschwunden; Künste und Wissenschaften werden eifriger gepflegt, und die jetzige Welt scheint durch verdoppelten Fleiß das nachholen zu wollen, was durch die Unwissenheit unserer Vorfahren versäumt und vernachläßigt worden. Bücher, die früher eine Seltenheit waren, sind jetzt in unzähliger Menge verbreitet und bieten selbst dem weniger Gebildeten Gelegenheit dar, sich zu belehren und zu unterhalten. Reichlich wird diese Gelegenheit benutzt; Alles, was lesen

kann, liest; der Gebildete, der Ungebildete, der Hohe und der Niedrige, jeder Stand, jedes Alter sucht in Büchern Belehrung und Unterhaltung. Doch sehr verschieden sind die Früchte, die aus dieser Leselust hervorsprossen; dem Einen nützt, dem Andern schadet sie, dem Einen verleiht sie Kenntnisse und Bildung, leitet seinen Geist hin auf das Gute und Edle und macht ihn empfänglich für die Tugend. Bei dem Andern bringt sie ganz entgegengesetzte Wirkungen hervor, indem sie böse Neigungen und verkehrte Grundsätze erzeugt.

Verschieden sind aber die Folgen des Lesens, weil sowohl das, was wir lesen, als auch die Art und Weise, wie wir lesen, verschieden ist.

Schädlich können die Folgen unseres Lesens sein, wenn wir schlechte Bücher lesen, Bücher, welche gegen Religion, Sittlichkeit und gegen die Wahrheit verstoßen. Denn wenn wir solche Schriften lesen, wo das Laster entschuldigt, vertheidigt, ja zur Tugend selbst erhoben ist, so wird unser natürlicher Abscheu gegen das Böse vermindert; wir lernen das Laster, welches in ein so unschuldiges Licht gestellt ist, allmählig liebgewinnen, und wenn es einmal so weit gekommen ist, wird es uns keine große Ueberwindung kosten, uns dem Bösen ganz in die Arme zu werfen.

Doch nicht nur schlechte Bücher bringen eine schädliche Wirkung hervor, sondern auch die Lektüre eines an und für sich guten Buches kann mit bösen Folgen verbunden sein, wenn wir nämlich ohne Ernst und ohne tiefere Zwecke, bloß zum Zeitvertreib lesen; denn wenn wir nur lesen, um unsere Einbildungskraft auf eine angenehme Weise zu beschäftigen, dann sind während des Lesens unsere Gedanken nur auf das Unterhaltende gerichtet, wir lassen das wahrhaft Bildende, welches den eigentlichen Werth eines guten Buches ausmacht, unbeachtet und bringen uns so selbst um den Nutzen, den uns ein solches gewähren kann. Und haben wir bei der Lektüre keinen andern Zweck im Auge, als uns zu unterhalten, so werden wir uns auch sicher solche Bücher zu verschaffen suchen, die weniger auf Belehrung und Bildung, als auf Unterhaltung berechnet sind; wir gewinnen solche Bücher lieb, verlieren allen Geschmack an ernsten und gediegenen Schriften, wir werden in der Wahl unserer Lektüre nicht besonders ängstlich sein, und in unserer Lesewuth selbst ein schlechtes Buch nicht verschmähen, wenn es nur unserm Geiste einen augenblicklichen Genuß zu verschaffen verspricht.

Verderblich sind also die Wirkungen, die uns das Lesen bringt, wenn wir entweder in der Wahl unserer Lektüre nicht vorsichtig sind, oder wenn wir nicht auf die rechte Art und Weise lesen; heilsam aber und segenspendend wird der Gebrauch von Büchern für uns sein, wenn wir mit einer guten Wahl die richtige Art in ihrem Gebrauche verbinden.

Vorsichtig und bedachtsam müssen wir in unserer Lektüre sein; nur Solches dürfen wir lesen, was sittlich gut, belehrend und schön ist. Wäh-

rend schlechte Bücher uns verkehrte Grundsätze einpflanzen, und uns überhaupt auf verderbliche Abwege führen, sind gute Bücher, in denen das Gute auf eine anziehende, liebliche Weise geschildert, das Böse hingegen in seiner ganzen Häßlichkeit dargestellt wird, nur dazu geeignet, Abscheu und Haß gegen das Böse in uns zu erwecken, und unserm Geiste Liebe zum Guten und Schönen einzupflanzen.

Durch gute Bücher werden wir hingeführt auf die Bahn des Guten und Edlen; lehrreich müssen dieselben sein, wollen wir uns durch sie Kenntnisse und Bildung verschaffen. Und haben wir auch bei der Lektüre solcher lehrreichen Bücher weniger die Ausbreitung unserer Kenntnisse, als vielmehr eine angenehme und nützliche Beschäftigung unseres Geistes im Auge, so wird sich doch Manches von selbst unserm Gedächtnisse einprägen und so ohne Mühe unser beständiges Eigenthum werden. Wollen wir uns aber auf diese Weise recht Vieles zu eigen machen, so muß die Lektüre nicht nur gut und belehrend, sie muß auch schön sein; denn wenn der Inhalt ansprechend, die Form zierlich und leicht ist, lesen wir mit Genuß und Interesse; wir verweilen mit Freude bei den verschiedenen Ereignissen, und nehmen uns Zeit, das Gute und Belehrende in uns aufzunehmen, wir eignen uns das Schöne allmählig selbst an und ziehen so aus Inhalt und Form reichliche und dauernde Früchte.

Wenn aber auch die Bücher selbst noch so gut wären, so würde die Lektüre derselben dennoch nutzlos für uns bleiben, wenn wir die rechte Art und Weise des Lesens verfehlten. Um uns der Vortheile eines guten Buches theilhaft zu machen, müssen wir mit Aufmerksamkeit lesen; das, was wir lesen, müssen wir zu verstehen suchen, müssen erkennen, wie sich die einzelnen Thatsachen auseinander entwickeln; wenn wir aber ohne Aufmerksamkeit lesen und uns bei den Worten nichts denken wollten, würde die Lektüre nicht nur ohne Genuß und Nutzen für uns sein, sondern sie würde uns nur zum Schaden gereichen, indem wir die so kostbare Zeit gleichsam mit Nichtsthun vergeudeten; denn wie ein altes Sprichwort sagt:

„Lesen, ohne zu verstehen,
Ist so gut, wie Müßiggehen."

Doch nicht auf den Inhalt allein, auch auf die Form muß sich unsere Aufmerksamkeit richten; einen entsprechenden und anschaulichen Ausdruck, die einzelnen Verbindungen, die lebendige und fließende Sprache, sowie die passende Anlage des Ganzen müssen wir besonders beachten und durch wiederholtes Lesen uns einzuprägen suchen.

Aber da selbst ein ausgezeichnetes Gedächtniß nicht immer im Stande ist, sich all das Schöne und Belehrende eines guten Buches durch bloßes Lesen auf die Dauer anzueignen, so ist es von großem Nutzen, mit der Feder in der Hand zu lesen; denn das, was wir schreiben, prägt sich

mit tiefen Zügen unserm Geiste ein, und so machen wir mit Auszügen das Gelesene nicht nur zu unserm unvergänglichen Eigenthum, sondern wir eignen uns auch durch diese nützliche Uebung Gewandtheit der Sprache an.

Ein besonderes Mittel, um mit Nutzen zu lesen, besteht in dem beständigen Rückblicke auf das Frühere; namentlich muß man sich am Schlusse des Buches über den dadurch erlangten Fortschritt Rechenschaft geben; wollen wir nämlich das Gelesene vor der Vergessenheit bewahren, so müssen wir zuvörderst darauf bedacht sein, den Zusammenhang deutlich zu erkennen, da sich ein zusammenhängendes Ganze weit besser behalten läßt, als einzelne, abgerissene Stücke. Und dadurch, das wir uns am Schlusse des Buches von den erlangten Fortschritten Rechenschaft geben, lernen wir unsere Schwächen am besten kennen, und können auf deren Beseitigung den größten Fleiß verwenden; nehmen wir aber wahr, daß sich durch das Gelesene unsere Kenntnisse erweitert und vermehrt haben, so werden wir durch den Erfolg unseres Fleißes ermuntert und zu immer größerer Thätigkeit angefeuert.

Sehr vortheilhaft ist es auch, wenn an der Lektüre ein gleichgesinnter Freund, dessen Streben ebenfalls auf Belehrung gerichtet ist, Theil nimmt, damit man sich mit demselben über das Gelesene unterhalten kann; denn dadurch, daß wir uns über die Personen und Begebenheiten sowie über die Sprache und Ausarbeitung des Buches besprechen, einander Fragen stellen und beantworten, prägen wir uns das Gelesene tiefer ein, wir üben unser Gedächtniß auf eine nützliche Weise und werden angeleitet, uns ein eigenes, selbstständiges Urtheil zu bilden.

Das Lesen ist also gut und zu empfehlen, wenn es auf die rechte Weise geschieht; denn dann ist es ein Mittel gegen den Müßiggang und eine reiche Quelle, sich Kenntnisse und Bildung zu verschaffen. Da es aber auf der andern Seite mit großen und vielen Gefahren verbunden ist, so muß namentlich die Jugend bei ihrer Lektüre die größte Vorsicht und Sorgfalt anwenden, damit sie nicht durch schlechte Bücher oder durch verkehrtes Lesen auf verderbliche Abwege geräth. Will sie aber diese Gefahren vermeiden, so lese sie vor Allem nicht zu Vieles; denn dadurch, daß sie das Wenige gut liest, bleibt sie vor schlechten Büchern bewahrt, und wird in den Stand gesetzt, sich aus guten Schriften gründliche und gediegene Kenntnisse anzueignen.

2. Welche Vorzüge rühmt Sallust an den Römern der früheren Zeit?

Disposition.

Einleitung. Daß Rom in so kurzer Zeit eine so große Macht erlangt hat, verdankt es hauptsächlich den Vorzügen seiner ersten Bewohner.

Ausführung. Welches waren die Vorzüge, welche Sallust an den alten Römern rühmt?

1) Vaterlandsliebe,
2) Heldenmuth und Tapferkeit,
3) Einfachheit und Unverdorbenheit der Sitten,
4) Strenge Rechtlichkeit und Pflichttreue.

Schluß. Als diese Vorzüge anfingen unter den Römern zu schwinden, sank auch der römische Staat von seiner Höhe hinab.

Ausführung.

Von unbedeutenden Anfängen ausgehend wuchs der römische Staat in verhältnißmäßig kurzer Zeit zu einer Größe heran, wie sie kein anderes Volk der alten Welt erreicht hat. Von den engen Grenzen seines ersten Gebietes aus trug Rom siegreich seine Waffen in die entlegensten Länder, zu den äußersten Meeren hin. Der Grund dieses wunderbaren und unaufhaltsamen Vordringens ist hauptsächlich in den hohen Vorzügen der alten Römer zu suchen. Und die römischen Geschichtschreiber der spätern Zeit haben Recht, wenn sie sagen, daß gerade die Tugenden ihrer Vorfahren den Staat zu seiner hohen Macht und Blüthe gebracht haben. Vor anderen Schriftstellern ist es besonders Sallust, der die Vorzüge der alten Römer rühmend hervorhebt.

Durch Vaterlandsliebe insbesondere zeichneten sich nach Mittheilung Sallust's die Römer der früheren Zeit rühmlich aus. Frei von jedem persönlichen Interesse, war das Bestreben der ältesten Bewohner Roms einzig und allein darauf gerichtet, das Wohl des Vaterlandes zu fördern, seinen Ruhm zu mehren und dem römischen Namen bei allen Nationen Achtung und Ehre zu verschaffen. Daher scheuten sie keine Anstrengung, keine Mühe, wenn es dem Vaterlande galt, und Nichts war ihnen zu theuer, was sie nicht gern und freudig dem Vaterlande aufgeopfert hätten. Ein edler Wetteifer beseelte Alle, ihr Leben fürs Vaterland hinzugeben. Um Rom vom Untergang zu retten, faßte Mucius Scävola den kühnen Entschluß, allein in das Lager der Feinde zu dringen und den König Porsenna inmitten seiner Soldaten zu ermorden. Welch glänzendes Beispiel hoher Vaterlandsliebe zeigten nicht jene Decius Mus, die sich alle drei, Vater, Sohn und Enkel dem Tode weihten, um den Feinden den Sieg zu entreißen! Ja der Römer schätzte den Ruhm und das Wohl seines Vaterlandes

höher als das eigne Leben. Weit entfernt, daß Regulus, dem Ansinnen der Karthager entsprechend, sich dazu hergab, den Seinigen einen nicht ehrenvollen Frieden anzurathen und auf diese Weise sein Leben zu retten, kehrte der Edle, die Römer zum Kampfe ermunternd, in die Gefangenschaft der Feinde zurück, ohne die Qualen zu fürchten, die seiner dort harrten.

Vaterlandsliebe war es hauptsächlich, welche die Römer zu jener heldenmüthigen Tapferkeit anfeuerte, die Sallust an seinen Vorfahren nicht genug rühmen zu können glaubt. Tapferkeit war bei den Römern die höchste Tugend, der Inbegriff aller Tugend, und mit „virtus“ bezeichneten sie in ihrer Sprache sowohl Tapferkeit insbesondere als Tugend und Tüchtigkeit überhaupt. In Tapferkeit und Heldenmuth suchten die alten Römer einander zu übertreffen. Ein Jeder, sagt Sallust, beeilte sich, den Feind zu schlagen, die Mauer zu erklimmen, bei Vollbringung großer Thaten geschaut zu werden; das achteten sie für Reichthum, das für guten Ruf und hohen Adel. Mit Löwenmuth stürzten sie sich in das dichteste Schlachtgewühl und durchbrachen die Reihen der Feinde. Nichts vermochte ihrem Andringen zu widerstehen, Nichts sie aufzuhalten. Nicht eher verließen sie das Schlachtfeld, als bis kein gewaffneter Feind mehr sichtbar war. So unterwarfen sie ein Land nach dem anderen, und die mächtigsten Völker mußten sich vor der römischen Tapferkeit beugen. Und hatte selbst eine Schlacht, in Folge widriger Umstände, keinen günstigen Ausgang für die Römer, so mußten doch die Sieger sogar bei den Vortheilen, die sie davongetragen, die Unmöglichkeit einsehen, ein so tapferes Volk gänzlich zu besiegen. So gestand es der große Pyrrhus ohne Rückhalt, daß seine Siege über die Römer ihm selbst den Untergang bereiteten. Auch ein Hannibal mußte endlich der römischen Tapferkeit unterliegen, und Karthago, die Herrin des Meeres, mußte sich vor den Römern beugen. Das einst so mächtige Korinth, die Königin des Isthmus, mußte Rom als Herrin anerkennen. Kein Feind, sagt Sallust, war den alten Römern furchtbar, und ihre Tapferkeit überwand Alles.

Diese bewunderungswürdige Tapferkeit kann nur bei einem Volke sich finden, welches sich durch Einfachheit und Unverdorbenheit der Sitten auszeichnet. Und eben diese Vorzüge besaßen, wie Sallust rühmend berichtet, die Römer der früheren Zeit in besonders hohem Grade. Obgleich dieselben aus den besiegten Ländern unermeßliche Beute und Schätze nach Rom brachten, so war doch die Lebensweise des Volkes überaus einfach. Nicht fand man im alten Rom stattliche Palläste und prächtig angelegte Straßen, sondern es schmückten die Römer, um mit Sallust zu reden, die Tempel der Götter mit Frömmigkeit und ihre Häuser mit Ruhm. Weit entfernt von Prunksucht und Ueppigkeit, beobachteten sie in Kleidung und Speise die größte Einfachheit. Ihre Lieblingsbeschäftigung bestand im Ackerbau, und dieser stand bei den Römern der früheren Zeit in so

hohem Ansehen, daß selbst Senatoren es nicht unter ihrer Würde hielten, hinter dem Pfluge herzugehen. Wurde doch Cincinnatus, der Retter seines Vaterlandes, vom Felde geholt, um mit der Dictatur bekleidet zu werden. Sallust, die weichliche und üppige Lebensweise seiner Zeitgenossen mit der strengen Sitteneinfalt seiner Vorfahren vergleichend, schreibt: „Jene haben nur Freude an Gastgelagen und geben sich ihren Lüsten hin, während diese zu Hause und im Felde gute Sitten pflegten und einen untadelhaften Wandel führten."

Nicht weniger als Einfachheit der Sitten lobt Sallust an seinen Vorfahren strenge Rechtlichkeit und Pflichttreue. Nach seiner Ansicht war es nächst der Tapferkeit eben die Rechtlichkeit seiner ersten Bürger, der Rom sein Emporblühen zu verdanken hatte. Den alten Römer durchdrang die Ueberzeugung, daß der Staat nur durch genaue Beobachtung der Gesetze gedeihen könne, und daher suchte er dieselben unter allen Verhältnissen aufrecht zu halten. Wer sich gegen die Gesetze verfehlt hatte, wurde ohne Rücksicht auf die Person bestraft. Wir bewundern die strenge Gerechtigkeit des Consul Junius Brutus, der seine eigenen Söhne als Landesverräther hinrichten ließ. Unbegreiflich erscheint uns die rücksichtslose Strenge eines Manlius Torquatus, der zwar die Tapferkeit seines siegreichen Sohnes belobte, ihn aber nichts desto weniger enthaupten ließ, weil er seinem, des Consuls Befehle, zuwider gehandelt habe. So konnte Nichts die alten Römer bewegen, von der Erfüllung ihrer Pflichten abzuweichen; weder persönlicher Vortheil noch Gefahren, weder glänzende Versprechungen noch Drohungen vermochten ihre Rechtlichkeit und Pflichttreue zu erschüttern. „So wenig mich gestern Dein Gold gereizt hat, so wenig schreckt mich heute Dein Elephant," sprach der wackere Fabricius zum Könige Pyrrhus, als dieser ihn sowohl durch blendende Versprechungen als durch Drohungen zu bewegen suchte, seiner Pflicht untreu und an seinem Vaterlande zum Verräther zu werden. Dieselbe Rechtlichkeit war es, welche Fabricius bestimmte, jenen treulosen Arzt von sich zu weisen, der sich erbot, den gewaltigen Gegner der Römer aus dem Wege zu räumen. Solcher Rechtlichkeit konnte selbst Pyrrhus seine Anerkennung nicht versagen und er gab dem Feinde das ehrende Zeugniß: „Fabricius ist ebenso wenig von dem Wege der Tugend, wie die Sonne von ihrer Bahn abzulenken."

Vaterlandsliebe, Heldenmuth und Tapferkeit, Einfachheit der Sitten und strenge Rechtlichkeit und Pflichttreue sind die Vorzüge, die Sallust an den alten Römern rühmt. In demselben Maße aber, wie er seine Vorfahren wegen dieser Tugenden erhebt, in demselben Maße tadelt er seine Zeitgenossen, weil sie die Vorzüge ihrer Väter verloren hätten. Und nicht unbegründet war dieser Tadel. Ehrgeiz und Habsucht, Sittenlosigkeit und Willkür hatten bei den Zeitgenossen Sallusts die früheren Tugenden

verdrängt, und der römische Staat, wie er durch die Vorzüge seiner ersten Bewohner groß und mächtig geworden, ging seinem Untergange entgegen, als spätere Generationen entartet die Grundsätze ihrer Väter verleugneten.

3. Die Unbekanntschaft mit der Zukunft ist uns ersprießlicher als die Kenntniß derselben.

Disposition.

Einleitung. Vieles kann der Mensch erforschen; Manches bleibt ihm dunkel, — so ist die Zukunft für ihn unerforschlich, und dies ist gut für ihn; denn die Unbekanntschaft mit der Zukunft ist uns ersprießlicher, als die Kenntniß derselben.

Ausführung.

A. Die Unbekanntschaft mit der Zukunft ist uns nützlich; denn

Wir leben in beständiger Hoffnung auf das Gelingen unserer Pläne und bieten Alles auf, sie zu erreichen.

B. Die Kenntniß der Zukunft wäre uns nachtheilig; denn

1) Harrte unser Unglück, so würden wir verzweifeln, z. B. würde Cäsar, hätte er sein Ende gewußt, so große Thaten vollbracht haben?

2) Harrte unser Glück, so würde unser eifriges Streben nach demselben erkalten; schwerlich würde Demosthenes, hätte er die Zukunft gekannt, sich so viele Mühe gegeben haben, den Fehler, den die Natur an ihm begangen, wieder gut zu machen.

Schluß. Es ist daher gut, daß uns die Zukunft verborgen ist; und wenn wir unsere Pflicht gewissenhaft erfüllen, brauchen wir ihr Dunkel nicht zu fürchten.

Ausführung.

Des Menschen forschender Geist strebt beständig darnach, das ihm Unbekannte kennen zu lernen. Vielfach wird dies Streben belohnt; manches Geheimniß der Natur, das früher unbegreiflich war, hat er durch Forschungen und Betrachtungen enthüllt. Vieles giebt es hingegen auch, was er nicht ergründen kann, was ihm nach dem weisen Rathschlusse des Schöpfers verborgen bleiben muß; so strengt sich der menschliche

Geist vergebens an, den undurchdringlichen Schleier, der die Zukunft seinem spähenden Auge verbirgt, zu lüften. Die Vergangenheit kennt er, die Gegenwart ist in seine Gewalt gegeben, aber aus weisen Gründen ist ihm die Zukunft verborgen; denn „die Unbekanntschaft mit der Zukunft ist ersprießlicher, als die Kenntniß derselben.“

Die Unbekanntschaft mit der Zukunft ist uns nützlich; denn da der Mensch nicht weiß, ob sie ihm Gutes oder Böses in ihrem Schooße birgt, so lebt er in einer beständigen Hoffnung; und gerade die Hoffnung ist es, welche ihm Trost und Standhaftigkeit im Unglücke, Muth und Ausdauer in der kräftigen Verfolgung seiner Pläne verleiht. Die Hoffnung bewahrt den Unglücklichen, der unter den herben Schlägen eines feindlichen Geschickes seufzt, vor gänzlicher Verzweiflung; sie stärkt ihn in der Ertragung seiner Leiden durch die Aussicht auf bessere Tage und gibt ihm ein Mittel an die Hand, das Mißgeschick zu bekämpfen und zu besiegen. Die Hoffnung, diese unzertrennliche Begleiterin des menschlichen Lebens, die selbst den Kranken im Angesichte des Todes nicht verläßt, würde aufhören, des Menschen Leben zu verschönern und ihm sein Loos in jeder Lage zu versüßen, wenn wir nichts mehr zu hoffen hätten, wenn die Zukunft mit ihren Freuden und Leiden enthüllt vor unsern Augen läge.

Die Alles belebende Hoffnung, würde verschwinden und einer einseitigen Bestimmtheit Platz machen; und wie nützlich die Unbekanntschaft mit der Zukunft ist, so nachtheilig würde deren Kenntniß für uns sein; denn harrte unser Unglück, so würden wir verzweifeln und die Hoffnung könnte uns nicht mehr erheitern; wir sähen das Unglück, das uns bevorsteht, klar voraus; wir würden es, durch die grause Gewißheit vergrößert, doppelt empfinden; der beständige Gedanke daran verbitterte uns jegliche Freude; angst- und sorgenvoll würden wir das Mißgeschick langsamen Schrittes gegen uns heranziehen sehen, unser ganzes Leben wäre voll von Angst und banger Erwartung. Sehr schön und wahr drückt sich hierüber Cicero aus: „Effugere nemo id potest, quod futurum est. Saepe autem ne utile quidem est scire, quid futurum sit; miserum est enim, nihil proficientem angi, nec habere ne spei quidem extremum et tamen commune solatium.“ Cic. N. D. lll. 6, 14. Wären wir mit dem Mißgeschicke, das uns bevorsteht, bekannt, so würde uns die Gewißheit desselben abhalten, kräftige und zweckmäßige Mittel zur Abwendung des drohenden Unheils zu ergreifen; wäre dem Blicke der Menschen enthüllt, wie oft ihre edelsten Bestrebungen verkannt würden, welch trauriges Ende sie zuweilen selbst nach den herrlichsten Thaten erwartete, schwerlich würden sie den Muth und die Kraft haben, nur um des Guten selbst willen denen ihre Bemühungen und Fähigkeiten zu weihen, die sie ihnen mit Undank vergelten würden; nirgends würden wir ein herrliches Beispiel bewunderungswürdiger Männer finden, die ihr ganzes Leben damit

zugebracht haben, entweder ihre Mitmenschen zu beglücken, oder sich selbst Ruhm und Ehre zu erwerben, wenn sie den Erfolg ihrer Bemühungen vorausgesehen hätten. Würde selbst Cäsar, hätte er sein schreckliches Ende gekannt, seines Ruhmes und seiner Größe wegen sich so vielen Gefahren unterzogen, so manches Opfer gebracht haben?

Hätten wir aber im Gegentheil die feste Gewißheit, daß uns Glück erwarte, so würde unser eifriges Streben nach demselben erkalten; jeden anstrengenden Weg, jedes mühevolle Unternehmen, das uns zu unserm Ziele führen könnte, würden wir verschmähen und uns nicht an dem Gedanken erfreuen können, uns durch eigne Tüchtigkeit mit Beseitigung vieler Hindernisse das Gute bereitet zu haben, ein Gedanke, der erst den wahren Genuß desselben zu vollenden vermag; und hätte Jeder gewußt, welches Glück ihm beschieden war, manche edle und große That, einzig zur Erreichung desselben vollbracht, manche übermenschliche Anstrengung großer Männer würden wir vermissen, und vielleicht an Demosthenes nur seine seltene Rednerkunst, nicht aber seine eiserne Charakterstärke bewundern müssen. Und stände vor unsern Augen eine glückliche Zukunft enthüllt da, wir würden nicht das, was uns von selbst zu Theil wird, auf mühevollem Wege zu erlangen suchen; in schlaffer Unthätigkeit würden wir es erwarten, uns allmählig an den Gedanken unseres Glückes gewöhnen und die Freude nur halb empfinden, da ihr größter Reiz, welcher in dem plötzlichen und unerwarteten Eintreten besteht, für uns verloren ginge.

Zu unserm eigenen Besten ist es daher, daß uns die Kenntniß der Zukunft, welche unser Glück vermindern, unser Unglück nur vermehren würde, aus liebevoller Fürsorge vom Schöpfer versagt ist. Denn sind wir auch nicht im Stande, das Künftige vorher zu bestimmen, so können wir doch Manches, indem wir Thatsachen aus der Vergangenheit mit der Gegenwart zusammenstellen, erschließen; und wenn wir immer treu und redlich unsere Pflicht erfüllen, so brauchen wir nicht ängstlich vor dem Dunkel der Zukunft zurückzubeben, sondern Alles, was sie über uns verhängt, wird sich zu unserm Besten wenden; das Glück wird uns angenehm und willkommen sein, und das Unglück wird uns wohlgerüstet antreffen.

4. Arminius der Befreier und Bonifacius der Beglücker Deutschlands.

Eine Rede.

Disposition.

Einleitung. Verhältnisse, welche die Rede veranlassen.

Ausführung.

A. Arminius, der Befreier Deutschlands.
Harter Druck, unter dem Deutschland seufzte. — Seine Befreiung durch Arminius, — dessen große Verdienste um unser Vaterland.

B. Bonifacius, der Beglücker Deutschlands.
Zu der äußern Unabhängigkeit fügte Bonifacius die innere Freiheit und machte dadurch das Volk glücklich. — Begriff der innern Freiheit. — Diese innere Freiheit, auf der das Glück eines Volkes beruht, fehlte den Deutschen. — Tiefe Verkommenheit derselben, hervorgerufen durch das Heidenthum. — Veredlung des sittlichen Zustandes durch das Christenthum, — dessen wohlthätiger Einfluß auf die Bildung der höchst unwissenden Menschen. — Glücklicher Zustand also durch das Christenthum herbeigeführt; und Bonifacius, als der Verkünder des Christenthums, ist der Urheber des glücklichen Zustandes, der Beglücker Deutschlands.

Schluß. Auch wir sind diesen großen Männern zu Dank verpflichtet; diesen können wir am besten dadurch bethätigen, daß wir, ihrem Beispiele folgend, nach Kräften zur Freiheit und zum Glücke unseres Vaterlandes beitragen. Anknüpfung an die Umstände, durch welche die Rede veranlaßt worden.

Hochgeehrte Versammlung!

Es ist eine freudige Feier, welche die Bürger dieser Stadt, sowie die Zöglinge unserer Anstalt so zahlreich hier versammelt hat. Unsere Anstalt, die durch ihr gesegnetes Wirken ein Zierde der Stadt ist, soll auch in äußerer Beziehung eine würdige Ausschmückung erhalten. Sie wird fortan geziert sein mit den Standbildern zweier Männer, welche sich durch ihre außerordentlichen Verdienste um unsere Nation unendliche Ansprüche auf unser Aller Verehrung und Dankbarkeit erworben haben, Männer, die in ganz verschiedener Weise das Wohl unseres Vaterlandes suchten, die durch die Art ihres Wirkens den doppelten Zweck unserer Anstalt versinnbilden. Nichts ist mehr geeignet, unsere Lehranstalt, die eine Pflanzschule der Vaterlandsliebe und Tapferkeit, der Gottesfurcht und Wissenschaft sein soll, auf eine würdige Weise auszuschmücken, als die Statuen des Arminius und Bonifacius, wovon der Eine durch seine

Vaterlandsliebe und Tapferkeit der Befreier, der Andere, indem er Gott kennen und fürchten lehrte, indem er mit der Frömmigkeit Wissenschaft verbreitete, der Beglücker Deutschlands ward. Während ich nun versuchen werde, zu der heutigen Feier Ihnen die Verdienste jener großen Männer, die durch die Errichtung ihrer Statuen gleichsam in ein innigeres Verhältniß zu unserer Anstalt treten, würdig darzustellen, schenken Sie mir Ihre aufmerksame Theilnahme.

Groß sind die Verdienste des Arminius: ihm verdankt Deutschland seine Befreiung aus schmählicher Knechtschaft. Die Römer, die sich über den ganzen Erdkreis ausbreiteten, hatten auch in Germaniens Wälder ihre siegreichen Adler getragen. Der römischen Kriegskunst war die deutsche Tapferkeit erlegen, und was die Römer durch Gewalt der Waffen gewonnen, wußten sie durch schlaue Politik zu befestigen, zu erweitern, und nach manchen blutigen Kämpfen mußten alle deutschen Stämme sich unter das Joch der fremden Eroberer beugen. Um die Ketten des besiegten Germaniens noch fester zu schmieden, suchte der listige Römer deutsche Sitteneinfalt zu verdrängen und die tapfern Söhne Teuts durch seine eigene Lebensweise zu schwächen und zu entnerven. Und in der That, mancher vornehme Deutsche vertauschte seine einfachen Sitten mit der entarteten Lebensweise der Römer, lernte bei römischen Schwelgereien den traurigen Zustand des Vaterlandes vergessen, wo die Herrschaft der Eroberer immer erniedrigender, immer drückender ward. Deutschlands Freiheit war zu Grabe getragen, aber glorreich sollte sie auferstehen. Der edelste Fürstensohn des unterdrückten Germaniens sollte seinem Volke die Freiheit wiederschenken; Arminius fühlte sich dazu berufen, die Ketten der Sklaverei zu sprengen, und dieses erhabene Ziel, welches er mit aller Kraft seines Geistes verfolgte, hat ihm in Widerwärtigkeiten und Gefahren Muth und Kraft verliehen, hat ihn zu einem thätigen und besonnenen Handeln angeleitet und gekräftigt. Seine innige Liebe zum Vaterlande war zu fest gewurzelt, als daß sie selbst durch die ausgesuchtesten Genüsse des üppigen Rom hätte vertilgt werden können. Mitten in den Freuden, von denen mancher deutsche Jüngling berauscht das fremde Joch leicht und angenehm fand, erstarkte die Liebe zum geknechteten Vaterlande in Arminius Brust, und je tiefer sein Blick die Verhältnisse durchschaute, desto mehr reifte sein Entschluß, der Befreier des Vaterlandes zu werden. Während er seine hohen Entwürfe vor den spähenden Römern zu verbergen wußte, war er im Stillen eifrigst bemüht, dieselben zur Ausführung zu bringen. Er wandte Alles auf, seinen Landsleuten den Druck der Sklaverei recht fühlbar zu machen, damit sie von Liebe zur Freiheit beseelt, die Waffen ergriffen zur Befreiung des Vaterlandes. Die Gefühle, die seine eigene Brust durchströmten, theilte Arminius dem ganzen Volke mit. Alle harrten des

Aufrufes eines Führers, bereit, mit ihrem Blute die Freiheit zu erkaufen. Arminius war am Ziele seiner glühendsten Wünsche, seiner eifrigsten Bestrebungen. Die grause Schlacht im Teutoburger Walde entschied das Schicksal der Deutschen, krönte die rastlosen Bemühungen Arminius mit dem besten Erfolge. Rom's sieggewohnte Legionen wurden vernichtet in dem herrlichen Kampfe, von dem nach Jahrtausenden ein neuer Barde singt:

„Der Eroberer Kette tönte laut!
„Viel lauter tönet nun der Waffenklang
„Der siegenden Deutschen
„Und der fallenden Römer!"
(Klopstock. Aus dem Bardiet: Hermann's Schlacht.)

Hätte nicht Arminius in dieser glorreichen Schlacht der Römer stolze Macht vernichtet, welches Schicksal würde wohl unser Vaterland erwartet haben? — Trauriger Gedanke! Vielleicht würde unter dem römischen Joche der neue Name ruhm- und spurlos verschwunden sein! den Gebräuchen der Eroberer wäre deutsche Sitte zum Opfer gebracht worden, und vor den Klängen der Römer hätte verstummen müssen die herrliche Sprache Teutonia's, die der begeisterte Dichter preiset:

„Und es schwebt doch kühn und gewiß Teutona
„Wendungen hin, die Hellänis sogar
„Nicht Alle, mit stolzem Gefühl
„Des Gelingens sich erköre."
(Klopstock. Die Sprache.)

Doch Arminius hatte Deutschland vor einem solchem Geschicke bewahrt; ihm, seinem Befreier vom Joche der Römer, verdankt Deutschland sein Bestehen, seinen Ruhm, seine Größe. In ihm erkennt und verehrt der Deutsche den Erhalter deutscher Sitte und deutscher Sprache, und Arminius Name wird fortleben bis in die fernsten Geschlechter in der Brust eines Jeden, der deutsch denkt, deutsch redet! —

Durch Arminius war Deutschland von fremder Herrschaft frei geworden, — doch glücklich war es nicht. Denn soll ein Volk glücklich sein, so muß sich mit der äußern Freiheit die innere Freiheit verbinden. Die innere Freiheit aber besitzt der, welcher gestützt auf die Gesetze der Religion und des Staates, die Sinnlichkeit durch die Vernunft zügelt und leitet. Wenn nun diese innere Freiheit des Einzelnen das Eigenthum des ganzen Volkes wird, dann ist ein Volk frei im höhern Sinne des Wortes und eben durch diese Freiheit beglückt. Arminius hatte seinem Vaterlande die äußere Freiheit errungen, die innere Freiheit den Deutschen zu bringen, war einem Andern vorbehalten, und Bonifacius war es, der durch das Geschenk dieser Freiheit der Beglücker Deutschlands ward. Hatte Arminius sein Volk von dem Joche fremder Eroberer

befreit, so befreite Bonifacius die Deutschen von der noch drückenderen Herrschaft der eigenen Sinnlichkeit. Werden auch die Keuschheit, Gastfreundschaft, Biederkeit und Treue unserer Vorfahren selbst von ihren Feinden mit Bewunderung anerkannt und gepriesen, hatten sie auch im Vergleich mit den entarteten, lasterhaften Römern eine sehr hohe Stufe der Sittlichkeit erreicht, so konnte es doch nicht ausbleiben, daß unter dem verderblichen Einflusse eines blinden Heidenthums der sittliche Zustand an und für sich höchst traurig und beklagenswerth war; denn durch das Heidenthum wird der Sinnlichkeit Vorschub geleistet, und wo das Götzenthum mit seinen Finsternissen die Menschen umnachtet, da liegt die Sittlichkeit darnieder. So war die Blutrache bei den Deutschen von der Religion geboten, und wer dieses heilige Gesetz verletzte, war als ein Feigling der allgemeinen Verachtung ausgesetzt; durch kein Gesetz wurde des Deutschen Hang zur Trunkenheit gezügelt, und dieses entehrende Laster richtete im ganzen Volke die schrecklichsten Verheerungen an. Mit diesen und manchen andern Fehlern vereinigte sich die tiefste Unwissenheit, der finsterste Aberglaube, um den unglücklichen Zustaud noch unglücklicher zu machen. Ja, beklagen muß man den traurigen Zustand unserer Vorfahren, bei denen Rache für Tugend, Mord für Pflicht gehalten ward, wo die Sinnlichkeit, durch kein Gesetz der Religion beschränkt, frei und zügellos schaltete! — Wohl kann Deutschland den seinen Beglücker nennen, dem es die Befreiung von einem so unglücklichen Zustande zu verdanken hat. Ja, Bonifacius ist der Beglücker Deutschlands, und seine Verdienste um unser Vaterland sind um so größer, je niedriger der sittliche Standpunkt, dem er dasselbe entrissen, je höher die Stufe der Gesittung, zu welcher er es erhoben hat. Bonifacius hat das deutsche Volk von dem finstern Heidenthum zu dem Glauben an den einzig wahren Gott bekehrt, hat unsern heidnischen Vorfahren die christliche Religion verkündet, durch die allein die Menschen wahrhaft glücklich werden. Durch den wohlthätigen Einfluß des Christenthums, welches dem vom Götzenthum verblendeten Volke seine wahre Bestimmung erkennen und erreichen lehrte, wurde der sittliche Zustand verbessert, veredelt. Die Laster und grausen Gebräuche des Heidenthums wurden durch die sanfte Lehre Christi verdrängt. Unter dem Einflusse der christlichen Religion, wodurch die natürlichen Vorzüge der Deutschen immer mehr entwickelt wurden und sich zu den herrlichsten Tugenden gestalteten, wurde jener glückliche und zufriedene Zustand hervorgerufen, der mit dem früheren Heidenleben im größten Widerspruche stand.

Doch das Christenthum wirkte nicht nur veredelnd, es wirkte auch bildend auf die Menschen ein. Durch den fortdauernden Einfluß des Christenthums wurden unsere Vorfahren, deren größtes Vergnügen in

den Gefahren des Krieges und der Jagd bestand, dahin gebracht, daß sie ihre unwirthlichen Wälder verließen, daß sie ihrer freien, ungebundenen Lebensweise entsagten und sich zu einem friedlichen, geselligen Leben vereinigten. Und wie das Christenthum weiter Verbreitung fand, so wurden auch die Menschen empfänglicher für die Bildung. Die tiefe Unwissenheit, welche die Menschen bis dahin umfangen hielt, mußte weichen, und unter der eifrigen Pflege des Bonifacius gedieh der geistige Zustand des Volkes immer mehr und mehr. Die hohe Vollendung der Bildung, die sich nach einem so glücklichen Anfange erwarten ließ, ist in späterer Zeit dem deutschen Volke in vollem Maaße zu Theil geworden. Durch die Religion wurde Kunst und Wissenschaft gepflegt und gefördert, und durch diese die Religion verherrlicht. Alles, was Deutschland auf dem Gebiete der Kunst und Wissenschaft Großes geleistet hat, verdanken wir den Bemühungen des Bonifacius, der der Begründer deutscher Bildung und eben hierdurch der Beglücker Deutschlands ist, indem durch Bildung, die vom Christenthum ausgeht, eine Nation glücklich wird. —

Arminius und Bonifacius haben also die gerechtesten Ansprüche auf unsere Verehrung und Dankbarkeit, indem sie mit unserm Vaterlande auch uns frei und glücklich gemacht haben. Wodurch aber können wir diesen erhabenen Männern unsere Verehrung und dankbare Gesinnung bethätigen? Wie können wir zeigen, daß sie ihre Verdienste nicht an Unwürdige verschwendet haben? Glauben wir nur nicht, genug gethan zu haben, wenn wir unsere Verehrung gegen die Befreier und Beglücker unseres Vaterlandes durch Errichtung von Statuen an den Tag legen! O nein! dieses äußere Zeichen unserer Dankbarkeit soll uns vielmehr zur beständigen Mahnung dienen, das große Werk dieser Männer nach Kräften fortzusetzen, die Freiheit und das Glück des Vaterlandes, hervorgehend aus inniger Vaterlandsliebe und Tapferkeit, aus Gottesfurcht und Bildung, möglichst zu erhöhen und zu vermehren. So zu handeln ist die Pflicht eines Jeden, der jenen Männern die Befreiung und Beglückung seines Vaterlandes zu verdanken hat. — Aber unsere Anstalt, die von nun an gleichsam unter den besondern Schutz derselben tritt, wird in ihren Statuen auch die ganz besondere Aufforderung erkennen, noch eifriger als bisher danach zu streben, ihren Zöglingen solche Gesinnungen einzuflößen, daß sie freudig dem Vaterlande ihre Dienste weihen, sie so heranzubilden, daß sie durch einen sittlichen Wandel, durch tiefe Gelehrsamkeit auch unter ihren Mitbürgern Sittlichkeit und Bildung heben und fördern. — Mögen Sie hierzu, meine Freunde, Ihre Bemühungen mit dem Bestreben der Anstalt vereinen, mögen Sie mit Muth und Beharrlichkeit dem Vorbilde jener erhabenen Männer nacheifern! Lernen wir von Arminius Vaterlandsliebe und Tapferkeit, auf daß wir bereit seien, in der Stunde der Gefahr Gut und Blut auf dem

Altare des Vaterlandes zu opfern! Das Beispiel des Bonifacius sei uns eine Ermunterung, unaufhaltsam fortzustreben auf dem Wege der Gottesfurcht und Wissenschaft!

Möge die heutige Feier in uns Allen solche Gesinnungen hervorrufen, und möge so die äußere Zierde unserer Anstalt dazu beitragen, ihre segensreiche Wirksamkeit zu erhöhen! —

5. Erläuterung des Motto zu Schiller's Glocke: „Vivos voco, mortuos plango, fulgura frango"

Disposition.

Einleitung. Geschichte der Glocke.

Uebergang. Sie zeigt die wichtigsten Ereignisse im Leben an; sie ruft die Lebenden, betrauert die Gestorbenen, und bricht (nach der Meinung unserer Vorfahren) die Blitze.

Ausführung. A. Sie ruft die Lebenden:

1) Bei der Geburt.
2) Bei der Ehe.
3) Bei dem Verlaufe einer jeden Stunde.
4) Zum Gebete.
5) Bei Ueberschwemmungen.
6) Beim Brande.
7) Beim Aufruhr.

B. Beklagt die Todten:

Bei der Beerdigung.

C. Bricht die Blitze:

Eine irrige Ansicht unserer Vorfahren.

Schluß. Kurze Zusammenfassung des Ganzen.

Ausführung.

In den ältesten Zeiten schon herrschte der Gebrauch, wichtige Ereignisse und große Feste durch den Klang der Glocken oder ähnlicher Einrichtungen anzuzeigen und zu verherrlichen. Wenn auch die Glocken, wie wir sie jetzt haben, damals noch unbekannt waren, so reicht doch der Gebrauch von Schellen und Glöckchen bis in die ältesten Zeiten hinauf, und Spuren davon finden wir schon bei den Lakedämoniern und Israeliten. Erst später, nämlich im fünften Jahrhunderte, lernte man die Glocke in ihrer jetzigen Form und Größe kennen, und eine beständige

Gefährtin und treue Freundin des Menschen, nimmt sie Theil an seinen mannigfaltigen Verhältnissen und begleitet ihn durch sein vielbewegtes Leben von der Geburt bis zum Grabe. Hoch vom Thurm herab läßt sie ihre gewaltige Stimme erschallen, weit hinaus sendet sie ihre ergreifenden Klänge:

Vivos voco, mortuos plango, fulgura frango. —

Vivos voco. Schon bei der Geburt empfängt die Glocke den Menschen mit freudig feierlichem Geläute, und führt ihn ein in das ernste Leben, das in dunkler Zukunft verschleiert vor ihm liegt. Noch schützt das Kind die sorgsame Pflege der liebenden Mutter vor jeder Gefahr; aber dem ungewissen Schicksale ist es anheimgestellt, wie sich die Zukunft gestaltet, ob sie ihm in ihrem Schooße Glück oder Unglück, Gutes oder Böses birgt.

Schnell schwindet die Jugendzeit dahin; das Kind wird zum Knaben, und der Knabe reift zum Jünglinge heran; die Freuden der Kinderjahre haben keinen Reiz mehr für ihn. Andere Gefühle nehmen Platz in seinem Herzen, die Liebe ist es, welche ihren mächtigen Einfluß auf ihn ausübt. Er fühlt die Einsamkeit des Lebens und sehnt sich, sein Loos an ein Wesen zu ketten, das ihm, Freud und Leid in allen Verhältnissen theilend, auf dem rauhen Pfade des Lebens liebend zur Seite steht. Wenn er dann am Ziele seiner Wünsche steht, wenn er die theure Braut zum Altare führt, um den Bund der Liebe durch den Segen der Kirche zu weihen und zu heiligen, dann nimmt die Glocke Theil an seiner Freude, ihre feierlichen Klänge schallen vom Thurme herab und laden die Gläubigen ein zu der hohen Feier.

Gar zu schnell verschwindet dem Glücklichen die Zeit, auf allzu raschem Flügel eilt sie ihm dahin. Die Glocke, die Theilnehmerin seiner Freude, die vorher freudig in seinem Jubel einstimmte, scheint jetzt neidisch über sein Glück zu sein; gar zu oft erhebt sie ihre Stimme und ruft ihm zu, daß schon wieder eine Stunde von seiner Seligkeit verflossen ist. Sie ermahnt ihn, die Zeit gut zu benutzen, fordert ihn zum Nachdenken auf, wie er die vergangene angewandt, ob zur Verrichtung edler und guter Handlungen, oder ob er sie leichtsinnig vergeudet und zu schlechten Thaten mißbraucht hat. Sie erinnert ihn, wie er schon wieder um einen Schritt dem Grabe näher gerückt ist, leitet seinen Geist zu heilsamen Betrachtungen über die Vergänglichkeit der Welt und die Ewigkeit des zukünftigen Lebens und fordert ihn auf, seine Zeit gut zu benutzen.

Und bereitwillig folgt er nun dem Rufe, wenn die Glocke mit ernsten, feierlichen Klängen die Gläubigen zum Gebete einladet, um in gemeinsamer Andacht ihrem Schöpfer Anbetung und Verehrung darzubringen.

Doch das feierliche Geläute der Andacht verwandelt sich oft in grausigen Angst- und Hülferuf. Nicht immer fließt das Leben leicht und

ruhig dahin, sondern mancherlei sind die Unfälle und Widerwärtigkeiten, welche dasselbe trüben; nicht nur vom Menschen werden diese dem Menschen bereitet, sondern auch die Kräfte der Natur drohen ihm, wenn sie wild die ihnen angewiesenen Schranken verlassen, Unheil und Verderben. Wenn die Fluthen das Gesetz des Gehorsams, das ihnen der Mensch gestellt, nicht mehr beachten, wenn sie, aufgeregt über den Zwang, den er ihnen bis dahin auferlegt, ihr Bett verlassen und ihre gewaltsam errungene Freiheit zum Schaden desselben mißbrauchen, nicht nur sein Eigenthum zerstören, sondern auch sein Leben gefährden, wenn Alles vor den andringenden Wogen auf höher gelegene Orte flüchtet, dann schallt mit ängstlichem Hülferufe die Glocke hinaus in die Umgegend und fordert die Bewohner zur schnellen und thätigen Hülfe auf.

Nicht minder ruft sie unsere Kräfte zur Hülfe um Rettung der Mitmenschen, wenn das Feuer seine enge Behausung verläßt, sich zürnend auf die Wohnungen stürzt, wenn die Flammen prasselnd und knisternd um sich greifen und Alles in Schutt und Asche zu verwandeln drohen. Dann theilt uns wieder die Glocke mit schrillen, durchdringenden Schlägen das Unglück unserer Brüder mit und fordert uns auf, ihnen willig und schnell in der Stunde der Gefahr beizustehen.

Furchtbar ist der Kampf mit den Elementen; furchtbarer und schrecklicher ist es, wenn die Menschen gegen einander das Mordschwert ziehen und sich in ungerechtem Streite zu vernichten suchen. Wehe, wenn der Zunder der Zwietracht angefacht wird, wenn die Flamme des Aufruhrs und des Bürgerkrieges zu gewaltigem Brande gräßlich emporlodert! Wehe! wenn sich das Volk gegen die Gesetze empört, wenn es, um sich von dem Drucke eines verhaßten Joches zu befreien, gewaltsam die fesselnden Ketten zu sprengen sucht, wenn sich alle Bande der Ordnung und des Gehorsams lösen, und der Mensch, gleich einer entfesselten Furie, seinen Leidenschaften frei die Zügel schießen läßt. Mit grausigen Tönen muntert dann die Glocke den ergrimmten Haufen auf, voranzuschreiten auf dem Wege nach einer vermeintlichen „Freiheit und Gleichheit", und die Klänge, die sonst nur dem Frieden geweiht sind, senken Erbitterung und Mordlust in die Herzen des aufgeregten Volkes.

Mortuos plango. Die Glocke, welche den Menschen auf seinem ersten Wege geleitet, ihn gleichsam in das Leben einführt und in demselben an seinen mannigfachen Geschicken und verschiedenen Verhältnissen Theil nimmt, sie gibt ihm auch das Geleit, wenn er aus dem Leben scheidet. Wenn sich nach einem sturmbewegten Leben die Seele, frei von den Fesseln des Körpers, leicht hinaufschwingt zu ihrem Schöpfer, um vor dem Richterstuhle seiner Gerechtigkeit ihr Urtheil zu vernehmen, wenn sie Alles verlassen muß, was ihr auf Erden lieb war, wenn nicht der Jammer, nicht die Thränen der Hinterbliebenen sie zurückhalten können, dann

beklagt die Glocke dumpf und schwer mit traurigen Klängen den Hingeschiedenen und mischt ihre Klagen in den Schmerz der theueren Angehörigen. —

Fulgura frango. Bei unsern Vorfahren war die Bestimmung der Glocke noch mannigfaltiger, als bei uns, indem nach ihrer Meinung durch das Läuten derselben die zerstörende Wirkung des Blitzes aufgehoben wurde. Das Irrige dieser Ansicht ist indessen jetzt ausgemacht, und es ist sogar dargethan, daß durch die Bewegung der Glocken die Luft erschüttert und der Blitz angezogen wird. —

Gleichwohl bleibt auch bei uns die Bestimmung der Glocke auch jetzt noch ebenso mannigfach als bedeutungsvoll. Denn alle wichtigen Ereignisse des menschlichen Lebens zeigt sie an; in unsern verschiedensten Lagen und Verhältnissen läßt sie ihre Stimme erschallen. Bald nimmt sie mit frohen Klängen Theil an unserm Glücke, bald verkündet sie uns mit grausigen Tönen die Bedrängniß unserer Brüder und treibt uns zu eiligem Beistande an; bald führt sie einen Menschen in das Leben ein, bald giebt sie ihm klagend das Geleit auf seinem letzten Wege; bald ruft sie die frommen Gläubigen zur Andacht, bald stimmt sie die Loosung zur Gewaltthat und Empörung an.

6. Inwiefern ist die Zunge das wohlthätigste und das verderblichste Glied des Menschen?

Disposition.

Einleitung. Alle Gaben des Geistes und des Körpers kann der Mensch auf eine gute und auf eine schlechte Weise gebrauchen. So auch die Zunge.

Ausführung. A. Wohlthätig ist die Zunge, insofern durch sie
1) Die Geselligkeit gefördert,
2) Der Unwissende belehrt,
3) Der Unglückliche getröstet,
4) Das Recht vertheidigt wird.

B. Verderblich ist die Zunge, indem sie das Mittel ist zur
1) Plauderhaftigkeit,
2) Verrätherei,
3) Verläumdung,
4) Verführung,

Schluß. Rückblick aufs Ganze und Folgerung.

Ausführung.

Mit mancherlei Gaben und Vorzügen des Geistes und Körpers ausgestattet, wurde der Mensch auf die Erde gesetzt. Seinen Geist rüstete Gott mit Vernunft, Verstand und Freiheit des Willens aus, nach welcher er sowohl die Kräfte des Geistes, wie auch den Körper mit allen seinen Theilen und Gliedern, auf eine edle und gute, aber auch auf eine verkehrte Weise gebrauchen kann. Und wie die edelsten Kräfte und Fähigkeiten des Geistes, wenn sie mißbraucht werden, in ihren Folgen die verderblichsten sind, so wirkt auch der Mensch durch die Glieder seines Körpers, durch deren gute Benutzung er großen Segen stiften kann, am verderblichsten, wenn er sich ihrer, die Absicht seines Schöpfers verkennend, zu schlechten Zwecken bedient. So groß auch der Nutzen, so unermeßlich auch der Segen ist, den der Mensch bei gutem Gebrauche durch die Zunge stiften kann, um so furchtbarer und schrecklicher wirkt dies kleine Glied, wenn es unbewacht und ungezügelt zum Bösen seine Dienste beut.

Wohlthätig ist die Zunge, insofern durch sie der Mensch in den Stand gesetzt wird, dem Menschen seine Gedanken, Gefühle und Wünsche zu offenbaren: als Organ der Sprache. Der Mensch hat in seinem Innern den Trieb, sich dem Menschen anzuschließen; er fühlt, daß er nicht für sich allein geschaffen, sondern daß es seine Bestimmung ist, sich mit seinen Mitmenschen zu verbinden und gemeinschaftlich mit diesen alle Gefahren und Widerwärtigkeiten zu beseitigen, die Leiden einander zu lindern und sich überhaupt das Leben zu verschönern und angenehm zu machen. Diesem Triebe zur Geselligkeit folgend vereinigen sich die Menschen in bald kleinern, bald größern Gesellschaften; doch alle diese Vereinigungen, von der kleinsten Familie bis zum größten Staate, würden nicht bestehen, nicht ihren Zweck erreichen können, wenn nicht die einzelnen Glieder ein Mittel hätten, einander ihre Gedanken und Bedürfnisse auf eine leichte Weise mitzutheilen; dieses Mittel bietet ihnen die Zunge in der Sprache; ohne diese würde alle Geselligkeit von der Erde verschwinden, und jede Verbindung sich auflösen; der Mensch würde allein dastehen, nur auf seine eigenen Kräfte hingewiesen, und sein Leben würde einsam, traurig und voller Gefahren sein.

Oede und freudenlos würde das Leben ohne die Sprache hinschwinden; aber auch in tiefem Dunkel, in der größten Unwissenheit würden wir seufzen, wenn wir nicht durch sie unsere Gedanken umtauschen und Einer von des Andern Kenntnissen lernen könnten. Ohne sie würden wir das nicht kennen und verstehen, was das Leben ziert und verschönert: Künste und Wissenschaften wären uns fremd, und vielleicht würde unser Geist keine Ahnung, keine Erkenntniß von Gott und dessen würdiger Verehrung haben. Die Zunge, die Sprache also gewährt dem Menschen

ein Mittel, das Dunkel der Unwissenheit zu zerstreuen, seinen Geist mit Künsten und Wissenschaften zu bereichern, sie lehrt ihn seinen Schöpfer kennen und zeigt ihm die Art, diesen auf eine würdige und geziemende Weise zu verehren.

In jeder Lage des Lebens, im Glück wie im Unglücke ist die Sprache ein kostbarer Schatz; denn wie sie unser Glück erhöht, so gewährt sie uns in Leiden und Trübsal Trost und Erleichterung. Oeffnen wir, von Unglück heimgesucht, unser verzagendes Herz einem theilnehmenden Mitmenschen, offenbaren wir einem treuen Freunde, was uns drückt, so erscheint uns unser Ungemach minder groß; der tröstende Zuspruch und die Ermunterung unserer Freunde stärkt uns in unserm Mißgeschicke, und mit Leichtigkeit ertragen wir das, was uns früher zu erdrücken schien.

Die Zunge spendet uns aber nicht nur Trost in Leiden, sie wendet auch das Unglück ab, das sowohl uns selbst, als auch unsere Mitmenschen bedroht; sie schützt unser Eigenthum vor fremden Eingriffen und vertheidigt das Wohl unserer bedrückten Mitmenschen. Denn achtet Jemand unsere Rechte nicht, sucht er durch Verleumdung unsern guten Ruf zu trüben, dann können wir ihm offen entgegentreten, können unser Eigenthum schirmen und unsere Ehre vertheidigen. Sehen wir Andere der Bedrückung und Verfolgung böser Menschen ausgesetzt, dann gewährt uns die Sprache ein Mittel, auch dem schwächeren Mitmenschen Schutz und Hülfe angedeihen zu lassen; wir können seine Rechte vertheidigen und ihn vor seinen Verfolgern schützen und schirmen. Manches Unrecht bleibt ungeschehen, weil die Zunge den Bedrängten in den Stand setzt, sich zu beklagen und zu vertheidigen.

Glücklich, wer nur auf diese Weise seine Zunge gebraucht, wer sich ihrer nur zu seinem eigenen Heile und zum Wohle seiner Mitmenschen bedient; große Verantwortung zieht sich jedoch der zu, welcher die Zunge, statt sie zum Wohle seines Nächsten zu gebrauchen, nur zu dessen Schaden anwendet. Hat er auch nicht immer die Absicht, Andern Böses zuzufügen, so ist doch der Schaden groß, den er anrichten kann, wenn er der Zunge in unbedachtsamer Weise die Zügel schießen läßt; er wird sich allmählig an ihre Herrschaft gewöhnen und die Plauderhaftigkeit wird bald ihre unselige Gewalt über ihn ausüben. Ohne seine Worte vorher zu überlegen, bringt er Vieles zum Vorschein, was besser verschwiegen wäre; sich selbst und andern bereitet er oft peinliche Verlegenheiten und verliert durch seinen Fehler das Vertrauen und die Achtung seiner Mitmenschen.

Größer ist des Menschen Vergehen, wenn er nicht etwa aus Unbesonnenheit, sondern aus Berechnung und Absicht Geheimnisse verletzt und Verrath übt, unbekümmert um das Unglück und das Elend, das dadurch hervorgerufen wird. Nur niedrige Leidenschaften, wie Haß, Rachsucht,

Schadenfreude und Gewinnsucht können den Menschen so tief erniedrigen, daß er sich so herabwürdigt und zum Verräther wird. Doch wie die That, so der Lohn, denn ist auch der Verrath zuweilen willkommen, den Verräther selbst trifft doch immer nur Schmach und Verachtung!

Schlimmer als ein plauderhafter Mensch, verworfener noch als der Verräther ist — der Verleumder, welcher, von niedrigen Beweggründen geleitet, seinem Nächsten die Achtung seiner Mitmenschen zu rauben sucht, ihm, da er seiner Unbescholtenheit nichts anhaben kann, gegen bessere Ueberzeugung Fehler und Verbrechen andichtet und so selbst das niedrigste und gemeinste Mittel nicht verschmäht, ihm sein kostbarstes Gut, die Ehre und Achtung Anderer zu rauben. Gelingt es ihm auch eine Zeitlang, dem guten Rufe seines Nächsten zu schaden, über kurz oder lang wird doch die Wahrheit siegen, und die Verleumdung in ihrer ganzen Häßlichkeit und Verwerflichkeit entlarvt werden.

Auf eine andere Weise noch stiftet die Zunge Unheil und Verderben, auf eine Weise, die zwar verdeckt, aber desto sicherer des Menschen Glück zu vernichten droht; es ist die Verführung, die von je her so viel Unheil und Schaden unter den Menschen angerichtet hat; der Verführer zerstört nicht nur das Glück derer, die, durch seine glatten Worte bethört, der Tugend untreu werden, sondern er ladet sich auch selbst schwere Verantwortung auf; und wenn ihn auch hier auf Erden nicht immer die Strafe erreicht, so wird er ihr doch dann nicht entgehen, wenn er schuldbeladen vor dem Richterstuhle der göttlichen Gerechtigkeit erscheinen und Rechenschaft über jede seiner Handlungen ablegen muß.

Groß ist also das Gute, unermeßlich auch das Böse, das wir durch die Zunge stiften können; in unserer Macht steht es, durch sie unser und unserer Mitmenschen Wohl zu fördern, aber auch ihnen unsägliche Leiden und Unglück zu bereiten und uns selbst schwere Verantwortung zuzuziehen. Wollen wir also mit der Zunge Gutes wirken, so dürfen wir sie vor Allem niemals durch Unwahrheit entweihen, nie zu schlechten Zwecken mißbrauchen. Denn wie überhaupt die Vermeidung des Bösen der Anfang des Guten ist, so werden wir auch durch die Zunge, wenn wir in ihrem Gebrauche vorsichtig und behutsam sind, vieles Gute stiften zum Wohle unserer Mitmenschen, wie zu unserem eignen Besten.

7. Die Belagerung von Sagunt. — Nach Livius XXI.

Disposition.

Einleitung. Veranlassung des Krieges mit Sagunt.
Uebergang. Hannibal rückt gegen Sagunt.
Ausführung:
1) Anfang der Belagerung.
2) Verwundung Hannibals.
3) Ankunft römischer Gesandter im Lager.
4) Erneuerung der Stürme.
5) Zug Hannibals gegen die Oretaner und Carpetaner.
6) Alkon und Alorkus.
7) Einnahme der Stadt.
Schluß. Folgen der Eroberung Sagunts für die Carthager.

Ausführung.

Schwer seufzte Carthago unter den harten Bedingungen, welche ihm das siegreiche Rom bei Beendigung des ersten punischen Krieges vorgeschrieben hatte. Es fühlte recht wohl, daß das Verhältniß, in welchem es zu Rom stand, auf die Dauer nicht bestehen könne, und daß ein Krieg unvermeidlich sei. Obgleich nun die Carthager, wenn sie das Joch, welches auf ihnen lastete, abschütteln, wenn sie sich der frechen Willkür eines raublustigen und eroberungssüchtigen Feindes entziehen wollten, die Nothwendigkeit des Krieges einsahen, so konnten sie sich andererseits nicht verhehlen, daß ihr Staat zu erschöpft sei, um diesen mit Kraft und Nachdruck führen zu können. Aus anderen Quellen also mußte man schöpfen, was das eigne Land versagte, und Spanien schien am geeignetsten, das zu gewähren, was Carthago nöthig hatte. Hamilkar Barkas, einem klugen und umsichtigen Feldherrn, wurde die Unterwerfung dieses Landes übertragen. Nach dessen Tode setzte sein Schwiegersohn Hastrubal den Krieg fort, bis ein ihm von den Römern aufgedrungener Vertrag, in welchem er den Ebro nicht zu überschreiten versprach, seinem Fortschritte Einhalt that. Das Heer wählte nach dessen Ermordung den jungen Hannibal, Hamilkars Sohn, zum Feldherrn, und diese Wahl wurde trotz des Widerstrebens des ihm feindlich gesinnten Hanno vom Senate Carthagos genehmigt. Nachdem Hannibal mit der größten Umsicht und Schlauheit das ganze Land jenseits des Ebro, mit Ausnahme von Sagunt, den Puniern unterworfen hatte, beschloß er, auch diese Stadt zu erobern. Mit Bekriegung der Saguntiner war zugleich dem römischen Volke, dessen Bundesgenossen sie waren, der Krieg erklärt. Ein Vorwand zum Kriege mit den Saguntinern fand sich bald, als Hannibals Verbündete auf seine Veranlassung sich mit diesen in Streitigkeiten verwickelten, und ihn, den

eigentlichen Urheber des Krieges, zur Hülfe riefen. Als die Saguntiner nun deutlich einsahen, daß es nur auf ihren Untergang abgesehen sei, schickten sie eiligst eine Gesandtschaft an die Römer mit der Bitte um schleunigen Beistand.

Während diese, anstatt ihren Bundesgenossen eilig Hülfe zu schicken, die Zeit mit Gesandtschaften verschwendeten, wurde die Lage Sagunts von Tag zu Tag bedenklicher. Hannibal rückte bereits in ihr Gebiet ein, drang unter beständigen Verheerungen und Verwüstungen vorwärts und griff endlich die Stadt selbst von drei Seiten an. Einen Punkt, der sich am besten zum Angriffe eignete, suchte er um jeden Preis in seine Gewalt zu bekommen. Ein Theil der Stadt nämlich stieß an ein Thal, welches freier und ebener als die übrige Umgebung war und daher dem Hannibal gestattete, seine Kräfte zu entwickeln und seine Kriegsmaschinen wirken zu lassen. Doch der Plan, sich von dieser Seite aus der Stadt zu bemächtigen, nahm einen ungünstigeren Ausgang, als man erwartet hatte. Denn die Mauer, die weit höher als an den übrigen Stellen war, wurde vom Feinde, der die Wichtigkeit dieses Punktes wohl erkannte, durch eine auserlesene Mannschaft vertheidigt. Alle Anstrengungen der Carthager, ihren Zweck zu erreichen, scheiterten an dem Widerstande dieser tapfern Schaar, welche sogar häufige Ausfälle machte und den Feinden empfindliche Verluste beibrachte.

Als nun gar Hannibal selbst, von seinem Muthe verleitet, sich allzu unvorsichtig der Mauer näherte und von einem feindlichen Geschosse verwundet wurde, entstand unter seinem Heere eine so große Flucht und Verwirrung, daß man fast die Belagerungswerke im Stiche gelassen hätte. Die Punier ließen nun einige Tage hindurch von der Bestürmung der Stadt ab, und begnügten sich damit, dieselbe fest einzuschließen. Diese Zeit verwandten die Belagerten dazu, die schadhaften Stellen der Mauern auszubessern, sowie überhaupt die Befestigungswerke, die durch die wiederholten Stürme sehr gelitten hatten, in Stand zu setzen. Diese Vorsichtsmaßregeln kamen ihnen in der Folge gut zu Statten. Denn als die Wunde Hannibals geheilt war, wurde die Stadt noch heftiger als zuvor bestürmt. Die Saguntiner mußten, da sie der großen Uebermacht der Feinde, welche hundert und fünfzig tausend Mann unter den Waffen hatten, nur eine kleine Schaar entgegenstellen konnten, ihre Kräfte gar zu sehr zersplittern, um alle Theile der Stadt decken zu können. Daher kam es, daß die Anstrengungen der Punier, welche nur schwachen und ungeregelten Widerstand fanden, mit besserm Erfolge, als an den vorigen Tagen, gekrönt wurden. Besonders groß waren die Verheerungen, welche die Wurfmaschinen der Belagerer anrichteten, und von ihrer zerstörenden Wirkung gaben die zahlreichen, großen Breschen ein beredtes Zeugniß. Als nun endlich drei Thürme und die ganze Mauer, welche zwischen ihnen lag,

den wiederholten Erschütterungen der Sturmböcke nicht länger zu widerstehen vermochten und einstürzten, da glaubten die Carthager diese Gelegenheit benutzen zu müssen und suchten mit aller Macht durch die hierdurch entstandene Oeffnung in die Stadt einzudringen. Doch die Saguntiner, welche die drohende Gefahr bereits erkannt hatten, vertheidigten diese Stelle mit der größten Tapferkeit und suchten den Feind um jeden Preis zurückzutreiben. Da von beiden Seiten die Truppen wie in einem geordneten Treffen kämpften, so wurde ein großes Blutbad angerichtet. Hier feuerte die Hoffnung, sich nach kurzem Widerstand der Stadt bemächtigen zu können, den Muth der Soldaten, dort Verzweiflung zu tapferer Gegenwehr an. Lange blieb der Kampf unentschieden; hatte man auch in diesem Augenblicke einen Vortheil erlangt, so ging er im nächsten wieder verloren. Endlich gelingt es den Saguntinern, den Feind zum Weichen zu bringen; hierdurch ermuthigt dringen sie beharrlich vorwärts und stürzen sich plötzlich mit großem Geschrei auf die Carthager los, welche hierüber bestürzt den heftigen Angriff nicht aushalten, in Verwirrung gerathen und endlich in voller Flucht dem Lager zueilen.

Unterdessen wird dem Hannibal die Ankunft römischer Gesandten gemeldet. Da er wohl den Zweck ihrer Sendung ahnen konnte, beschloß er, sie nicht vor sich zu lassen, und ließ ihnen daher bedeuten, daß einerseits ihre Sicherheit im Lager wegen der großen Erbitterung, welche hier gegen sie herrsche, gefährdet sei, und daß er andererseits bei einer so wichtigen Lage der Dinge keine Zeit mit Anhörung von Gesandtschaften zu verlieren habe. Da es nun offenbar war, daß die Gesandten, weil sie nicht vorgelassen waren, geradezu nach Carthago gehen würden, so schickte Hannibal dorthin an die Barcinische Parthei Eilboten, um zu verhindern, daß seine Mitbürger auf Veranlassung der Partei des Hanno zu seinem Nachtheile irgend einen Beschluß faßten. Daher richteten die römischen Gesandten auch hier Nichts aus, und die Auslieferung Hannibals, die sie verlangten, wurde ungeachtet der Bemühungen Hanno's gradezu verweigert und ihnen der Bescheid gegeben, „Rom handle unrecht, wenn es die Urheber des Krieges, die Saguntiner, ohne Rücksicht auf das alte Bündniß mit den Carthagern, gegen diese in Schutz nehme“.

Während dies in Carthago vorging, gestattete Hannibal seinen durch die Anstrengungen ermüdeten Soldaten, nachdem die Belagerungswerke durch Posten hinlänglich gesichert waren, einige Tage Ruhe. In dieser Zeit feuerte er den Muth der Seinigen bald durch Hoffnung auf Beute, bald dadurch, daß er ihren Grimm gegen den Feind aufstachelte, so sehr an, daß, als er ihnen die Plünderung der Stadt versprach, Nichts ihrer Wuth widerstehen zu können schien. Inzwischen waren die Saguntiner keineswegs müßig gewesen, und ihrer rastlosen Thätigkeit war es gelungen, auf der Seite, wo die Stadt durch Breschen entblößt war, eine neue

Mauer aufzuführen. Nach diesen beiderseitigen Vorbereitungen und Zurüstungen ward Sagunt noch heftiger als zuvor bestürmt. Hannibal selbst war überall zugegen; durch das Beispiel ihres Führers angefeuert, verrichteten die Punier Wunder der Tapferkeit. Bald war die Mauer von Vertheidigern entblößt, und schnell näherten sich derselben auf Hannibals Befehl fünfhundert Afrer, mit Brecheisen versehen, um sie zu untergraben; diese gab auch nach kurzem Widerstande den Anstrengungen so vieler Kräfte nach; sie stürzte ein und durch diese Oeffnung drangen ganze Schaaren von Bewaffneten in die Stadt. Sofort stürmten sie weiter, bemächtigten sich eines Hügels, und nachdem sie ihre Kriegsmaschinen dorthin zusammen gebracht hatten, befestigten sie den Ort mit einer starken Mauer, um gleichsam eine Festung in der Stadt zu haben. Die Saguntiner ihrerseits verschanzten sich ebenfalls in dem Theile der Stadt der noch in ihrer Gewalt war, und suchten das Innere derselben durch Befestigungswerke möglichst zu sichern. Zugleich machte sich bei der langen Belagerung unter den Saguntinern ein drückender Mangel an allen Dingen fühlbar, und ihre einzige Hoffnung, welche sie auf Hülfe von Seiten der Römer setzten, schwand mit jedem Tage mehr.

Ihr gesunkener Muth wurde einigermaßen wieder gehoben, als ein Aufstand der Oretaner und Carpetaner Hannibal von der Belagerung abrief. Diese hatten nämlich aus Erbitterung über die Strenge, womit die Aushebung der Truppen in ihrem Gebiete vollzogen wurde, einen Aufstand erregt, unterwarfen sich aber sogleich wieder, als Hannibal ganz plötzlich mit einem Heere erschien.

Während dessen Abwesenheit vom Lager war die Bestürmung Sagunts, die inzwischen dem Sohne Hamilkar's, Maharbal, übertragen worden war, von diesem so eifrig betrieben worden, daß die Abwesenheit des Feldherrn durchaus nicht bemerkt wurde. Als Hannibal bei seiner Zurückkunft durch die Tapferkeit dieses Mannes einen großen Theil der Mauer eingerissen fand, führte er das Heer vor die Burg, und hier wurde von beiden Seiten mit großer Tapferkeit und bedeutendem Verluste gekämpft.

Da nun die Noth der Belagerten aufs Höchste gestiegen war, und sich nirgends Hülfe und Rettung zeigte, versuchten zwei Männer, denen die traurige Lage der Stadt zu Herzen ging, den Frieden zu vermitteln. Diese Männer waren Alkon, ein Saguntiner, und Alorkus, ein Spanier. Alkon ging ohne Vorwissen seiner Mitbürger ins feindliche Lager; da er aber Nichts von Hannibal erlangen konnte und die harten Friedensvorschläge seinen Landsleuten nicht zu überbringen wagte, so wollte er auch nicht ohne Hülfe zu ihnen zurückkehren und blieb beim Feinde. Als nun der Versuch Alkons, den Frieden zu erhalten, gescheitert war, unternahm es Alorkus, der im Dienste Hannibals stand, und mit den Saguntinern Gastfreundschaft geschlossen hatte, diese zur Uebergabe zu bewegen.

Er ging in die Stadt, setzte den Belagerten den Zweck seines Erscheinens auseinander und suchte sie auf alle mögliche Weise zur Annahme der Friedensvorschläge, die in völliger Unterwerfung bestanden, zu bewegen. Bei Anhörung dieser Bedingung wurden die Saguntiner so bestürzt, daß ein großer Theil von ihnen, um nicht lebend in die Gewalt des Siegers zu fallen, ihre kostbarsten Schätze vernichteten und sich dann selbst den Tod gaben.

Die Angst und Verwirrung, welche sich hierüber verbreitete, wurde noch erhöht, als ein Thurm, der schon lange wankte, mit gewaltigem Krachen zusammenstürzte, und durch die hier entstandene Lücke sofort eine Abtheilung Feinde in die Stadt eindrang. Hannibal, welcher die Wichtigkeit dieses Augenblicks erkannte, rückte sogleich mit seiner ganzen Macht nach; da die Feinde bei der allgemeinen Verwirrung nur schwachen und ungeregelten Wiederstand entgegensetzten, so bemächtigte er sich nach kurzem Kampfe der Stadt und ließ alle waffenfähige Mannschaft ohne Unterschied niedermetzeln.

So wurde Sagunt, nachdem es acht Monate lang den Anstrengungen der Feinde und deren zahllosen Stürmen mit Muth und Ausdauer getrotzt hatte, nachdem viele edlen Bürger ihr Leben für die Rettung des Vaterlandes hergegeben, erobert und dann zerstört. Die für Hannibal so glückliche Eroberung dieser Stadt war die Veranlassung zu einem größern Kriege, zu einem Kriege, worin Nationen ihre Unabhängigkeit gegen einander zu vertheidigen hatten. Dieser Kampf, in dem sich die mächtigsten Völker der damaligen Welt, die Römer und Carthager einander gegenüberstanden, und der mit der ganzen Wuth und Grausamkeit, welche Nationalhaß und Eifersucht eingeben kann, geführt wurde, endete mit der gänzlichen Niederlage der Punier, und so erlitten diese von Rom dasselbe Schicksal, welches sie selbst den Saguntinern bereitet hatten.

8. Welche Umstände beförderten bei den Phöniziern Schifffahrt und Handel?

Disposition.

Einleitung. Verschiedenheit der Bestrebungen, nicht nur bei dem einzelnen Menschen, sondern auch bei ganzen Staaten und Nationen. Gezeigt an Beispielen aus dem Alterthum.

Uebergang. So verlegten sich die Phönizier vorzugsweise auf Schifffahrt und Handel. Welche Umstände beförderten bei den Phöniziern Schifffahrt und Handel?

Ausführung:

1) Die Lage des Landes am Meere,
2) Die Unfruchtbarkeit des Bodens,
3) Die Nachbarschaft mächtiger Staaten, welche der Thätigkeit der Phönizier nur die Seeseite offen ließen,
4) Ihre Beschäftigung und allmählige Entwickelung auf dem Meere,
5) Anlegung von Colonien,
6) Betriebsamkeit und Erfindungsgeist der Phönizier.

Schluß. Ueber dem allzu großen Trachten nach Schätzen und Reichthümern wurde die Regelung und Befestigung des Staates allzu sehr vernachläßigt. Daher baldiger Untergang desselben.

Ausführung.

Sowie die Neigungen und Bestrebungen der einzelnen Menschen verschieden sind, wie der Eine an dem Gefallen und Vergnügen findet, was der Andere verabscheut und meidet, so finden wir diese Verschiedenheit der Bestrebungen auch bei größeren Verbindungen der Menschen; bei Familien tritt sie deutlicher hervor, als bei dem Einzelnen, und im großartigsten Verhältnisse erscheint sie uns bei den großen Familien, deren Mitglieder, wenn auch nicht durch die Bande der Verwandtschaft, doch durch die Gemeinschaft der Gesetze und Sprache mit einander verbunden sind: bei Staaten, bei Nationen.

Schon bei den ältesten Völkern finden wir die Verschiedenheit der Bestrebungen deutlich ausgeprägt; so sehen wir, wie die Lieblingsneigung der Griechen in der Beschäftigung mit den Musen bestand; wie die Römer fast ausschließlich im Kriege ihr Vergnügen fanden, und ihr Bestreben nur darauf gerichtet war, ihr Reich auszudehnen und ihr Volk mächtig und berühmt zu machen. Neben den Griechen und den Römern fesselt ein anderes Volk des Alterthums unsere Aufmerksamkeit, welches sich nicht sowohl durch Gelehrsamkeit, kriegerische Thaten und Größe, als vielmehr durch Erfindungen, Betriebsamkeit, Schifffahrt und Handel auszeichnete. Dies sind die Phönizier. Denn ihre Schifffahrt war so ausgedehnt, ihr Handel so ausgebreitet und blühend, daß es fast kein Volk gab, mit welchem sie nicht verkehrten und in Handelsverbindung standen. Durch Karawanen beförderten sie ihre Waaren zu Lande, und reich belastete Schiffe liefen beständig von der phönizischen Küste aus, um die Erzeugnisse dieses Landes andern Völkern zuzuführen, oder landeten, mit dem Reichthume fremder Nationen beladen, in den geräumigen Häfen, womit die Küste dieses Landes so reichlich versehen war. Welche Umstände aber waren es, die den Handel und die Schifffahrt dieses Volkes zu einem solchen Gipfel der Blüthe erhoben?

Schon die Natur schien dieses Land für ein handeltreibendes Volk geschaffen zu haben; denn Phönizien war ein schmaler Küstenstrich am mittelländischen Meere, und seine zahlreichen Buchten und Häfen verhießen eine sichere Zufluchtsstätte für die Schiffe. Zudem war das Land sehr unfruchtbar; denn Früchte konnten weder an der sandigen Küste noch im Innern des Landes, welches ganz von waldigen Gebirgen durchzogen war, gedeihen, und der Ertrag des Feldes reichte nicht hin, die Bewohner zu ernähren. Und von allen Seiten von mächtigen Staaten begrenzt, waren sie außer Stand gesetzt, sich weiter auszubreiten oder neue Wohnplätze zu suchen. Daher blieb ihnen noch als einzige Erwerbsquelle das Meer übrig, und dieses mußte geben, was das feste Land versagte. Anfangs suchten sie ihren Unterhalt durch Fischfang zu gewinnen, und so kam es, daß sie allmählich mit dem Elemente vertrauter wurden, durch welches sie sich später den Weg zu den größten Reichthümern der Erde bahnen sollten. Doch bald genügte ihnen dieser Ertrag nicht mehr. Aus Fischern wurden sie Seeräuber. Sie überfielen in ihren noch sehr mangelhaften Fahrzeugen die benachbarten Inseln und Küsten und kehrten immer mit reichlicher Beute beladen heim. Diesen Erwerbszweig fanden sie weit einträglicher und bequemer, als das mühsame Fischen, welches ihnen einen nur dürftigen Unterhalt gewährte.

Um nun ihre neue Beschäftigung weiter auszubreiten und ihr mit mehr Sicherheit nachgehen zu können, hielten sie es für nothwendig, sich mit größeren Fahrzeugen zu versehen, zu denen der waldreiche Libanon das Holz lieferte. Mit diesen wagten sie sich weiter auf das Meer hinaus, und bald war kein Ort so fern und entlegen, den nicht die Phönizier mit ihren schnellen Schiffen zu befahren wagten. Dadurch, daß sie immer auf dem Meere umherkreuzten, selbst größere Fahrzeuge angriffen und wegnahmen, wurden sie bald mit demselben so bekannt, daß sie ohne Kompaß mit der größten Sicherheit die entlegensten Gegenden zu finden im Stande waren. Diese genaue Kenntniß des Meeres kam ihnen gut zu Statten, als sie allmählig von der Seeräuberei abließen und ihren Vortheil auf eine friedlichere Weise suchten, nämlich dadurch, daß sie die Produkte fremder Länder gegen die Erzeugnisse ihres Landes eintauschten und aus Seeräubern Kaufleute wurden. Dieser Handel, anfangs gering und unbedeutend, entwickelte sich mit der Zeit so sehr, daß er sich bald über die ganze, damals bekannte Erde erstreckte. Derselbe wurde noch besonders befördert und gehoben durch die Anlegung von Colonien. Sowohl allzu große Menschenmenge, als auch innere Unruhen, wie sie in einem Staate, wie Phönizien, wo fast jede Stadt einen eigenen Staat bildete, häufig vorkamen, zwangen einen Theil der Bewohner, ihr Vaterland zu verlassen und sich ein neues zu gründen. Um nun den Verkehr mit der Mutterstadt beibehalten und ihre bisherige Lebensweise

fortsetzen zu können, wählte man sich zur Anlegung von Städten solche Gegenden, welche zu diesem Zwecke besonders geeignet waren. So wurde durch diese Colonien, deren es bald eine große Anzahl gab, der Handel auf eine nicht unbedeutende Weise erweitert, indem die Waaren der Phönizier nicht nur einen bessern Abgang fanden, sondern diese auch in den Stand gesetzt wurden, sich mit den kostbaren Produkten ihrer Pflanzstädte zu versehen, in deren Häfen die Schiffe der Mutterstadt, wenn sie von langen Fahrten zurückkehrten, Schutz und gastliche Aufnahme fanden.

Doch bei allen diesen Umständen, welche den Handel und die Schifffahrt so sehr beförderten, würden die Phönizier denselben nicht so ausbilden und zu einer solchen Blüthe haben erheben können, wenn sie sich damit begnügt hätten, nur im Umtausche mit den Erzeugnissen fremder Völker ihren Vortheil zu suchen und so den Hauptgewinn in deren Händen zu lassen. Allein mit ihrer Handelslust und mit ihrer Vorliebe für die Schifffahrt verbanden sie Betriebsamkeit und Erfindungsgeist; ihre Arbeiten galten im Auslande für die besten, und der phönizische Purpur war wegen seiner Vorzüglichkeit sprichwörtlich geworden. Ueberdies waren sie die Erfinder von manchen Künsten, die zur Vervollkommnung der Schifffahrt, sowie zur Ausbreitung des Handels wesentlich beitrugen; so wird ihnen die Erfindung der Buchstabenschrift und der Rechenkunst zugeschrieben, durch deren Anwendung sie mit größerer Leichtigkeit ihre Geschäfte betreiben und ihre Reichthümer verwalten konnten; auch sollen sie es gewesen sein, welche das Glas erfunden haben; wenigstens lange machte dieses, da sie allein die Bereitung desselben kannten, einen Hauptbestandtheil ihres Handels aus.

Von so vielen günstigen Umständen befördert erhob sich sowohl die Schifffahrt als auch der Handel der Phönizier zu einer seltenen Blüthe und erlangte eine solche Großartigkeit und Ausdehnung, daß ihnen hierin fast kein Volk des Alterthums zur Seite gestellt werden kann.

Allein wie der Mensch, der mit allzu heftigem Verlangen eine Sache zu erreichen strebt, seine übrigen Angelegenheiten mehr oder minder zu vernachläßigen pflegt, so vergaßen auch die Phönizier über dem zu eifrigen Trachten nach Schätzen und Reichthümern die Sorge für die Befestigung und Sicherung ihres Staates, und so kam es, daß sie, nicht im Stande, ihr Gebiet gegen die Angriffe feindlicher Völker zu schützen, im Kampfe mit kriegerischeren Nationen ihre Unabhängigkeit verloren.

9. Welches war der Hauptbeweggrund, der Cicero in seinen Handlungen leitete?

Disposition.

Einleitung. In dem Studium der Geschichte ist es besonders lehrreich, den Charakter und die Grundsätze großer Männer zu erforschen.

Uebergang. Selten liegt uns ein Charakter so klar vor, wie der des Cicero, welcher sich in allen Fällen von Ehrgeiz beherrschen ließ.

Ausführung. Dies ergiebt sich:

1) Aus seinen eigenen Aeußerungen.
2) Aus seinen Handlungen.
3) Aus dem Zeugnisse Anderer.

Schluß. Die Ruhmsucht hat Cicero zu großen Thaten geführt, und wenn auch, von christlichem Standpunkte aus betrachtet, sein Streben nicht zu billigen war, so dürfen wir doch Cicero unsere Bewunderung nicht versagen.

Ausführung.

Das Studium der Geschichte gewährt uns einen hohen Genuß, wenn wir betrachten, wie Völker und Nationen entstanden, sich allmählich Macht und Ansehen erwarben, dann, wann sie den höchsten Gipfel ihrer Größe erreicht, allmählich schwächer wurden, und wie, wann das morsche Gebäude zusammengestürzt, sich aus den Trümmern neue Reiche erhoben, um denselben Weg der Entstehung, Blüthe und Vernichtung zu wandeln. Wenn auch dies Alles anziehend und belehrend ist, so ist es doch besonders für den Geist bildend und veredelnd, das thatenreiche Leben großer Männer zu verfolgen und deren Charakter und Grundsätze zu erforschen.

Nicht leicht ist es aber, oft nicht einmal bei den größten Männern, deren Grundsätze kennen zu lernen, indem sie sich in verschiedenen Verhältnissen von verschiedener Seite zeigten; leichter ist es, das Leben und Wirken solcher Männer zu beobachten, die sich in allen Lagen und Verhältnissen gleich blieben, die bei allen ihren Handlungen nur eine Triebfeder hatten, und mit beharrlichem Eifer das vorgesteckte Ziel zu erreichen unablässig bemüht waren. Klar und deutlich tritt uns aus so vielen großen und herrlichen Männern, die je durch ihren Glanz die Welt erleuchtet, Cicero entgegen, dessen ganzes Leben zeigt, daß „Ehrgeiz der Hauptbeweggrund gewesen, der ihn in seinen Handlungen geleitet hat.“

Cicero selbst macht hieraus kein Geheimniß, sondern bei verschiedenen Gelegenheiten spricht er frei und offen aus, daß Ruhm und Ehre die höchsten Güter, herrliche Verdienste aber und große Thaten nur als Mittel zu betrachten seien, jene zu erlangen. Als er auf Veranlassung des Pompejus aus der Verbannung zurückberufen und bei seiner Ankunft mit

den größten Ehrenbezeugungen überhäuft wurde, als ihn selbst der Senat und das ganze Volk an den Thoren Roms empfing und bewillkommnete, da that dieser überaus ehrenvolle Empfang seinem Ehrgeize so wohl, daß jener Tag für ihn, wie er selbst sagt, eine Unsterblichkeit aufwog. Das sprechendste Zeugniß, daß er nur Ehre und Ruhm suchte, gibt er selbst, indem er in einem Briefe an einen seiner Freunde offen erklärt, daß er bereits so viel Ruhm erlangt habe, daß er weniger einen Zuwachs hoffen, als einen Glückswechsel befürchten müsse; auch daraus läßt sich sein Streben erkennen, daß er die hohe Stellung, welche er als Verwalter einer Provinz einnahm, für sich zu niedrig und beschränkt hielt. Und in seiner Rede, die er zur Vertheidigung des Dichters Archias hielt, kommt er fast beständig auf seine eigenen Verdienste zurück und trägt sein Bedenken, gleichsam sein eigener Lobredner zu sein. Gleich im Anfange dieser Rede gesteht er, daß er sich immer viel mit den Studien beschäftigt habe, spricht sodann offen aus, daß er die Zeit, welche Andere auf Vergnügen und Lustbarkeiten verwandt hätten, im Umgange mit den Musen verbracht, daß er sich durch Nichts, weder durch Gefahr, noch durch Genußsucht, selbst nicht einmal durch den Schlaf habe abhalten lassen, sich ganz der Wohlfahrt seiner Freunde hinzugeben. Was ihn in seinen Handlungen geleitet habe, spricht er deutlich und unverhohlen aus, indem er sagt: „Von Jugend auf habe ich mir die Ueberzeugung gebildet, daß die höchsten Güter des Lebens in Ruhm und Ehre bestehen, und daß man, um diese zu erlangen, alle Gefahren, selbst Verbannung und Tod, verachten müsse.“ „Und niemals,“ fügte er hinzu, „würde ich mich so vieler Anstrengungen und Gefahren unterzogen haben, wenn mich nicht die Hoffnung, jene Güter zu erlangen, ermuntert und gestärkt hätte.“ — Nicht minder deutlich gibt er sein Streben durch die Behauptung kund, daß sich alle Menschen, und gerade die Besten am meisten, von Ruhmbegierde leiten ließen; hiervon seien selbst jene Philosophen, die über die Verachtung des Lobes und der Ehre schrieben, nicht ausgenommen, indem sie, nur um gelobt und gepriesen zu werden, ihre Schriften mit ihrem Namen versähen. Ferner gesteht er, daß er den Dichter Archias in seinem Vorhaben, die Thaten, welche er (Cicero) als Consul vollbracht, durch Verse zu verherrlichen, bestärkt und ermuntert habe, da er keinen andern Lohn für seine Verdienste verlange, als — Ruhm und Ehre. Und am Schlusse dieser Rede legt er über die Beweggründe seiner Handlungen das freimüthige Bekenntniß ab: „Ich für meine Person gestehe, daß mich schon bei der Ausführung meiner Thaten die Hoffnung belebte und stärkte, durch sie meinen Ruhm bis auf die spätesten Nachkommen zu verbreiten; und wenn auch vielleicht nach dem Tode der Mensch in sein früheres Nichts zurücksinken wird, so erfüllt mich jetzt wenigstens dieser Gedanke mit einer gewissen Freude.“

Cicero erklärt also Ruhm und Ehre für die höchsten Güter und spricht sein Streben nach denselben unumwunden aus; und was er mit Worten erklärte, bestätigte er durch seine Handlungen, wodurch er nichts Anderes bezweckte, als von der Mit- und Nachwelt Ehre und Ruhm einzuernten.

Schon in seiner Jugend zeigte Cicero einen ungewöhnlichen Ehrgeiz, und mit den herrlichsten Gaben des Geistes begabt, erkannte er in der Beredtsamkeit das Mittel, wodurch er seine Ruhmsucht am meisten befriedigen könnte. Sein schwächlicher Körper vermochte ihn hiervon nicht abzuhalten, sondern mit allem Eifer verlegte er sich auf das Studium, welches ihm die meiste Ehre versprach. Um seine Kenntnisse, ohne welche er nie ein tüchtiger Redner hätte werden können, zu erweitern, schloß er sich an die berühmtesten Männer seiner Zeit an, und machte zu seiner Ausbildung sogar eine Reise nach Asien und Griechenland. Mit allen Kenntnissen, welche ihm zu seinem Fache nothwendig waren, trefflich ausgerüstet, betrat er in seinem sechsundzwanzigsten Jahre das Forum, um hier als Sachwalter die Früchte seines Fleißes und das Ziel seines Strebens zu erlangen. Der glänzende Erfolg seiner ersten Reden, wodurch er sogar den gefeierten Hortensius, Roms größten Redner übertraf, spornte ihn zu immer größerem Eifer an; je stürmischer der Beifall war, der ihm gezollt wurde, desto glühender ward sein Streben darnach, und durch seine beharrliche Anstrengung erlangte er bald die Freude, daß sein Name als der erste aller Redner genannt wurde. Groß war schon sein Ruhm; doch Cicero's hochstrebenden Geist konnte er nicht befriedigen. In den höchsten Aemtern des Staates erblickte er den Standpunkt, von welchem aus er seine Fähigkeiten nach Verdienst konnte glänzen lassen. Die curulischen Würden waren es, die sein Ehrgeiz erheischte, und im Vertrauen auf sein schon sehr bedeutendes Ansehen wagte er es, sich in seinem dreißigsten Jahre um die Quästur zu bewerben. Und er hatte die Freude, sich von allen Stimmen zum Quästor ernannt zu sehen. Mit Riesenschritten ging er nun auf der Bahn des Ruhmes weiter; überall wurde Cicero's Name mit Ehrfurcht und Bewunderung genannt, und sein Ehrgeiz feierte den größten Triumph, als er die höchste Würde des römischen Reiches erlangte und zum Consul erwählt wurde. Mit der größten Umsicht verwaltete er sein ehrenvolles Amt und erhielt wegen seiner Wachsamkeit, da er durch Entdeckung der catilinarischen Verschwörung den Staat vom Untergange rettete, den ehrenden Titel „pater patriae", „Vater des Vaterlandes". Ruhmsucht hatte in dieser gefährlichen Lage seine Schritte geleitet, seinen Muth gestählt, und Ehrgeiz war es, der ihn selbst das Aeußerste wagen ließ, um seinen Namen groß und berühmt zu machen. Rühmlich verwaltete Cicero sein Consulat und erhielt bei seinem Abgange als Consular die Provinz Cicilien. Ungern verließ er den bisherigen

Schauplatz seiner Verdienste, die Zeugin seines Ruhmes; und als er später wegen Besiegung der Parther und anderer räuberischen Stämme mit dem Titel „Imperator" begrüßt, und ihm zu Rom ein Dankfest beschlossen worden: wünschte er dennoch aus seiner Provinz zurückzukehren, weil sein unersättlicher Ehrgeiz nur in einem Triumphe Befriedigung fand.

Ruhm- und Ehrsucht also war es, welche ihn zu seiner Laufbahn bestimmte und seine Handlungen leitete, und dieses, was er selbst gesteht und durch sein ganzes Leben beweist, wird noch mehr durch das Zeugniß seiner Zeitgenossen bestätigt. Wie selbst seine Freunde seinen Charakter beurtheilten, läßt sich aus einem Vorfalle leicht erkennen. Als ihm nämlich seine einzige Tochter Tullia, an der er mit der ganzen Liebe eines zärtlichen Vaters hing, durch den Tod entrissen wurde, und ihn in seinem Schmerze kein Trost zu erheitern vermochte, schrieb ihm ein Freund unter Anderem die Worte: „Laß dich nicht vom Schmerze überwältigen, sondern sei eingedenk, daß du Cicero bist." Diese wenigen Worte eines Freundes, der des Freundes Charakter kannte, verfehlten ihre Wirkung nicht, und die Furcht, für schwach und unmännlich gehalten zu werden, war stärker als der Schmerz über den Tod einer innigst geliebten Tochter.

Das Ziel, wonach Cicero so unermüdlich gestrebt, das er mit so vieler Anstrengung und Aufopferung verfolgt, hat er erreicht, er hat sich unvergänglichen Ruhm erworben und seinen Namen groß und unsterblich gemacht. Und wenn auch, von christlichem Standpunkte aus betrachtet, dies allzu große Trachten nach Ehre und Ansehen verwerflich ist, so dürfen wir doch das Streben Cicero's, als im Wesen jener Zeit begründet, keineswegs verwerfen; wir müssen vielmehr seine außerordentliche Beharrlichkeit und die herrlichen, großen Thaten, die er in diesem Streben vollbracht, anerkennen und bewundern.

10. Wie können auch böse Beispiele uns nützlich werden?

Disposition.

Einleitung. Macht des Beispiels. Gut sind die Folgen des guten, böse die Folgen des bösen Beispiels. Doch können auch böse Beispiele uns nützlich werden.

Ausführung. Denn sie

A. Belehren. 1) Sie zeigen uns die Ursachen, welche uns gewöhnlich zum Bösen führen, und die wir deshalb fliehen müssen.
2) Sie zeigen uns die Verwerflichkeit des Bösen.

B. Sie warnen. Indem sie uns die Abscheulichkeit und schlimmen Folgen des Bösen zeigen, ziehen sie uns von demselben ab.

Schluß. Trotzdem bleiben uns böse Beispiele gefährlich, indem sie gar zu sehr zur Nachahmung reizen.

Ausführung.

Der Mensch ist von Natur aus geneigt, sich durch das Beispiel Anderer in seinen Handlungen leiten zu lassen; das Beispiel übt über uns eine zwar unmerkliche, aber große Herrschaft aus. Während uns Worte nur anregen, eine Handlung zu begehen oder zu lassen, ziehen Beispiele uns fast mit unwiderstehlicher Gewalt hin, das Gesehene nachzuahmen. Sind daher die Beispiele, die uns gegeben werden, gut, so werden wir das Gute nachahmen und lieb gewinnen; werden uns aber böse Beispiele dargeboten, so werden wir in der Regel ihrem Einflusse erliegen und uns dem Bösen in die Arme werfen. Wenn wir daher auch böse Beispiele fliehen müssen, indem sie uns zur Nachahmung reizen und so gewöhnlich ins Verderben ziehen, so können sie doch auch von guten Folgen für uns sein.

Denn sie lehren uns das Böse in seinen Ursachen, in seiner Entstehung kennen. Und wie überhaupt Nichts aus sich selbst, ohne weitere Veranlassung entstehen kann, so muß auch das Böse seine Quellen haben. Und in der That, mancherlei sind die Umstände, die das Böse vorbereiten und erzeugen. So ist jener Spieler, der durch seine Spielwuth sich selbst und seine Familie in Noth und Elend gebracht hat, nicht immer diesem Laster ergeben gewesen; zuerst hat er sich dem Müßiggange hingegeben, und dieser, der allen Lastern den Weg bahnt, hat ihn zum Spiele verleitet und so ihn und die Seinen unglücklich gemacht. Und jener dort, der durch sein finsteres, abstoßendes Wesen sich leicht als ein Menschenfeind erkennen läßt, war einst ein ehrenwerther, guter Mann, der für das Wohl seiner Mitmenschen die größten Opfer brachte. Doch in seiner allzu großen Güte widmete er seine Kräfte Solchen, die dessen unwürdig waren, und so ward seine edle Aufopferung mit Undank vergolten. Als ihm so nur Undank für seine Güte zu Theil ward, da schwand sein Glaube an Rechtlichkeit und Treue; er zog sich von den Menschen zurück, die er nun verachtet, und wurde aus einem Menschenfreund ein Menschenfeind. — So hat der Müßiggang den Einen, das unüberlegte Wohlwollen den Andern zum Bösen verleitet, und so hat überhaupt jedes Uebel Etwas, was ihm vorhergeht, was dasselbe vorbereitet und ins Dasein ruft. Und das Böse, das wir an Anderen sehen, lehrt uns oft die Ursachen, die Entstehung des Bösen kennen und bietet

uns ein Mittel dar, Alles als gefährlich zu erkennen, was Anderen die erste Veranlassung zum Falle wurde.

Indem wir also in Folge des bösen Beispiels, welches wir an Anderen erblicken, den Gang des Bösen in Gedanken durchgehen, lehren uns böse Beispiele auch die allmählige Entwickelung des Bösen kennen: wir sehen, wie dieses Anfangs unbedeutend, sich immer weiter ausdehnt, bis sich es endlich in seiner wahren, abscheulichen Gestalt zeigt. Und so gelangen wir zu der Ueberzeugung, daß wir auf der Bahn des Bösen, wenn wir sie einmal betreten haben, immer weiter eilen und daß wir uns nur dadurch vor einem sicheren Verderben bewahren können, daß wir uns vor dem ersten Schritte zum Bösen hüten. Zugleich mit den bösen Folgen lehrt uns der Anblick des Bösen dessen Verwerflichkeit an und für sich kennen; denn wenn wir auch, durch ein natürliches Gefühl geleitet, einsehen, daß das Böse zu mißbilligen ist, so zeigen uns doch böse Beispiele die Verwerflichkeit desselben klarer und deutlicher; denn an Anderen erkennen wir das Böse so leicht als böse an, und das, was wir an uns selbst kaum beachten würden, erscheint uns an ihnen als etwas Unverzeihliches. Indem wir aber die Schändlichkeit des Bösen einsehen, werden wir auch mit Abscheu gegen dasselbe erfüllt, und so wird durch böse Beispiele mit unserm Verstande zugleich unser Wille angeregt: wir sehen ein, daß das Böse verwerflich und mit schlimmen Folgen verbunden ist, und nehmen uns vor, dasselbe zu meiden und zu fliehen. Sieh' jenen Trunkenbold, der mehr einem Thiere, als einem Menschen gleicht! Seine Züge haben in Folge des Lasters jeden edleren Ausdruck verloren; aus seinem stieren, glanzlosen Auge spricht sich die völlige Abwesenheit des Geistes aus; schwerfällig lallt die Zunge zuweilen einzelne, unverständliche Worte. In Folge des übermäßigen Genusses betäubender Getränke vermag er sich nicht aufrecht zu halten; bewußtlos liegt er am Boden und wälzt sich im Kothe, — Allen ein Gegenstand des Abscheu's und des Ekels. Und sollte uns der Anblick eines solchen Menschen, der seine Menschenwürde schändet, der, seiner viehischen Leidenschaft fröhnend, sich unter das unvernünftige Thier erniedrigt, nicht mit Haß und Abscheu gegen das Laster der Trunksucht erfüllen!? Sehr sinnig und schön spricht sich hierüber Horaz aus:

„Avidos vicinum funus ut aegros
Exanimat, mortisque metu sibi parcere cogit:
Sic teneros animos aliena opprobria saepe
Absterrent vitiis.“ (Satyr. I. 4. 126. ff.)

„Wie die benachbarte Leiche genußsüchtige Kranke furchtbar ängstigt, und sie durch die Furcht vor dem Tode sich zu schonen zwingt, so werden oft zarte Seelen durch fremde Vergehen von Fehlern abgeschreckt.“ So zieht uns das böse Beispiel, indem es das Laster in seiner ganzen Häß-

lichkeit enthüllt, vom Bösen ab, und haben wir uns einmal von dem Bösen losgesagt, dann haben wir den ersten Schritt auf der Bahn der Tugend gethan, welche durch ihre eignen Vorzüge uns immer mehr fesseln und so in uns vollenden wird, was der Anblick des Bösen begonnen hat.

Wenn aber auch auf diese Weise böse Beispiele gute Folgen haben können, indem sie uns die Quellen des Bösen offenbaren, die Verwerflichkeit desselben zeigen, und uns durch den Haß des Bösen auf den Weg des Guten führen: so ist es doch nicht rathsam, allzu sehr auf das Böse hinzublicken; denn die Macht des Bösen könnte auch auf uns ihren schädlichen Einfluß ausüben, es könnte uns zur Nachahmung reizen und uns mit unwiderstehlicher Gewalt in den Strudel des Verderbens hineinziehen. Wenn es daher unser Wille ist, gut zu werden, so schließen wir uns an Solche an, deren gutes Beispiel uns vor Augen steht, damit wir in ihrer Nacheiferung weiter auf der Bahn der Tugend schreiten, immer weiser, besser und edler werden.

11. Wir sind dem Alter Achtung schuldig.

Disposition.

Einleitung. Das Christenthum gebietet uns, alle Menschen zu lieben und zu achten.

Uebergang. Sind wir demnach allen Menschen Liebe und Achtung schuldig, so müssen wir diese vorzüglich dem Alter zuwenden.

Ausführung. Warum?

1) Wegen seiner Schwäche und Hülflosigkeit.
2) Wegen seiner Erfahrung.
3) Wegen seiner Verdienste.
4) Wegen seiner nahen Hoffnungen.

Schluß. Kurze Zusammenfassung der angeführten Gründe, denen die Vorschriften des Christenthums noch mehr Kraft verleihen müssen.

Ausführung.

Das Christenthum gebietet uns, alle Menschen als Ebenbilder Gottes zu achten, und wenn dasselbe uns auffordert, unsern Nächsten zu lieben, so fordert es uns dadurch zugleich auf, unsern Nächsten zu achten; denn Liebe beruht auf Achtung, und wir können Keinen lieben,

dem wir unsere Achtung versagen müssen. Sind wir demnach allen Menschen Achtung schuldig, so hat doch der Eine mehr Anspruch auf dieselbe, als der Andere. So gebietet uns die Vernunft, den Guten, den Edlen höher zu schätzen als Andere, und unser eignes Gefühl treibt uns an, mit besonderer Achtung und Ehrfurcht dem Greise zu begegnen. Und das, wozu uns unser natürliches Gefühl hinzieht, wird durch die Vernunft nicht nur bestätigt und gebilligt, sondern sogar zur Pflicht gemacht; denn „wir sind dem Alter Achtung schuldig".

Einer Pflanze gleich, die, nachdem sie eine Zeit lang durch ihren Farbenschmuck und Blüthenduft unsere Sinne ergötzt, vom kalten Winde des rauhen Herbstes angeweht, hinwelkt und allmählig erstarrt, so sind auch durch die Reihe von Jahren, durch die vielen Stürme und Mühsale des Lebens die Kräfte des Greises aufgezehrt. Gebückt ist sein Gang, mühsam schleicht er an seinem Stabe einher, und nur mit zitternder Hand vermag er die Gegenstände zu berühren. Mit Beschwerlichkeiten aller Art hat er zu kämpfen, kaum noch vermögen die schwachen Glieder ihre Last zu tragen. Von Unpäßlichkeiten und Krankheit beständig geplagt, und selbst außer Stande, für seine Bedürfnisse zu sorgen, ist der alte, schwache Mann lediglich auf die Hülfe Anderer angewiesen. Wenn uns daher überhaupt Noth und Unglück zum Mitleid und zur Theilnahme anregt, muß dann nicht ein schwacher, hülfloser Greis, der von allen Beschwerden des Alters gedrückt wird, einen ganz besondern Eindruck auf uns machen? Müssen wir nicht bei dem Gedanken, daß auch uns vielleicht eine solche Lage bevorsteht, bestrebt sein, dem von Schwäche geplagten Greise seine Bürde durch Theilnahme und Achtung zu erleichtern?

Kann nun auch der Greis mit seinem Körper, der ihm selbst fast die nothwendigsten Dienste versagt, nicht mehr zum Nutzen seiner Mitmenschen wirken, so ist er desto mehr im Stande, deren Wohl auf andere Weise zu fördern. Denn in den vielen Jahren seines langen Lebens hat er manche Erfahrung gemacht, Vieles hat er an sich selbst erlebt, Vieles auch an Anderen gesehen. Und in Folge so vieler Erfahrungen, die er sich in einer langen Reihe von Jahren gesammelt hat, ist er im Stande, den Jüngeren bei manchen Gelegenheiten einen guten Rath zu ertheilen; denn was der Jüngling in seinem frohen Lebensmuthe, was der Mann im Bewußtsein seiner Kraft oft unrichtig beurtheilt, durchschaut der ruhige, besonnene Greis in seiner wahren Gestalt und ist im Stande, durch seinen guten Rath manche drohende Gefahr abzuwenden, manches gute Unternehmen zu fördern. Seine Einsicht in den wahren Stand der Dinge ist eine tiefe, eine ungetrübte. Schon die alten Spartaner erkannten dies und überließen der Erfahrung und Klugheit ihrer Greise das Theuerste und Kostbarste, was sie hatten: die Sorge für den Staat.

Doch nicht nur das Vertrauen allein, welches jene auf die Erfahrung

ihrer Greise setzten, bewog sie, diesen die Leitung des Staates anzuvertrauen; nein, auch die Dankbarkeit trieb sie an, das Alter mit einer so großen Auszeichnung zu behandeln; sie erachteten es für eine unerläßliche Pflicht, diejenigen auf jede Weise zu verehren, die sich während ihres ganzen Lebens so manches Verdienst erworben hatten. Und in der That, die, welche während ihres langen Daseins sich für ihre Mitmenschen nützlich gemacht haben, sind wohl mehr als gewöhnlicher Verehrung werth. So hat jener Greis, dessen nur spärlich mit Haar bedecktes Haupt auf ein hohes Alter deutet, dessen Gang von der schweren Last so vieler Jahre gebeugt ist, sich von früher Jugend an der Wissenschaft gewidmet, hat auf die Vergnügen einer frohen Jugend verzichtet und sich in ihr Kenntnisse anzueignen gesucht, um mit diesen ausgerüstet seinen Mitmenschen förderlich zu sein; als Mann war wiederum sein ganzes Streben auf dieses erhabene Ziel hingerichtet, alle seine Kräfte bot er auf, das Wohl seines Nächsten zu fördern und hat so sein Dasein zum Heile Anderer aufgeopfert. Nicht weniger verdient jener Greis dort unsere Ehre und Achtung, dessen verstümmelter Arm seiner Vaterlandsliebe und Treue ein rührendes Zeugniß gibt; für das bedrängte Vaterland setzte er freudig Gut und Blut aufs Spiel und schätzte sich glücklich, Etwas zum Heile seiner Mitbürger beitragen zu können. Und so hat sich jeder Greis mehr oder minder Verdienste erworben, sei es nun, daß er als Lehrer, Beamter oder Soldat dem Vaterlande seine Dienste lieh, sei es, daß er als treuer Gatte und Vater seine Familie beglückte oder auch als gewissenhafter Dienstbote das Wohl seiner Herrschaft zu wahren suchte. Und wenn wir daher einem Manne, der sich durch eine einzige gute Handlung, durch eine edle That ausgezeichnet hat, unsere Verehrung an den Tag legen, so sind wir gewiß noch viel mehr verpflichtet, einem Greise, der sein ganzes Dasein zum Heile seiner Mitbürger verwandte, der sich in so mancher Lage des Lebens Verdienste erwarb, mit allen Zeichen inniger Verehrung und aufrichtiger Hochachtung zu begegnen.

Doch die Verdienste, die sich der Greis auf dieser Erde erworben, und für die wir ihm nur schwachen und vorübergehenden Dank abstatten können, werden ihn über diese Erde hinaus begleiten, werden ihm nachfolgen in die Ewigkeit. Beständig winkt ihm nach langer, mühevoller Lebensbahn die Palme des Friedens, und erfüllt ihn mit der frohen Hoffnung, bald von so vielen Leiden und Drangsalen auf immer erlöst zu werden. Während sein Körper noch auf der Erde wandelt, ist sein Geist diesem gleichsam vorausgeeilt und weilt bereits durch die beständige Erwartung im seligen Jenseits. Er steht am Ende seiner Pilgerfahrt und ist im Begriffe, die Erde zu verlassen und zu seinem Schöpfer zurückzukehren. Nur noch wenige Tage sind ihm zugemessen, wo sich dann die Seele dem hemmenden Körper entwindet und, frei von den irdischen

Banden, sich hinaufschwingt zum Throne Gottes, um dort als seliger Geist an den Freuden des Himmels theilzunehmen. Und müssen wir nicht mit ehrfurchtsvoller Scheu einen Greis betrachten, der nur theilweise mehr der Erde angehört, der vielleicht nach wenigen Tagen schon seine irdische Laufbahn vollendet hat? Müssen wir ihm nicht seine letzten Augenblicke, die er noch in unserer Mitte weilt, durch Achtung und Verehrung zu versüßen suchen?

Achtung müssen wir daher dem Alter beweisen; denn durch die Achtung der Jüngeren findet der Greis Trost und Erleichterung in seiner Hülflosigkeit, Entschädigung für so viele Leiden, Anerkennnng seiner Verdienste, und Belohnung für das Gute, in dessen Förderung er seine Kräfte zum Nutzen und zum Wohle seiner Mitmenschen aufgeopfert hat. Und wenn schon die meisten Völker des heidnischen Alterthums, von einem natürlichen Gefühle geleitet, ihren Greisen die größte Achtung bezeugten, wenn sie sogar durch ihre Gesetze diese Ehrfurcht zu erhalten suchten, so müssen wir Christen uns außer den natürlichen Trieben der Dankbarkeit, abgesehen von einem angeborenen Gefühle der Ehrfurcht, noch von edleren, höhern Beweggründen leiten lassen: Liebe zur christlichen Religion und Gehorsam gegen ihre Vorschriften muß eine besondere Triebfeder für uns sein, das Alter zu achten und zu ehren.

12. Man lebt nur einmal in der Welt.

Disposition.

Einleitung. Erklärung eines Sprüchwortes; manche Sprüchwörter können verschieden ausgelegt werden und sind je nach ihrer Anwendung nützlich oder verderblich.

Uebergang. So ist das Sprüchwort: „Man lebt nur einmal in der Welt" einer verschiedenen Auslegung fähig.

Ausführung. A. Wenden wir es auf die rechte Weise an, so nützt es; denn

1) Es warnt vor Ausschweifungen und vor dem Untergraben der Gesundheit.
2) Es fordert auf, die Zeit gut zu benutzen.

B. Mißbrauchen wir das Sprüchwort, so schadet es, indem es aufzufordern scheint, die sinnlichen Freuden des Lebens in vollem Maße zu genießen.

Schluß. Daher müssen wir es recht deuten, unser Leben so benutzen, daß es uns keine Reue verursacht.

Ausarbeitung.

Man pflegt wichtige Wahrheiten und Lebensregeln, um sie tief dem Gedächtnisse einzuprägen und ihre Anwendung zu verbreiten, in kurzen Sätzen niederzulegen, und diese Sätze, die in wenigen, kräftigen Worten eine inhaltreiche Lehre enthalten und unter dem Volke allgemein verbreitet sind, nennen wir Sprüchwörter. Die Sprüchwörter sind in der Regel sehr einfach, so daß sich bei einigem Nachdenken ihre wahre Bedeutung leicht erkennen läßt; doch tritt wegen der gedrängten Kürze, die ein Sprüchwort bedingt, oft der Fall ein, daß ein solches einer verschiedenen Erklärung fähig ist, ja zuweilen offenbar zu Thorheiten und zum Bösen aufzufordern scheint. So scheinen die Sätze: „Man ist nur einmal jung", „Einmal ist keinmal", „Ende gut, Alles gut", ganz verderblich und verwerflich zu sein, indem sie das Böse in Schutz nehmen und unserer Bequemlichkeit Vorschub leisten. Doch auch solche Sprüchwörter, die auf den ersten Blick eine Aufforderung zum Bösen zu enthalten scheinen, bieten, wenn man sie recht betrachtet, eine gute Lehre dar. So ist das Sprüchwort: „Man lebt nur einmal in der Welt", wenn es auf die rechte Weise ausgelegt und angewandt wird, nützlich und gut, wenn es aber mißbraucht wird, ist es von bösen Folgen begleitet.

Erkennen und befolgen wir seine wahre Lehre, so kann es uns nur zum Heile und zum Segen gereichen; denn es ruft uns die Wahrheit zu, daß unser Leben, wenn es einmal verschwunden ist, nie mehr wiederkehrt, und ermahnt uns durch diese ernste Vorstellung, Alles, was unser Dasein abkürzen und unterbrechen könnte, zu meiden und zu fliehen. Wir erkennen, daß durch Nichts unser Leben so gefährdet und verkürzt wird, als durch einen unordentlichen, regellosen Wandel; denn ein regelloses Leben führt zu Ausschweifungen aller Art, welche zwar einen augenblicklichen Genuß gewähren, aber dafür unser dauerndes Wohl vernichten, indem sie unsere Kräfte aufzehren, unsere Gesundheit zerrütten und uns selbst ein frühes Grab bereiten. Wenn wir aber recht lange zu leben wünschen, müssen wir jede Ausschweifung fliehen und durch Mäßigkeit unsere Kräfte zu erhalten und zu vermehren trachten; wir müssen mäßig in unsern Anstrengungen, aber auch mäßig in unseren Vergnügen sein; auf alle Freuden, die mit unserer Gesundheit nicht verträglich sind, müssen wir gänzlich verzichten, und selbst in an und für sich guten Freuden Maß und Ziel zu halten wissen.

Wie uns so das Sprüchwort lehrt, unser kurzes Leben durch die Erhaltung der Gesundheit so viel als möglich zu verlängern, so fordert es uns auch zugleich auf, dasselbe, so lange es in unserer Gewalt ist,

recht zu benutzen, die Zeit, die uns zum Leben bestimmt ist, gut anzuwenden. Wir machen aber dann einen guten Gebrauch von der Zeit, wenn wir unsern Pflichten und Berufsgeschäften getreulich nachkommen; es ist aber nicht allein unser Beruf, uns hier auf Erden ein angenehmes und glückliches Leben zu sichern, sondern unsere wahre Bestimmung besteht darin, hienieden einen tugendhaften Wandel zu führen, damit wir nach demselben mit ewigen Gütern belohnt werden. Wir haben aber neben der Sorge für unser eigenes Heil auch die Verpflichtung, unsere Kräfte zum Wohle unserer Mitmenschen anzuwenden. Wenn wir daher bestrebt sind, diese und uns selbst wahrhaft glücklich zu machen, dann erfüllen wir unsere Bestimmung, dann wenden wir unser Leben gut an, welches nie wiederkehrt, und dessen Gebrauch gerade deßhalb so wichtig ist; denn nur so lange wir auf dieser Erde leben, sind wir im Stande, durch gute Handlungen, durch verdienstliche Thaten, sowie durch einen tugendhaften Wandel für unser wahres Heil zu wirken. Und wenn wir unsere Zeit so gut benutzen, wenn wir sie dazu anwenden, uns durch ein frommes und verdienstliches Leben Antheil am Himmel zu erwerben, dann haben wir die wahre Bedeutung des Sprüchwortes erfaßt, dann legen wir seine Worte recht aus: „Man lebt nur einmal in der Welt".

Das Sprüchwort bietet uns also, wenn wir seine wahre Bedeutung erkennen, eine nützliche Lehre dar; doch kann es auch mißbraucht werden, und dies geschieht, wenn wir in ihm die Aufforderung erkennen, die sinnlichen Freuden des Lebens in vollem Maße zu genießen. Aber den, der eine solche Aufforderung in ihm zu finden glaubt, wird es unglücklich und elend machen; denn um sich dies eine Leben möglichst angenehm zu machen, ist sein Streben nur auf Genuß gerichtet, allen Vergnügen gibt er sich hin und sucht selbst unerlaubte Lustbarkeiten durch den Satz: „Man lebt nur einmal in der Welt" zu entschuldigen. Nur seiner Sinnlichkeit folgend flieht er alle Mühe und Anstrengung, weil ihn diese ja nur in seinem Genusse stören könnten. Daher ist auch das Dasein eines Solchen, der in den trügerischen Freuden dieses Lebens sein höchstes Glück sucht, leer von jeder guten Handlung, wodurch er sein und seiner Mitmenschen wahres Wohl fördern könnte. Ja, im Gegentheil, wie er selbst im Taumel der Vergnügen Glück und Befriedigung sucht, so ist er auch bemüht, seine Grundsätze Anderen einzuflößen und das, womit er sich selbst zu entschuldigen sucht, wendet er auch an, um die Bedenklichkeit Jener zu beseitigen. „Man lebt nur einmal in der Welt, man muß das Leben genießen, so lange man es in der Gewalt hat!" ruft er dem Zögernden zu, und dieser, verleitet durch die Vorstellungen, gibt nach, eilt von Vergnügen zu Vergnügen, von Freude zu Freude, wird immer mehr in den Strudel der Sinnlichkeit hinabgezogen,

und auch er sucht Entschuldigung seines Wandels in den Worten: „Man lebt nur einmal in der Welt". So sucht Einer den Andern mit diesem Spruche zu bethören und der Bethörte wendet ihn an, seine Fehler und Thorheiten zu entschuldigen; daher sind die Folgen, die die verkehrte Anwendung desselben nach sich zieht, schädlich und verderblich.

Soll aber das Sprüchwort wahren Nutzen für uns bringen, dann dürfen wir es nicht mißbrauchen; wir müssen es in seiner wahren Bedeutung auffassen, es muß uns zurufen: „Dies Leben kehrt nie wieder! die Zeit ist kurz! benutze sie weise!" Wenn wir dieser Aufforderung nachkommen, wenn wir dieses Leben, als die Zeit der Saat, deren Früchte wir nach diesem Leben ernbten werden, ansehen und benutzen, dann werden die Folgen, die das Sprüchwort für uns hat, segensreich sein, während wir im andern Falle, wenn wir nur den Vergnügen und Freuden nachgehen, am Ende dieses Lebens unsern Irrthum erkennen müssen; doch dann kommt diese Erkenntniß zu spät; denn wie sehr wir auch wünschen werden, unser Dasein von Neuem durchleben zu können, es ist vergebens; mit allen Thränen einer zu späten Reue vermögen wir nicht unser Leben zurückzurufen, und zu unserer Verzweiflung müssen wir uns dann die Wahrheit gestehen:

„Man lebt nur einmal in der Welt".

13. Worin hat die Anhänglichkeit des Menschen an seine Heimath ihren Grund?

Disposition.

Einleitung. Vergleich zwischen einer Pflanze, die versetzt worden, und einem Menschen, der ferne von der Heimath weilt.

Uebergang. Anführung des Thema.

Ausführung.

1) In der Heimath sind die Eltern und Verwandte.
2) In ihr haben wir unsere Jugendzeit verlebt und so manche Freude genossen.
3) Die heimathliche Gegend selbst zieht uns an.
4) Die Macht der Gewohnheit macht uns die Trennung von der Heimath schwer.
5) Die Personen, die Sitten und Gebräuche, ja selbst der Dialekt der Heimath ist uns lieb geworden.

Schluß. Unsere Anhänglichkeit an die Heimath ist also gegründet, und wir finden keinen Menschen, kein Volk, welches ihr nicht mit Liebe anhing.

Ausführung.

Gleichwie die Pflanze, welche aus ihrem ursprünglichen Boden gerissen und in ferne Gegenden verpflanzt wird, nicht mehr in ihrer früheren Ueppigkeit gedeiht, wie sie gleichsam aus Schmerz über die Trennung von der heimathlichen Erde ihre Blätter hangen läßt, wie ihre ganze Haltung Trauer ausdrückt: so sehnt sich auch der Mensch, der fern von Hause weilt, in die Gegenden zurück, die ihn mit unwiderstehlicher Gewalt an sich fesseln, — die er mit Freude seine Heimath nennt. Diese Liebe, diese treue Anhänglichkeit, welche der Mensch zu seinem Vaterlande hegt, hat nicht immer in der Anmuth und Schönheit der Gegenden ihren Grund, sondern andere Bande sind es, die ihn an die Heimath ketten.

Schon deshalb ist diese dem Menschen lieb und werth, weil er in ihr seine theuern Eltern findet; kindliche Liebe und Dankbarkeit ziehen sein Herz zu ihnen, denen er sein Dasein verdankt, die vom ersten Augenblicke seines Lebens mit sorgsamer Liebe über ihn wachten, ihn vor allen Gefahren, die seiner Jugend drohten, zu bewahren suchten und darauf bedacht waren, ihm eine gute Erziehung zu geben, kurz, die ihn während seines ganzen Lebens mit Wohlthaten überhäuften und nichts so sehr im Auge hatten, als ihn zu einem braven und gesitteten Menschen heranzubilden.

Da wir schon mit großer Liebe an der Heimath hangen, weil die in ihrem Schooße weilen, mit denen uns heilige Bande verknüpfen, so hat sie auch noch deshalb einen besondern Reiz für uns, weil wir in ihr unsere Jugendzeit verlebt und manche Freude genossen haben. Denn wem ist der Ort nicht theuer, an den sich so viele süße Erinnerungen aus der Kindheit knüpfen, aus dieser schönen Zeit, wo er ohne Reue über die Vergangenheit, frei von Sorgen für die Zukunft unter dem Schutze liebender Eltern so glücklich war? wo sein Dasein, durch die unschuldigen Freuden der Kindheit versüßt, lieblich und sanft dahinfloß? — Ja, heilig muß dem Menschen der Ort sein, wo er zuerst Gottes Güte, Allmacht und Weisheit kennen lernte, wo er sein erstes Gebet zu ihm, dem Vater aller Menschen emporsandte, heilig und ehrwürdig der Ort, wo er den ersten Keim zu seiner Bildung legte, wo er sich mit dem ersten Eifer eines jugendlichen Gemüthes den Wissenschaften hingab, um an ihren läuternden Flammen Geist und Herz zu bilden und zu veredeln.

Sind schon diese Gründe hinreichend, unser Herz mit glühender Liebe zur Heimath zu entflammen, so gibt es auch noch andere, welche unsere Anhänglichkeit an dieselbe noch vermehren. So hat die heimath-

liche Gegend selbst einen eigenen Reiz für uns; in ihr erscheint uns Alles in einem schönern Lichte; die öden Strecken, die kahlen Felsen derselben sprechen uns mehr an, als die fruchtbarsten Gefilde, die herrlichsten Landschaften, die uns anderswo begegnen. Jeder Gegenstand, der sich in der Heimath unsern Blicken darbietet, redet zu uns in einer Sprache, die nur wir verstehen. Jener Berg mit seiner entzückenden Aussicht in die Ferne, an dessen waldbekränztem Fuße die grüne Wiese, welche der gewöhnliche Ort unserer frohen Spiele war, der klare Bach, der sich in den anmuthigsten Windungen durch dieselbe hinschlängelt, und die riesige Linde, unter deren dichtbelaubten Zweigen wir so oft Schutz vor den sengenden Strahlen der Sonne fanden, jeder Strauch, jedes Blättchen ruft in uns, wie ein alter Bekannter, die Erinnerung an froh verlebte Tage zurück.

Die heimathlichen Gefilde, wo wir so viele Freuden genossen, wo unsere glückliche Jugendzeit dahinfloß, sind uns durch die Reihe von Jahren, die wir in ihnen verlebten, lieb geworden. Ein eigenthümliches Gefühl, worüber wir uns selbst keine Rechenschaft zu geben vermögen, ein Gefühl, welches wir nur empfinden, nicht aber beschreiben können, hat sich allmählig und unvermerkt unseres Herzens bemächtigt, und fesselt uns an die gewohnten Gegenden,

„Welche in so vielen Jahren
Zeugen unseres Glückes waren.“

Schöne Jahre haben wir in ihnen verlebt, wir haben uns an sie gewöhnt, und die Trennung von den väterlichen Fluren ist uns schmerzlich. Ist auch die Ferne noch so schön, nimmer kann sie uns verleihen, was uns die Heimath bietet; und gerade das, was uns diese lieb und theuer macht, müssen wir in jener am schmerzlichsten entbehren. Die geliebten Personen, womit wir in der Jugend zu verkehren pflegten, sind nicht mehr um uns. Andere Menschen sind es, womit wir in Berührung kommen, denen wir, und die uns fremd sind. Selbst die heimathlichen Sitten und Gebräuche finden wir nicht mehr, und vergebens lauscht das Ohr nach den trauten Tönen des gewohnten Dialekts.

Unsere Anhänglichkeit an die Heimath ist also gegründet, gerecht die große Liebe, die wir zu ihr hegen; denn Alles scheint sich zu vereinen, um uns die Heimath theuer zu machen. Und wir finden keinen Menschen, in dessen Brust nicht dieser Hang wohnte, kein Volk, keine Nation, welche nicht, von diesem Gefühle innig durchdrungen, ihr mit der größten Liebe anhinge. Der Schweizer sehnt sich zurück in seine heimathlichen Berge und der Lappe liebt die öden Steppen seines rauhen Vaterlandes mit solcher Innigkeit, daß die Trennung von denselben ihm nicht selten den Tod bringt.

14. Der Bedächtige und der Unentschlossene.

Charakterschilderung.

So viele thörichte Handlungen, die sich die Menschen zu Schulden kommen lassen, haben unstreitig darin ihren Grund, daß sie ohne Ueberlegung begangen werden.

Von dieser Wahrheit ist Nikanor ganz durchdrungen und er hat sich vorgenommen, nie Etwas zu thun, ohne es vorher wohl geprüft und nach allen Seiten hin überdacht zu haben. In seinen Handlungen geht er daher ruhig und bedächtig zu Werke. Seine Bedächtigkeit spricht sich schon in seinem Aeußern aus; seine Bewegungen sind nicht hastig und stürmisch, sondern gemessen und ruhig, so daß er selbst die kleinste Bewegung vorher überdacht zu haben scheint. In seinem Reden ist er überaus vorsichtig; er spricht wenig und nur das, was er genau durchdacht und geprüft hat. Wird er um seine Ansicht gefragt, so spricht er diese in wenigen Worten klar und bündig aus. Selten entschlüpft ihm ein Wort, was ihn hernach reuen könnte, und nie kommt er in den Fall, daß er durch unbedachtsame Aeußerungen gegen die Klugheit handelt. Zank und Streit haßt und meidet er, und nie läßt er sich durch Beleidigungen zum Zorne reizen. Er geht entweder seinen Verfolgern aus dem Wege, oder bringt sie durch seine Ruhe und kalte Verachtung zum Schweigen. Sieht er sich von einem Unglücke bedroht, so läßt er sich nicht leicht in Verwirrung bringen; mit ruhiger Besonnenheit überlegt er sich die Sache tief und gründlich, wägt alle Fälle, die ihn betreffen können, genau ab, läßt nicht den geringsten Umstand unbeachtet und zeichnet sich endlich nach reiflicher Ueberlegung den Weg vor, den er einschlagen will. Und hat er einmal einen Plan für gut erkannt, so verfolgt er ihn mit Festigkeit und Nachdruck, ohne sich jedoch in seiner Ausführung zu übereilen. Er sucht langsam, aber sicher zu seinem Ziele zu gelangen Wer aber hieraus schließen wollte, Nikanor sei saumselig und träge, würde ihm sehr unrecht thun; denn wenn es sein Vortheil erfordert, so ist er rasch, rege und betriebsam. Nikanor ist wohlthätig, und aus der Art und Weise, wie er seine Wohlthaten anbringt, läßt sich seine Bedächtigkeit nicht verkennen. Er gibt sorgfältig Acht, damit er seine Güte nicht an Unwürdige verschwendet. Wenn er daher einem Armen Hülfe spendet, erkundigt er sich zuvor nach seinen Verhältnissen, und erst dann, wenn er die sichere Ueberzeugung hat, daß seine Wohlthaten gut angewandt sind, theilt er von seinem Ueberflusse gern und reichlich aus. So zeigt Nikanor in allen seinen Handlungen eine große Bedächtigkeit, und er läßt sich nicht leicht von einem Entschlusse, den er als gut befunden, abbringen.

Anders verhält es sich mit Leander. Auch er begeht keine unbe-

sonnene Handlungen; das was er in diesem Augenblicke als gut und vortheilhaft erkennt, erscheint ihm im folgenden verderblich und gewagt. Beständig schwankt er in seinen Neigungen, und die geringste Veranlassung reicht hin, ihn in seinem Vorhaben wanken zu machen. Leander wird von einem Freunde eingeladen, mit ihm eine Lustfahrt in die benachbarte Stadt zu machen. Er hat Zeit und sagt es zu, doch als er sich allein befindet, fällt ihm ein, daß er noch einige wichtige Geschäfte zu besorgen hat, und er bittet daher seinen Freund um Entschuldigung, daß er ihn wegen unvorhergesehener Umstände nicht begleiten könne; doch dieser findet sich dessenungeachtet bei ihm ein und stellt ihm die Freuden und Genüsse vor, die sie sich in der Stadt bereiten würden. Leander hört seine Vorstellungen an; er denkt nicht mehr an seine Geschäfte; er weicht wiederum von seinem Vorhaben ab und geht mit. Es fehlt ihm die Kraft, einen einmal gefaßten Entschluß durchzuführen, und man kann sich daher in keiner Weise auf ihn verlassen, da er in seinem Handeln und Auftreten keine Selbstständigkeit besitzt. Bei den gewöhnlichsten Ereignissen ist er zweifelhaft und weiß sich nicht zu helfen. Mit Aengstlichkeit betrachtet er die Sache; er mißtraut seiner eigenen Erkenntniß und wendet sich an das Urtheil Anderer. Aber anstatt nur Einen oder Wenige um Rath zu fragen, geht er Viele um ihre Meinung an, da ihm das Gutachten Weniger nicht genug Sicherheit gewährt. Aber gerade die Mannigfaltigkeit der Ansichten, die ihm mitgetheilt werden, vermehrt noch seine Unschlüssigkeit. So zögert er und zaudert und zaget, bis ihn endlich die Nothwendigkeit zum Handeln zwingt. — In plötzlich eintretenden, unvorhergesehenen Fällen verliert Leander alle Ueberlegung und Besonnenheit. Er glaubt, daß sein Vorhaben ihm nachtheilig werde, oder daß die Mittel nicht die rechten seien, die er zu irgend einem Zwecke anwenden will. Und während er sich nicht zu einem raschen, kräftigen Handeln entschließen kann, ist der entscheidende Augenblick unbenutzt entflohen und mit ihm die Gelegenheit, das Gute, welches er bot, zu erlangen. Sein gewöhnlicher Spaziergang führt ihn an dem nahen Flusse vorbei. Plötzlich vernimmt er einen Schrei und sieht einen Menschen mit den Wellen kämpfen. Leander ist ein geübter Schwimmer; schnell wirft er sein Oberkleid ab, um dem Unglücklichen beizustehen. Da bemerkt er in der Nähe einen kleinen Fischernachen; hastig eilt er auf diesen zu, um so die Rettung sicherer zu vollbringen, vergißt aber, daß der geringste Verzug den Tod jenes herbeiführen kann. Und in der That, ehe er ihn erreicht, ist dieser schon von den Wogen verschlungen, und als er wieder auftaucht, ist er eine Leiche. — Hätte sich Leander unverzüglich ins Wasser gestürzt, so hätte er ein Menschenleben gerettet, während es so durch seinen Mangel an schneller Ueberlegung und entschiedenem Handeln verloren ging. — Dieser Fehler gibt sich in allen seinen Handlungen kund, und wir nennen deßhalb Leander unentschlossen

Der Bedächtige und Unentschlossene bedenken beide ihre Handlungen vorher. Aber während der Bedächtige das ohne Zaudern ausführt, was er nach vielem Nachdenken als gut und vortheilhaft erkannt hat, kann sich der Unentschlossene nie zu einem kräftigen und entschiedenen Verfahren entschließen.

15. Der Sparsame und der Geizige.

Charakterschilderung.

Wie die beste Speise, im Uebermaße genossen, schädlich wird, so verlieren auch an und für sich gute Eigenschaften, wenn man sie gar zu weit ausdehnt, ihr Gutes und werden zu Fehlern. So ist Sparsamkeit eine Tugend; doch diese Tugend wird zum Laster, wenn sie, im Uebermaße beobachtet, sich in Geiz verkehrt. Der Sparsame und Geizige stehen also nahe zusammen, und doch ist ein großer Unterschied zwischen ihnen.

Die Tugend der Sparsamkeit besitzt Philon. Er hält sein Vermögen zu Rathe und vermeidet allen unnöthigen Aufwand, damit er auch zu künftigem Gebrauche Etwas übrig hat, und damit er desto mehr im Stande ist, den Seinigen und Andern nützlich zu werden. Daher ist seine Kleidung einfach, aber reinlich und seinem Stande angemessen. Wie in seiner Kleidung, so ist er auch an seiner Tafel einfach und mäßig; aber wenn diese auch nicht verschwenderisch und üppig ist, so duldet er durchaus keinen Mangel bei derselben. „Ich halte es," pflegt er zu sagen, „für Unrecht, wenn Jemand in Ueppigkeit und Verschwendung seine Mittel vergeudet, womit er seinen armen Mitmenschen so vieles Gute erweisen könnte; aber für ein viel größeres Unrecht sehe ich es an, sich und Anderen das Nöthige zu versagen". Und in der That, Philon ist wohlthätig, und den Armen läßt er freudig das zukommen, was er durch seine einfache Lebensweise erübrigt. Er weiß einen bessern Gebrauch von seinem Gelde zu machen, als es in Lustbarkeiten zu vergeuden, und deshalb vermeidet er alle Vergnügungen und Gesellschaften, die ihn zu übermäßigen Ausgaben verleiten könnten. Doch wenn er sich aus Gefälligkeit oder aus irgend einem andern Grunde an solchen Vergnügen betheiligt, so bleibt er auch da seiner Sparsamkeit getreu, ist aber auch eben so entfernt von Geiz und Knauserei, und gibt in solchen Fällen lieber etwas von seiner Strenge nach, als daß er sich knickerig und geizig zeigte. In Philon's Hause ist Alles einfach, aber reinlich und bequem, und doch

könnte er seinem Vermögen nach prächtig und kostbar wohnen. „Ich bin," sagte er einst zu einem Freunde, der ihn hierauf aufmerksam machte, „ich bin zufrieden mit dieser bescheidenen Wohnung; Glanz und Pracht liebe ich nicht, sondern der beste Schmuck ist in meinen Augen Ordnung und Reinlichkeit." Und in der That, eine weise Ordnung, worauf er mit fast eigensinniger Strenge hält, macht seine Wohnung freundlich und angenehm; jeder Gegenstand befindet sich an seinem Platze, und Nichts sieht man zu Grunde gehen, was noch in irgend einer Weise brauchbar ist; denn er ist der Meinung, wer in kleinen Dingen ein Verschwender sei, laufe Gefahr, es auch in großen zu werden. Philon hält Alles zu Rathe, und dies ist seiner Ansicht nach der einzige Weg zum Wohlstande; denn jede unrechtmäßige Art, sich zu bereichern, haßt und verabscheut er. Sein Streben nach Gütern geht von einer richtigen Schätzung der Dinge aus, und er ist daher eben so fern von Verschwendung, als von Geiz.

Philon's Nachbar ist Thoas. Auch er schätzt die Güter, aber er überschätzt sie, und darum ist sein ganzes Sinnen und Trachten nur auf die Erwerbung von Reichthümern gerichtet. Diesen Zweck sucht er auf alle mögliche Weise zu erreichen, und er verschmäht kein Mittel, welches ihn zum Ziele führen kann. Man kann sich keine Niederträchtigkeit denken, deren Thoas nicht fähig wäre, wenn seine unedle Leidenschaft ins Spiel kommt. Thoas ist reich. Sein armer Nachbar ist in dringender Geldverlegenheit, und spricht ihn um eine Anleihe an. Lange will sich Thoas nicht dazu verstehen; er schlägt es zwar nicht geradezu ab, aber er gibt deutlich zu erkennen, daß er es nicht gern thut und macht durch seine Unschlüssigkeit den bedrängten Nachbar immer ängstlicher. Nach vielen Bitten läßt sich der Geizhals endlich erweichen; er streckt seinem Nachbar die verlangte Summe vor, läßt sich aber für die neunzig Thaler die er ihm leiht, hundert verschreiben. Pfui! Thoas! Schämst du dich nicht, die Noth deines Nächsten auf eine so schändliche Weise zu mißbrauchen, nur um deinen Reichthum zu vermehren?! Doch nein, der Geizige kennt keine Scham, wenn er seinem Laster dient. Jede Empfindung besserer Art, Mitleid, Wohlwollen, Freundschaft, finden keinen Eingang in sein Herz, wenn sie ihm kein Geld einbringen. Aus Furcht, mit einer zahlreichen Familie gesegnet zu werden, hat er sich nicht geheirathet; seine alte Muhme, die sich durch ihre übermäßige Sparsamkeit sein Vertrauen erworben, besorgt ihm sein Hauswesen. Doch welche Wohnung für den reichen Thoas! Eine alte Hütte, die fast den Einsturz droht, dient ihm zum Aufenthalte; nur die Thüre ist fest und stark, und die Fenster sind mit eisernen Stangen bewehrt. Tritt man in das Innere des Hauses, so wird die dort herrschende Aermlichkeit durch Unreinlichkeit und Schmutz noch mehr hervorgehoben. Durch die kleinen, staubbedeckten Fenster fällt spärliches Licht und beleuchtet

dürftig eine schmutzige Stube, wo eben Thoas mit seiner gleichgesinnten Muhme sein karges Mahl einnimmt; der Geiz läßt ihn nicht mit Lust seine Speise verzehren, sondern mit ängstlicher Sorgfalt zählt er seine Bissen und zieht sich selbst die nothwendige Nahrung ab, um nur ja Ausgaben zu verhüten. Und wie er sich selbst jeden Genuß versagt, so ist er auch hart und unbarmherzig gegen Andere. Vergebens würde ihn ein Armer um eine milde Gabe anflehen, und lieber ließ er sich verhöhnen und verspotten, ehe er zu einem guten Zwecke auch nur ein Weniges beisteuerte. Das Urtheil Anderer ist ihm gleichgültig, und er opfert Ehre und Achtung auf, wenn er sich nur Geld verschaffen oder Ausgaben umgehen kann. Thoas liebt Genüsse, aber mehr noch liebt er sein Geld, und aus Liebe zu diesem leistet er auf jene Verzicht. Kann er daher ein Vergnügen genießen, ohne von seinem Mammon ausgeben zu müssen, so wird er es gewiß nicht verschmähen. Doch das Geld ist ihm Alles, und er kennt keinen höhern Genuß, als in seinen Kisten und Kasten zu wühlen und sein Gold zu zählen. Mit kindischer Sorgfalt bewacht er seine Schätze; in jedem Menschen glaubt er einen Dieb zu sehen, der ihn bestehlen wolle. Die Angst um sein Gut verscheucht den Schlaf von seinem Lager und quält ihn beständig. In seinem Umgange ist Thoas freundlich, gesprächig, ja kriechend. Er ist entzückt, wenn du sein Treiben mit „weiser Sparsamkeit" bezeichnest; doch hüte dich wohl, wenn dir seine Gunst lieb ist, Etwas von ihm zu fordern; denn dann wird sein Benehmen kalt, frostig und mißtrauisch werden; er wird in dir einen Schmarotzer erkennen und deine Gesellschaft meiden.

Der Geizige ist also ein verächtlicher Mensch, der nur das Geld sucht, um es zu besitzen. Während der Sparsame nach Wohlstand strebt, um ihn zu seinem und zum Nutzen Anderer anzuwenden, ist der Geizige bemüht, auf jede Weise sich Reichthum zu erwerben, wird aber durch seine Geldliebe so sehr gefesselt, daß er sich um keinen Preis von seinen Schätzen trennen kann.

16. Ein gut Gewissen ist ein sanftes Ruhekissen.

Eine Chrie.

Gott hat in die Brust des Menschen, der durch eigene Erkenntniß das Gute vom Bösen nicht zu unterscheiden vermöchte, eine innere Stimme gelegt, welche ihn das Böse als böse, das Gute als gut erkennen lehrt; diese Stimme ist das Gewissen. Das Gewissen zeigt ihm die Pflichten, die er zu erfüllen hat, treibt ihn zum Guten an und warnt ihn vor dem Bösen; und je nachdem der Mensch seine Pflichten vernachläßigt oder er-

füllt, je nachdem er Gutes oder Böses thut, ist das Gewissen ein strafendes oder belohnendes, ein böses oder gutes; ein böses Gewissen quält und martert den Menschen, aber

„Ein gut Gewissen
Ist ein sanftes Ruhekissen.“

Ja, dem, welcher der Stimme seines Gewissens folgend, die böse Handlung meidet und das Gute thut, der alle seine Pflichten treu erfüllt, gibt die göttliche Stimme in seinem Innern das erfreuliche Zeugniß, recht gehandelt zu haben, er fühlt sich durch süße Freude und Zufriedenheit für seine gute That, für seinen tadellosen Wandel reichlich belohnt, und diese innere Zufriedenheit, die ein gutes Gewissen verleiht, ist das höchste, das edelste Gut: es erleichtert das Unglück, es erhöhet das Glück, segnet die Arbeit, versüßt die Ruhe; es ist in allen Lagen und Verhältnissen des Lebens ein Schatz, der nicht zu ermessen ist.

Der, welcher ein gutes Gewissen hat, ist glücklich und zufrieden; denn er lebt in Frieden mit sich selbst, und gerade dieser innere Friede, die Zufriedenheit mit sich selbst ist es, welche den Menschen wahrhaft glücklich macht; wenn auch Leiden und Widerwärtigkeiten gegen ihn heranziehen, so verzagt er doch nicht; denn er kann sich gestehen, das Unglück nicht verschuldet zu haben, und dies Bewußtsein gibt ihm Trost und Stärke; er wird fortfahren, seine Pflichten gewissenhaft zu erfüllen, und das Uebrige, Glück und Unglück aus Gottes Hand willig annehmen. — Während so der Gute mit sich selbst zufrieden ist, lebt er auch im Frieden mit seinen Mitmenschen; denn sein Gewissen spricht ihn frei von jeder ungerechten Handlung, die ihm Tadel oder Strafe von Seiten Anderer zuziehen könnte; nichts Böses lastet auf ihm, nur das Rechte und Gute hat er gethan, und ist deshalb bei seinen Mitmenschen geehrt und geachtet, und nicht braucht er deren Urtheil zu fürchten. — Und wie er so wegen der treuen Erfüllung seiner Pflichten mit seinem Nächsten in Frieden und Eintracht lebt, so erfreut er sich auch wegen seines frommen und rechtschaffenen Wandels der Freundschaft Gottes; denn er hat ja ein gutes Gewissen, er hat gethan, was diese Stimme Gottes ihn geheißen hat, daher hat er befolgt, was Gott selbst ihm befohlen. Und wer den Willen Gottes vollführt, der braucht nicht in knechtischer Furcht und Angst an ihn zu denken, er erblickt in ihm keinen strafenden Richter, sondern einen liebenden Vater und Freund. Wer daher sein Gewissen rein und schuldlos bewahrt, lebt im Frieden mit sich selbst, im Frieden mit dem Nächsten und im Frieden mit Gott, und wer mit Allem im Frieden lebt, ist wahrhaft glücklich; sein Glück kann nicht gestört werden, wenn auch noch so trübe Geschicke gegen ihn heranziehen.

Ein gutes Gewissen ist also ein großer Schatz; der wahre Werth desselben läßt sich am besten aus den Qualen ermessen, die ein böses Ge-

wissen verursacht. Der, welcher in einer unbedeutenden Sache vom rechten Wege abweicht, fühlt sich beunruhigt, er ist unzufrieden mit sich selbst und seine frühere Heiterkeit ist verschwunden. Wer sich aber eine schwere That zu Schulden kommen ließ, oder sein ganzes Leben dem Bösen geweiht, muß den Stachel des strafenden Gewissens schmerzlich empfinden. Ueberall schwebt ihn sein Unrecht vor Augen; er grollt mit sich selber; er fürchtet die zeitliche Strafe für sein Vergehen; er bebt zurück bei dem Gedanken an einen ewig waltenden, gerechten Richter. Vergebens sucht er den Gedanken an sein Unrecht zu verscheuchen, welches ihm in den schrecklichsten Bildern vor die Seele tritt. Im Taumel rauschender Vergnügen und stürmischer Lustbarkeiten sucht er die Stimme des Gewissens zu übertäuben. Doch vergebens! Mitten in seinen Freuden verläßt ihn das böse Bewußtsein nicht, und die Ruhe des Schlafes wird durch ängstigende Träume gestört. Der Gedanke an sein Unrecht verfolgt ihn beständig und schlägt den wüthenden Zahn in sein Inneres ein; er windet sich unter den nagenden Gewissensbissen, die ihm sein Leben vergiften; er denkt mit Grauen an die ewigen Strafen und verflucht sein jammervolles Dasein. Und von einem solchen Unglücklichen gelten die Worte Hölty's:

„Dem Bösewicht wird Alles schwer,
Er thue, was er thu';
Das Laster treibt ihn hin und her
Und läßt ihm keine Ruh'."
„Der Wind im Hain, das Laub am Baum
Saus't ihm Entsetzen zu;
Er findet nach des Lebens Traum
Im Grabe keine Ruh'."

Ein böses Gewissen also macht den Menschen zum unglücklichsten Geschöpfe, und aus dem Schrecklichen eines bösen Gewissens kann man den hohen Werth eines guten Gewissens erkennen, welches den Gerechten mit seligem Frieden erfüllt und in bösen Tagen aufrecht hält. Wie viel ein gutes Gewissen vermag, welchen Trost es im Unglück gewährt, zeigt uns die Geschichte des frommen Job, den Gott, um ihn zu prüfen, mit den schwersten Leiden heimsuchte. Sein ganzer Reichthum wurde dem frommen Dulder genommen, und er selbst mit der ekelhaftesten Krankheit geschlagen. Dazu kam noch das Gespött derer, die vordem seine Freunde waren. Doch in allen diesen Leiden verzagte Job nicht; denn er fand Trost und Stärke in einem guten Gewissen; er war sich bewußt, sein Unglück nicht verschuldet zu haben, und dies Bewußtsein gab ihm Kraft, die größte Noth, das äußerste Elend mit Geduld und freudiger Ergebung in den Willen Gottes zu ertragen. Und dieser wohlthätige Einfluß eines guten Gewissens zeigt sich auf eine auffallende Weise selbst bei dem heid-

nischen Sokrates, der, ohne eine Schuld begangen zu haben, in den Kerker geworfen wurde. Sein innerer Seelenfriede, der in einem schuldlosen Wandel begründet war, ließ ihn nicht nur dies Unglück mit Gleichmuth ertragen, sondern verlieh ihm auch die Stärke, den Giftbecher, ohne vor dem Tode zurückzuschaudern, mit Ruhe und Fassung zu leeren. Ein gutes Gewissen muß also ein großes und kostbares Gut sein, da es den Verlust von Reichthümern reichlich aufwiegt, die bittersten Leiden versüßt, und selbst dem Tode seinen Stachel nimmt.

Daß ein gutes Gewissen die Menschen glücklich macht, fühlten selbst die heidnischen Völker des grauen Alterthums; denn wenn Jemand bei ihnen sich ein schweres Verbrechen hatte zu Schulden kommen lassen, so irrte er, von den Furien verfolgt, flüchtig und unstät umher, und fand keine Ruhe, bis er sich nach dem Glauben jener Zeit durch eine Sühne gereinigt und so den Frieden seines Gewissens wieder erlangt hatte. Und Cicero erklärt die Furien, die uns als schreckliche Gottheiten beschrieben werden, ausdrücklich für das böse Gewissen, indem er (in oratione pro Sex. Roscio Amerino, Cap. XXIV.) sagt: „Die Ruchlosen und Verbrecher werden nicht von wirklichen Rachegöttinnen verfolgt, sondern das eigene Unrecht, das Bewußtsein der Frevelthat beunruhigt den Gottlosen, und dieses böse Gewissen ist das, was die Dichter Furien nennen.“ Noch deutlicher spricht sich Cicero über das Gewissen aus (in oratione pro T. Annio Milone Cap. XXIII.) in den Worten: „Magna vis est conscientiae, et magna in utramque partem: ut neque timeant, qui nihil commiserint, et poenam semper ante oculos versari putent, qui peccarint“: „Das Gewissen hat eine große Gewalt, groß in beiden Beziehungen; denn es bewirkt einerseits, daß die, welche nichts Böses begangen haben, nichts fürchten, andrerseits, daß die, die sich eines Vergehens bewußt sind, immer die Strafe vor sich zu sehen glauben.“ — Die Alten waren also von dem Vorhandensein des Gewissens überzeugt; sie erkannten, daß ein böses Gewissen die Menschen ängstigt und beunruhigt, ein gutes Gewissen sie hingegen glücklich macht. Und wovon die Alten überzeugt waren, was Cicero so klar einsah, dasselbe bestätigt uns der h. Augustinus, welcher das Glück eines guten Gewissens mit den Worten bezeichnet: „Tranquillitate conscientiae nihil cogitari beatius potest“: „Die Ruhe des Gewissens ist das Beste, was sich denken läßt.“

Und im Hinblicke auf große Männer aller Jahrhunderte, und in Uebereinstimmung mit dem h. Augustinus müssen auch wir bekennen, daß in einem guten Gewissen das edelste, kostbarste Gut besteht. Wo das gute Gewissen fehlt, befindet sich der Mensch in einem kläglichen Zustande; er lebt im Zerwürfnisse mit sich selbst, mit dem Nächsten, mit Gott, und ist daher elend und unglücklich. An uns selbst liegt es, durch ein schuldbeladenes Gewissen unser Dasein zu verkümmern, an uns, das Gewissen

rein und schuldlos zu bewahren, und so ein glückliches Leben zu führen. Wenn wir daher unser wahres Glück im Auge haben, so müssen wir uns vor dem Bösen zu bewahren suchen, wir müssen unsere fehlerhaften Neigungen besiegen und uns bestreben, immer weiter auf der Bahn der Tugend fortzuschreiten. Wenn wir dann unsere Pflichten in Allem treu erfüllen, wenn wir stets der warnenden Stimme des Gewissens Gehör schenken, dann werden uns auch die Freuden des belohnenden zu Theil, und wir werden die Wahrheit des Spruches empfinden:

„Ein gut Gewissen ist ein sanftes Ruhekissen."

17. Das dreifache Maß des Raumes ein Bild unseres Strebens.

Nach Schiller's „Spruch des Confucius."

In Form einer Chrie.

Die weiseste Lehrerin, die alle Schätze der Weisheit in sich vereinigt, ist die Natur. Ihre Weisheit lehrt sie in einer Sprache, die durch Nachdenken erst verstanden sein will. Nicht des Wortes bedient sie sich, welches von Mund zu Mund den Gedanken klar und deutlich offenbaret, sondern in Erscheinungen verhüllt sie die Wahrheiten und Lehren und überläßt es dem Menschen, durch Nachdenken die Hülle zu lüften und die Wahrheit in ihrer nackten, einfachen Gestalt heraus zu finden. So zeugt die Natur durch ihre wunderbare Ordnung von einem höheren Wesen, und die Gestirne, die in dem unendlichen Raume beständig ihre angewiesenen Bahnen wandeln, reden laut von der Allmacht und Weisheit ihres Schöpfers. Der regelmäßige Wechsel von Tag und Nacht, von Sommer und Winter mahnt uns in eindringlicher Weise an die Flüchtigkeit der Zeit und fordert uns auf, sie gut zu gebrauchen. Eine nicht minder vortreffliche Lehre gibt die dreifache Ausdehnung des Raumes, die Schiller auf eine so schöne Weise in dem Spruche beschreibt:

„Dreifach ist des Raumes Maß:
„Rastlos fort ohn' Unterlaß
„Strebt die Länge fort in's Weite;
„Endlos gießet sich die Breite;
„Grundlos senkt die Tiefe sich." —

Die tiefe Bedeutung dieses Bildes wird von dem Dichter selbst enthüllt. Wenn auch die Lehre, die in demselben enthalten ist, auf das ganze

Thun und Handeln der Menschen ihre Anwendung findet, so bezieht sie sich doch zunächst auf seine wissenschaftlichen Bestrebungen. Wie nämlich die Länge ohne Unterlaß fort in's Weite strebt, so soll auch der Mensch beharrlich vorwärts streben, wenn er zur Vollendung in den Wissenschaften gelangen will. Die Breite gibt ihm die Lehre, sich in seinem Streben nach Wissenschaft vielseitige und ausgebreitete Kenntnisse anzueignen, damit er durch die Fülle derselben zur Klarheit gelange. Und wie die Tiefe sich grundlos senkt, so soll sich auch der Mensch in die Tiefen der Wissenschaften versenken, soll durch tiefes und gründliches Forschen die Wahrheit zu ergründen suchen.

Groß und zahlreich sind die Hindernisse, die sich dem Menschen in seinem Streben nach vollendetem Wissen entgegenstellen, und viele Mühe muß er aufwenden, wenn er auf irgend einem Gebiete der Wissenschaft etwas Tüchtiges leisten will. Doch durch Fleiß und Ausdauer läßt sich Vieles zu Stande bringen; durch rastloses Streben und unermüdliche Thätigkeit wird er selbst die größten Hindernisse überwinden und siegreich das vorgesteckte Ziel erreichen. Und je unverdrossener das Streben, desto höher die Stufe der Vollkommenheit, daher

„Rastlos vorwärts mußt du streben,
„Nie ermüdet stille stehn,
„Willst du die Vollendung sehn."

Doch in den Wissenschaften kann von keiner Vollendung die Rede sein, wenn nicht in denselben Klarheit obwaltet. Aber Klarheit, eine wesentliche Bedingung zu einem vollendeten Wissen, wird durch vielseitige Kenntnisse hervorgebracht. Denn „omnes artes, quae ad humanitatem pertinent, habent quoddam commune vinculum et quasi cognitione quadam inter se continentur" sagt Cicero, (pro Arch. I. 2.) und in der That, alle Wissenschaften sind aufs Engste mit einander verbunden, so daß die eine durch die andere erklärt, erläutert, beschränkt oder erweitert wird. Je umfassender und ausgebreiteter demnach die Kenntnisse, desto klarer wird die Erkenntniß der einzelnen Sache:

„Mußt in's Breite dich entfalten
„Soll sich dir die Welt gestalten."

In den Wissenschaften muß sich mit dem Bestreben nach Klarheit Gründlichkeit verbinden; denn Klarheit beruht auf Gründlichkeit, und nur durch gründliches Forschen kann ich mir eine Sache zum klaren Verständniß bringen. Und wie Klarheit Gründlichkeit erzeugt, so ist auch ein gründliches Forschen erforderlich, um eine Sache in ihrem innersten Wesen und Zusammenhange zu erfassen; denn durch tiefes und genaues Nachdenken werden Zweifel und Bedenklichkeiten gelöst, Schwierigkeiten gehoben, verkehrte

Ansichten berichtigt, und die Sache wird in ihrem wahren, innersten Wesen erkannt.

„In die Tiefe mußt du steigen,
„Soll sich dir die Wahrheit zeigen." —

Wer sich aber von den vielen Schwierigkeiten und Hindernissen, die sich ihm in seinem Streben nach Kenntnissen entgegenstellen, abschrecken läßt, sie nicht vielmehr durch rastlosen Fleiß zu überwinden sucht, wird es nie in irgend einem Gebiete der Wissenschaft zu etwas Ausgezeichnetem bringen. Wer mehr auf das sieht, was er schon erreicht hat, als darauf, was ihm noch zu erlangen übrig bleibt, wird in seinem eifrigen Streben erkalten und so nie zur Vollendung gelangen. Und nie wird sich der eine klare Vorstellung in seinem Wissen aneignen, der nicht darauf bedacht ist, seine Kenntnisse nach allen Seiten hin zu erweitern; denn Manches was zum genauern Verständniß einer Sache dienlich ist, wird ihm unbekannt sein, wenn er sich nicht einen reichen Schatz von Kenntnissen gesammelt hat, der ihn in den Stand setzt, sich durch die Kenntniß der einen Sache das Verständniß der anderen zu erleichtern. Wie Klarheit nicht ohne Fülle, so kann Wahrheit nicht ohne Gründlichkeit erlangt werden. Oft ist das Wahre mit dem Falschen so vermischt, daß es die größte Sorgfalt erfordert, Beides zu sondern; nicht selten erscheint Etwas auf den ersten Blick als richtig, was sich bei genauerem Forschen als irrig und falsch herausstellt. Wer sich nun mit dem ersten Eindrucke begnügt, ohne mit Gründlichkeit weiter zu forschen, läßt sich von dem Scheine verleiten, und anstatt die Wahrheit zu finden, gelangt er nicht selten zu Irrthümern, und je tiefer er in die Wahrheit einzudringen glaubt, desto mehr verirrt er sich in den Wegen des Irrthums.

Rastloses Streben, Fülle und Gründlichkeit sind die Mittel, durch die der Mensch zu vollendetem Wissen, zur Klarheit und zur Wahrheit gelangt. Durch beharrliches Streben vermag der Mensch selbst das Unglaubliche zu leisten. Alle großen Männer, die sich auf irgend eine Weise, sei es nun auf dem Gebiete der Wissenschaft oder als Staatsmänner und Redner ausgezeichnet haben, sie alle hatten mehr oder weniger mit Hindernissen zu kämpfen, die sich ihnen bei ihrem Streben entgegenstellten; aber selbst die größten Hindernisse haben sie durch ihre außerordentliche Strebsamkeit zu besiegen gewußt. So hat Demosthenes, der gefeierte Redner Griechenlands, das, was die Natur ihm versagt, sich durch staunenerregende Beharrlichkeit angeeignet, hat durch sein rastloses Streben in der Beredtsamkeit jene hohe Stufe der Vollendung erlangt, die seinen Namen unsterblich macht. So sind auch die rastlosen Bemühungen eines Cicero mit dem glänzendsten Erfolge gekrönt worden, so daß er als ein zweiter Demosthenes die römische Beredtsamkeit zu ihrer höchsten Blüthe brachte. Freilich trugen seine aus-

gebreiteten Kenntnisse nicht wenig zu seiner Vollendung bei, und eben diese waren es auch, welche die überzeugende Klarheit hervorbrachten, die sich in seinen Schriften so auffallend ausspricht. Diese unübertreffliche Klarheit, die sich vorzugsweise in seinem Reden kund gibt, würde weniger groß sein, wenn ihm nicht seine umfassende Bildung, namentlich seine genaue Kenntniß des Staatswesens, der Geschichte und Philosophie einen tiefen Blick in die verschiedensten Verhältnisse gestattet hätte. Wie also durch Fülle Klarheit hervorgebracht wird, so lehrt das Beispiel mancher Philosophen, daß das Streben nach Wahrheit ohne Gründlichkeit vergeblich ist. Anstatt durch gründliches Forschen die Wahrheit zu verfolgen, begnügten sie sich mit einem oberflächlichen Anschauen der Dinge, und anstatt die Wahrheit zu finden, verfielen sie in Irrthümer. Und je tiefer sie in die Wahrheit einzudringen suchten, desto mehr verstrickten sie sich in falsche Ansichten, und indem sie die thörichtesten Behauptungen aufstellten, bestätigten sie es durch ihr Beispiel, daß Wahrheit nur durch Gründlichkeit erlangt werden kann. —

Daß Beharrung zum Ziele, Fülle zur Klarheit führt, daß durch gründliches Forschen die Wahrheit ergründet wird, wird durch die Aussprüche großer Männer sowohl, als auch durch andere Zeugnisse bekräftigt. So spricht bei den Alten der Dichter Epicharm die Wahrheit, Nichts sei so schwer, daß es nicht der Mensch durch rastloses Streben erreichen könne:

„Τῶν πόνων πωλοῦσιν ἡμῖν πάντα τ' ἀγάθ' οἱ θεοί.“

und denselben Gedanken spricht Herder aus in den Worten: „Wer ausharrt, wird gekrönt.“ Ein besonders wichtiges Zeugniß dafür, daß durch Fülle Klarheit hervorgebracht wird, finden wir in dem Verfahren gewisser Lehranstalten, die es sich zur besondern Aufgabe gemacht haben, ihren Schülern in Allem die größte Klarheit zu verschaffen. Sie sind überzeugt von der Wahrheit, daß nur Fülle zur Klarheit führt, und daher suchen sie in ihrer Weisheit durch eine reichliche Fülle von Beschäftigungen ihren Schülern in jedem Gebiete der Wissenschaft eine möglichst klare Erkenntniß beizubringen.

Die Beispiele großer Männer belehren uns also, daß man durch rastloses Streben zur Vollendung, durch Fülle zur Klarheit gelangt; so viele Philosophen, die durch oberflächliches Forschen nach Wahrheit in die größten Irrthümer verfielen, bekunden es, daß Streben nach Wahrheit, wenn es nicht mit Gründlichkeit verbunden ist, eitel und vergeblich ist. Dieselben Wahrheiten sprechen Dichter und Philosophen des Alterthums und der neueren Zeit unumwunden aus, bestätigen sie durch ihr Beispiel, und die Gegenwart gibt die Anerkennung derselben durch ihre Gebräuche kund. — Wollen wir daher, sei es nun in wissenschaftlicher oder in irgend einer andern Beziehung, eine Stufe der Vollendung erreichen, so dürfen wir uns von keinen Hindernissen abschrecken und entmuthigen lassen; rüstig müssen wir weiter streben, ohne von unseren Bemühungen ab-

zulassen, bis wir am Ziele angelangt sind. Sind wir darauf bedacht, uns in unserem Wissen Klarheit anzueignen, so müssen wir uns ausgebreitete Kenntnisse zu erwerben suchen, damit uns durch die Fülle unserer Kenntnisse das Verständniß der Dinge erleichtert werde. Und suchen wir in einer Sache die Wahrheit zu finden, so muß unser Forschen gründlich sein, auf daß wir nicht, vom Scheine getäuscht, in Irrthümer gerathen und die Wahrheit verfehlen. Nur so, wenn wir mit beharrlicher Thätigkeit unser Ziel verfolgen, wenn wir durch Fülle nach Klarheit streben, tief und gründlich nach der Wahrheit forschen, werden unsere Bemühungen gesegnet werden; denn

„Nur Beharrung führt zum Ziel,
„Nur die Fülle führt zur Klarheit,
„Und im Abgrund wohnt die Wahrheit.“

18. Wie kommt es, daß die Verdienste großer Männer oft erst nach ihrem Tode anerkannt werden?

Disposition.

Einleitung. Verdienstvolle Männer verdienen Ehre und Achtung für ihre Verdienste.

Uebergang. Häufig wird ihnen die schuldige Achtung nicht gezollt; ihre Verdienste werden verkannt und finden erst nach ihrem Tode Anerkennung. Wie kommt dies?

Ausführung. Weil

1) die tieferstehenden Zeitgenossen wahrhaft verdienstliche Handlungen oft erst in ihren Folgen als verdienstvoll anerkennen.
2) auch große Männer mit Fehlern behaftet sind, und hierdurch ihr Verdienst verdunkelt wird; z. B. durch Stolz, Eitelkeit.

Schluß. Wahrhaft große Männer thun das Gute, wenn sie auch keine Anerkennung bei den Menschen finden.

Ausführung.

Männer, die das Gute und Schöne lieben und fördern, sind unserer Achtung werth; Männer, die durch seltene Talente befähigt sind, Außerordentliches zu leisten, sei es nun im Gebiete der Kunst und Wissenschaft oder auf irgend eine andere Weise, und die mit diesen Eigenschaften auch den Willen verbinden, ihre Kräfte zum Besten der Menschen anzuwenden, die durch ihr edles Schaffen und Wirken Wohlthäter der Menschen werden:

solche Männer haben Anspruch auf unsere ganz besondere Ehrfurcht und Bewunderung, und wir sind verpflichtet, ihnen durch unsere Hochachtung zu zeigen, daß wir ihre Verdienste zu schätzen und zu würdigen wissen.

So sollte es sein. — Doch die Erfahrung lehrt, daß die Menschheit ihre Wohlthäter, so lange diese leben, nicht selten verkennt, daß die Verdienste großer Männer oft erst nach ihrem Tode erkannt werden. Diese Wahrheit ward schon von den Alten anerkannt, und Horaz sagt in einer seiner Oden:

„Virtutem incolumen odimus,
Sublatam ex oculis quaerimus invidi.“ (lib. III. Ode 24.)

„Das Verdienst ist uns, so lange es kräftig dasteht, ein Gegenstand der Anfeindung; ist es aber unsern Blicken entrückt, so sehnen wir uns nach ihm.“

Die Ursache hiervon liegt nicht sowohl in der Bosheit der Menschen, welche das Gute und Verdienstliche mit Fleiß zu unterdrücken strebt, als vielmehr in ihrem tieferen Standpunkte, der sie das Gute und Nützliche oft nicht erkennen läßt. Und indem sie sich mit ihrem kurzsichtigen Verstande nicht zu den Gedanken und Planen großer Geister zu erheben vermögen, halten sie sich auch keineswegs verpflichtet, deren Ansichten beizutreten; ja sie glauben vielmehr etwas Gutes zu thun, wenn sie treu an ihren alten Einrichtungen und Gewohnheiten festhalten und sie vor jeder fremden Einmischung bewahren. Wenn aber dann mit der Zeit die Bildung der Menschen fortschreitet, wenn ihre Erkenntniß freier und klarer wird, so wird das Gute, das man früher nicht erkannte, ja sogar verachtete und bekämpfte, als gut und verdienstlich anerkannt, so wird die Nachwelt durch Verehrung und Bewunderung des großen Mannes nachholen, was die Mitwelt versäumte. Dieses Loos widerfuhr dem berühmten Kopernikus, welcher sich durch eine außerordentliche Kenntniß der Gestirne auszeichnete und der Gründer eines Systems wurde, welches Anfangs angefochten und bekämpft wurde, nachher aber allgemeine Anerkennung und Bewunderung fand. So ward Kopernikus, der bei seinen Lebzeiten angefeindet und verfolgt wurde, nach seinem Tode, als eine aufgeklärtere Welt seiner Lehre beitrat und seine Verdienste um die Astronomie anerkannte, bewundert und gepriesen. Aehnlich erging es Galilei, der nach manchen Hindernissen von Seiten seiner ungebildeten Zeitgenossen erst nach seinem Tode Anerkennung seiner Verdienste fand.

Große Männer eilen also ihren Zeitgenossen voraus, und was diesen dunkel und zweifelhaft erscheint, erkennen sie mit ihrem Scharfblicke vorher; die Zukunft, die andern verborgen ist, liegt gleichsam enthüllt vor ihren Augen da, und daher vermögen sie Manches auszuführen, was ihren Mitbürgern erst später durch die Folgen als angemessen und gut erscheint. So schien manche herrliche Einrichtung, manche schöne Anstalt vor ihrem

Dasein zwecklos und unnütz, und erst die Zukunft hat ihre wohlthätigen Wirkungen gezeigt und die Verdienste ihrer Gründer anerkennen und schätzen gelehrt.

Nicht immer aber sind andere Menschen, oft sind große Männer selbst daran schuld, daß ihre Verdienste bei ihren Lebzeiten verkannt werden; denn bei ihren außerordentlichen Fähigkeiten und Talenten, bei dem aufrichtigsten Willen, das Wohl ihrer Mitmenschen zu fördern, besitzen sie häufig gewisse Schwächen und Fehler, welche ihren persönlichen Eindruck unangenehm und widrig machen. Wir pflegen uns aber, wenn wir von den Thaten eines großen Mannes hören, fast ein höheres Wesen in unserer Phantasie auszumalen, ein Wesen, an Geist wie an Körper gleich ausgezeichnet, welches, mit allen Vorzügen ausgestattet, frei von jedem Fehler ist. Und jemand, der mit den ausgezeichnetsten Fähigkeiten begabt ist, aber mit seinen Fähigkeiten nicht eine gewisse Anmuth und Liebenswürdigkeit in seinem Umgange verbindet, sondern vielmehr mit manchen Fehlern behaftet ist, wird die bittere Erfahrung machen, daß seine inneren Vorzüge, wenn sie auch noch so groß sein sollten, von den Fehlern verdunkelt werden und in den Hintergrund treten. Und wie ein Jeder mehr oder minder seine Mängel hat, so haben auch große Männer ihre Fehler an sich, die ihr Ansehen schwächen und ihre Vorzüge verdunkeln. Hier ist ein Gelehrter, der sich durch glückliche Anlagen und durch rastloses Streben außerordentliche Kenntnisse angeeignet hat. Auf jedem Gebiete der Wissenschaft ist er bewandert und es gibt fast Nichts, was ihm unbekannt wäre. Doch wie kommt es denn, daß dieser Mann, wenn er doch so gelehrt ist, so wenig Anklang findet, daß man seine Leistungen in den Wissenschaften so wenig würdigt, fast ganz zu übersehen scheint? Er hat Fehler. Mit seiner tiefen Gelehrsamkeit verbindet er einen lächerlichen Stolz; er ist gar zu sehr von seinen Kenntnissen eingenommen, er selbst bewundert sich; von Dünkel aufgebläht fordert er die Achtung Anderer als einen schuldigen Tribut und verliert so durch Stolz und Anmaßung, was ihm sonst in vollem Maße zu Theil würde. Doch wenn nach seinem Tode die Länge der Zeit die Erinnerung an seine Schwächen verwischt hat, so werden dann vielleicht seine Leistungen anerkannt, seine gediegenen Schriften bewundert werden, und wonach er im Leben vergebens gestrebt, wird ihm nach dem Tode zu Theil.

So müssen große Männer oft während ihres Lebens auf die Anerkennung ihrer Verdienste Verzicht leisten, sei es nun, daß sie selbst durch Fehler ihren Ruhm verdunkeln, sei es, daß die tieferstehenden Zeitgenossen das wahre Verdienst nicht zu fassen und zu würdigen wissen. Derjenige aber, der wahrhaft groß ist, dessen Streben allein auf das Wohl seiner Mitmenschen gerichtet ist, wird sich nicht durch die Verkennung seiner Verdienste von seinem edlen Streben abhalten lassen; je weniger er seine

Bemühungen gewürdigt sieht, um so eifriger wird er sie fortsetzen; denn das Bewußtsein, recht und gut gehandelt zu haben, wird ihm stets neue Kraft verleihen und ihn die Verkennung seiner Verdienste übersehen lassen. Und daran kann man einen großen Mann erkennen, daß er das, was er als gut und edel erkennt, unbekümmert um das Urtheil der Menschen mit unerschütterlicher Beharrlichkeit ausübt.

19. Ueber den Werth der öffentlichen Meinung.

Disposition.

Einleitung. Viele Menschen richten sich in ihren Ansichten und Handlungen nur nach der öffentlichen Meinung. Dies ist nicht recht.

Ausführung.

A. Man darf sich nicht allzusehr nach der öffentlichen Meinung richten. Denn
   1) Die Sucht nach dem Beifalle der Menge führt zu manchen Fehlern.
   2) Die öffentliche Meinung ist oft irrig und
   3) unbeständig.

B. Man darf die öffentliche Meinung nicht ganz unbeachtet lassen. Denn
   1) Die Verachtung der öffentlichen Meinung führt zu manchen Fehlern.
   2) Die öffentliche Meinung ist oft richtiger, als unser eigenes Urtheil, besonders da, wo es sich um unsere eigene Person handelt.
   3) Haben wir die öffentliche Meinung für uns, so können wir uns selbst ein angenehmes Leben bereiten, und auch das Gute überhaupt fördern.

Schluß. Kurze Zusammenfassung des Ganzen und Schlußfolgerung.

Ausführung.

Viele Menschen richten sich in ihren Handlungen allein nach der öffentlichen Meinung. Das Urtheil der Menschen ist die Richtschnur, nach welcher sie all ihr Thun und Lassen bestimmen; in der Achtung vor der Welt finden sie ihr höchstes Glück, und ihr größtes Unglück besteht darin, von der Welt getadelt und verachtet zu werden. Daher fragen sie sich bei allen ihren Handlungen zuerst, ob sie Beifall oder Unzufriedenheit bei den Menschen hervorrufen werden. Solche Menschen, welche die Gunst

der öffentlichen Meinung für das höchste Gut halten, deren Streben einzig auf die Erlangung derselben gerichtet ist, die ihretwegen zu jedem Opfer bereit sind, schätzen dieselbe allzu sehr und handeln unrecht.

Denn das allzu große Streben nach der Gunst der öffentlichen Meinung verleitet oft zu Handlungen, welche zwar in den Augen der Welt als gut und löblich erscheinen, in der That aber schlecht und verwerflich sind. Und selbst an und für sich gute Handlungen verlieren ihr Gutes und werden zur Schuld, wenn sie nicht aus einer guten Absicht geschehen, wenn vielmehr durch sie nur der Beifall der Welt erstrebt wird. Und diejenigen, deren ganzes Streben auf die Achtung vor den Menschen gerichtet ist, suchen dieselbe auch besonders dadurch zu erlangen, daß sie die Ansichten und Bestrebungen jener zu den ihrigen machen, und diesen mit Verläugnung der eigenen Erkenntniß unbedingt huldigen. Hierdurch werden sie von einem selbstständigen Urtheile und von kräftigem, selbstbewußten Handeln abgehalten; blind schließen sie sich den Meinungen und Ansichten der Menge an, und, um die Gunst derselben zu gewinnen, würdigen sie sich zu ihren Sklaven herab.

Indem aber solche schwache Menschen auf ihre eigene Ansicht verzichten und sich blindlings zur allgemeinen Meinung bekennen, gehen sie oft von dem Richtigen, dem Wahren ab und nehmen dafür das Irrige, das Falsche an; denn gar oft tritt der Fall ein, daß die Menge ein verkehrtes Urtheil fällt, indem sie aus Kurzsichtigkeit den wahren Stand der Dinge verkennt; sie bemißt den Werth der Dinge nach ihrem augenblicklichen Erfolge; wenn sich aber die guten und vortheilhaften Wirkungen einer Sache nicht gleich zeigen, so wird die Sache selbst verworfen, indem die fern liegenden Vortheile derselben, wenn sie auch noch so groß sein sollten, nicht erkannt, nicht gewürdigt werden. Wie die Menge oft aus Unkenntniß und Kurzsichtigkeit irrt, so bekennt sie sich auch zuweilen aus Eigennutz zu solchen Ansichten, welche sich mit ihrem Vortheile, ihren Neigungen und Bestrebungen am besten vertragen. So war der Glaube der alten Griechen und Römer an ihre Gottheiten zum Theil in ihrer Zügellosigkeit und Genußsucht begründet; denn die Verehrung der Götter, die bei ihnen meistens in sinnlichen Freuden und lärmenden Lustbarkeiten bestand, war ihnen leicht und angenehm, und sie glaubten an die Götter, weil sie in ihrer Verehrung Genuß und Freude fanden. So ist die Meinung der Menge, sei es nun, daß sie durch Kurzsichtigkeit oder durch Eigennutz beherrscht wird, oft verkehrt und diejenigen, welche gar zu viel Gewicht auf dieselbe legen und sich ihr unbedingt anschließen wollten, würden mit ihr oft falsche Ansichten annehmen.

Doch selbst dann, wenn die Menge eine richtige Meinung hat, bleibt sie derselben nicht immer treu; gar oft weicht sie von derselben ab und ändert ihre Anschauungen wie ihr Urtheil. Und in der That! fast Nichts ist so unbeständig und veränderlich, als die Meinung der Menge; was sie

jetzt für gut und schön hält, erscheint ihr vielleicht bald als schlecht und verwerflich, was sie heute lobt und preist, wird vielleicht morgen von ihr verachtet.

„Quo teneam vultus mutantem Protea nodo?“ sagt Horaz (epist. 1. 90.) voll Unwille über die Unbeständigkeit seiner Mitbürger, und dieser scharfsinnige Beobachter der menschlichen Fehler bezeichnet mit diesem Ausspruche, wie Protus sich immer in verschiedener Gestalt zeigt, bald in dieser, bald in jener Verwandlung erscheint, so verändern sich auch die Menschen beständig in ihren Neigungen und Ansichten, und man könne sich wegen ihrer Unbeständigkeit nie auf sie verlassen. — Wenn also einzelne Menschen so veränderlich sind, so ist es natürlich die Menge in einem viel höhern Grade; denn wenn auch die Menge eine Ansicht hat, so gibt es doch Viele, die mit derselben nicht übereinstimmen, die jede Gelegenheit ergreifen, jeden Umstand benutzen, ihrer eigenen Meinung, die sie für die beste halten, Anerkennung und Geltung zu verschaffen, und sie zur allgemeinen Ansicht der Menge zu erheben. Daher kommt es denn auch, daß sich die öffentliche Meinung so schnell und so oft ändert und nicht mit Unrecht sagt Cicero: „Nihil est tam molle, tam tenerum, tam aut fragile aut flexibile, quam voluntas erga nos sensusque civium.“ Mil. 16, 42. So genoß Cimon, der sich um sein Vaterland sehr verdient gemacht hat, bei den Athenern das höchste Ansehen und Vertrauen. Doch die öffentliche Meinung über ihn änderte sich, und sein Ansehen sank so sehr, daß er — verbannt wurde. Aber auch jetzt blieben die Athener bei ihrem Beschlusse nicht stehen: sie bereuten ihr Verfahren und änderten es dahin, daß sie den Cimon aus der Verbannung zurückberiefen und ihr Vergehen gegen ihn durch erhöhte Achtung wieder gut zu machen suchten. Und wir finden viele Beispiele in der Geschichte, daß das Volk diejenigen Männer, welche es auf jede Weise ausgezeichnet und geehrt hat, nachher haßt und zu vernichten sucht. — Die große Veränderlichkeit der öffentlichen Meinung also, welche größtentheils darin ihren Grund hat, daß sie nicht allgemein ist, daß Manche derselben entgegenwirken, sollte uns gewiß abhalten, gar zu sehr auf sie zu bauen. —

Wenn man aber auch die öffentliche Meinung nicht überschätzen darf, so würde man doch fehlen, wenn man sie gar zu wenig beachten, ja ganz vernachläßigen wollte; denn wenn wir derselben ihren wahren Werth beilegen, so kann sie uns in mancher Beziehung von Nutzen sein. Wenn wir das Urtheil der Menge verachten, keine Lehre von ihr annehmen, sondern nur auf unsere eigene Meinung gehen, werden wir manche Fehler, die wir an uns haben, beibehalten, welche wir, wenn wir empfänglicher für das Urtheil der Menschen wären, vielleicht ablegen würden. Und die Verachtung der öffentlichen Meinung ist auch an und für sich ein Fehler; denn wenn ich das Urtheil Jemandes verachte, wenn es mir ganz gleichgültig ist, ob er

eine gute oder schlechte Meinung von mir hat, so ist es offenbar, daß ich die Person selbst auch verachte. Wenn ich das Urtheil der Menschen, wenn ich die öffentliche Meinung verachte, so verachte ich auch zugleich die Menschen insgesammt, und Verachtung aller Anderen ist ein großer Fehler, der zu Selbstüberschätzung, Stolz und Anmaßung führt. Und die gänzliche Verachtung der öffentlichen Meinung wird von Cicero scharf getadelt durch den Ausspruch: „Negligere, quid de se quisque sentiat, non solum arrogantis est, sed omnino dissoluti.“ Off. I. 28. 99. Sind wir aber nicht gleichgültig gegen die öffentliche Meinung, suchen wir uns vielmehr bis zu einem gewissen Punkte ihre Gunst zu verschaffen, so bleiben wir dadurch vor manchem Bösen bewahrt. Und wenn uns auch andere höhere Beweggründe vom Bösen abhalten sollen, als die Scheu vor der öffentlichen Meinung, so flößt uns doch die Achtung vor dieser eine größere Behutsamkeit und Vorsicht im Reden und Handeln ein, und so unterbleibt manches Fehlerhafte, welches mehr in Unbedachtsamkeit als in Böswilligkeit seinen Grund hat.

Auch werden wir durch sie vor manchem Irrthume bewahrt, besonders wenn es sich um unsere eigene Person handelt; denn die Menschen urtheilen in der Regel richtiger über uns, als wir selbst, da es schwerer ist, sich selbst, als Andere zu erkennen; denn bei der Beurtheilung unserer selbst werden wir leicht von Eigenliebe getäuscht. Wir wünschen gute und treffliche Eigenschaften zu besitzen, und weil wir es wünschen, überreden wir uns leicht, daß es auch in der That so sei, und so kommt es denn, daß man in der Regel eine allzu gute Meinung von sich selbst hat. Dazu ist man im aufgeregten Zustande, wo das Herz von Leidenschaften bestürmt wird, nicht fähig, sich selbst zu beobachten. Andere hingegen, deren Blick nicht durch blinde Vorliebe zu uns geblendet ist, haben gerade dann, wann sich in leidenschaftlich aufgeregten Augenblicken unser Charakter frei und offen kund gibt, die beste Gelegenheit uns kennen zu lernen, und so sind sie im Stande, ein unparteiischeres und richtigeres Urtheil über uns zu fällen, als wir selbst. Wenn wir daher da, wo es sich um unsere Person handelt, mit Recht der öffentlichen Stimme mehr Zutrauen als uns selbst schenken, so dürfen wir dieselbe auch in andern Angelegenheiten nicht unbeachtet lassen; denn „vox populi, vox dei“, sagt das Sprüchwort, „die Stimme des Volkes ist die Stimme Gottes.“ Doch soll hiermit keineswegs gesagt werden, daß wir ihr in allen Dingen als einem unfehlbaren Orakel folgen sollen, sondern nur, daß wir sie nicht immer verwerfen dürfen, indem sie nicht selten wahr und richtig ist.

Wir haben also die Verpflichtung, in manchen Fällen die öffentliche Meinung zu achten. Doch wenn wir auch nicht durch moralische Nothwendigkeit dazu verbunden wären, so erforderte es schon die Klugheit, uns bis zu einem gewissen Punkte nach derselben zu richten und nach ihrer

Gunst zu streben. Denn wenn wir die öffentliche Meinung gegen uns haben, wenn die Menschen eine schlechte Ansicht von unseren Eigenschaften und von unseren Fähigkeiten haben, so bemühen wir uns vergebens, eine ehrenvolle Stellung in der Welt zu erlangen; argwöhnisch wird man uns beobachten, mit Mißtrauen jeden unserer Schritte verfolgen. Die guten Eigenschaften, die wir etwa besitzen, werden übersehen, während unsere Fehler, durch die üble Meinung vergrößert, unerträglich scheinen; in allen unseren Handlungen erkennt man eine schlechte Absicht, und sollte unser Streben noch so gut sein, man glaubt uns nicht und tritt uns daher in allen, selbst in unsern besten Bestrebungen hemmend und feindlich entgegen. Wenn wir aber die öffentliche Meinung für uns haben, wenn man uns anstatt mit bösen Vorurtheilen, bereitwillig und mit Vertrauen entgegenkommt, dann können wir uns ohne Mühe ein glückliches und angenehmes Leben bereiten. Die gute Meinung, die man von uns hegt, läßt unsere Mängel unbeachtet, und bemerkt nur unsere guten Eigenschaften. Man ist von unsern Fähigkeiten und von unserer redlichen Absicht schon im Voraus überzeugt, und man hält es für Pflicht, uns in unsern Bestrebungen auf jede Weise zu unterstützen. Und so wird es uns leicht, mit Hülfe der öffentlichen Meinung vieles Gute und Schöne auszuführen, und wir handeln daher klug, wenn wir uns ihre Gunst zu erwerben suchen.

Man darf daher die öffentliche Meinung weder überschätzen noch ganz verachten. Denn das allzu eifrige Streben nach dem Beifalle der Menge führt zu Fehlern und nimmt dem Menschen seine Selbstständigkeit; schließt er sich ihr mit blindem Vertrauen ohne eigenes Urtheil an, so theilt er oft die irrigen Ansichten derselben, und sein Vertrauen wird nicht selten, durch ihre Unbeständigkeit bitter getäuscht. Doch auch die Verachtung der öffentlichen Meinung ist ein Fehler und führt zu Selbstüberschätzung, Stolz und Anmaßung; man soll ihr vielmehr in manchen Fällen nachkommen; denn sie ist oft richtiger als unser eignes Urtheil; und wenn wir sie für uns haben, können wir viel Gutes wirken. Wenn wir daher die öffentliche Meinung recht würdigen und schätzen wollen, so müssen wir die goldene Mittelstraße wandeln; wir dürfen ihr nicht unbedingt beitreten, doch sollen wir uns aus der Vergleichung mit ihr und unserer eignen Ansicht ein neues Urtheil bilden, welches von falschen Beimischungen gesäubert, die reine, unverfälschte Wahrheit enthält. Und wenn wir uns bei unseren Handlungen die öffentliche Meinung zu gewinnen suchen, so handeln wir recht und weise; doch darf unser Streben nach derselben nicht zu weit gehen, es muß unserem Pflichtgefühl untergeordnet sein, damit wir nicht den Beifall der Menschen durch Verzichten auf die Zufriedenheit mit uns selbst erkaufen.

20. Welche vortheilhaften Folgen hatten die Nationalspiele für die Griechen?

Disposition.

Einleitung. Volks- und Nationalspiele lassen sich bis in die ältesten Zeiten zurückführen, am bekanntesten sind die Nationalspiele der Griechen.

Uebergang. Diese Nationalspiele hatten die vortheilhaftesten Folgen für die Griechen;

Ausführung. Denn durch sie wurde

1) Nationalsinn und Einigkeit erhalten;
2) Ehrgefühl geweckt und erhöht;
3) Körperliche Tüchtigkeit bewirkt;
4) Die Wissenschaft des Einzelnen auf Alle übertragen;
5) Freundschaftsbündnisse einzelner Städte und Stämme herbeigeführt;
6) Heiterkeit und Geselligkeit des Lebens gefördert.

Schluß. Kurze Zusammenfassung des Ganzen.

Ausarbeitung.

Wie der einzelne Mensch nach mühevoller Arbeit zuweilen der Erholung bedarf, um mit erneutem Muthe und frischen Kräften den gewohnten Beschäftigungen nachzugehen, so gibt sich dies Bedürfniß auch bei ganzen Völkern kund, und Volksspiele und Volksfeste sind es, die zuweilen den gewöhnlichen Gang der Geschäfte unterbrechen und Alle zu gleicher Freude vereinen. Die Volksspiele lassen sich bis in die ältesten Zeiten zurückführen, und wie die bereits entarteten Römer im „Circus maximus" an Thier- und Gladiatorenkämpfen ihren höchsten Genuß fanden, so hatten sich die griechischen Staaten schon ein halb Jahrtausend früher zu gemeinsamen Nationalspielen verbunden. Faust- und Ringkampf, Wett- und Wagenrennen wurde auf diesen aufgeführt; Künstler, Gelehrte und Dichter suchten durch ihre Erzeugnisse einander zu übertreffen und den Siegespreis davon zu tragen. Und diese Nationalspiele, welche hauptsächlich auf Erholung und Freude berechnet waren, hatten auch einen tieferen Zweck und waren namentlich für die Griechen von den vortheilhaftesten Folgen.

Die topographische Beschaffenheit Griechenlands war wenig dazu geeignet, die Bewohner zu e i n e m Volke zu verbinden; die verschiedenen Theile des Landes lagen vielmehr so, daß sich leicht einzelne Stämme von der gesammten Nation absondern und für sich allein ein Ganzes bilden konnten. Und in der That sehen wir, daß sich die Griechen in so viele Stämme theilten, daß jeder größere Landstrich, fast jede bedeutendere Stadt mit ihrem Gebiete einen eigenen, unabhängigen Staat bildete. Und wenn

auch alle die einzelnen Stämme und Städte durch den gemeinsamen Namen „Griechen" verbunden waren, so waren sie doch weit entfernt, immer ein gemeinsames Interesse zu verfolgen: ja sie gingen in ihren Bestrebungen so weit auseinander, daß sie nicht nur im Kampfe mit auswärtigen Feinden einander verließen, sondern auch durch innere Kriege sich gegenseitig zu schwächen und zu vernichten suchten. Wenn aber die Griechen mit Erfolg gegen ihre Feinde kämpfen, wenn sie frei und mächtig bleiben wollten, so mußten sie vor Allem unter sich einig sein. Und diese Einigkeit wurde gerade durch die gemeinsamen Nationalspiele erhalten. Denn zu den Nationalspielen wurden keine anderen Völker zugelassen; nur Griechen war der Zutritt zu denselben gestattet. Die einzelnen Staaten Griechenlands also, die sämmtlich zur Feier der gemeinsamen Spiele zusammenkamen, wurden sich hierdurch bewußt, daß sie einer Nation angehörten; sie sahen ein, daß sie nur ein Volk bildeten und daher ganz besonders zu gegenseitigem Beistande gegen andere Nationen verpflichtet seien. So wurde durch die gemeinsamen Spiele der Nationalsinn der Griechen geweckt und ihre Eintracht befestigt.

Zu der Feier der herrlichen Spiele strömten alle Griechen von fern und nah zusammen; sogar aus den entlegensten Theilen kamen sie, um den Kämpfen beizuwohnen, wo bald Kraft und Gewandtheit des Körpers, bald geistige Anlagen und Fähigkeiten den Sieg bedingten. Auf den Sitzen, die sich um die mit Sand bestreute Wettbahn amphitheatralisch erhoben, saß die unermeßliche Volksmenge und sah mit der größten Theilnahme den Kämpfern zu, lauschte mit verhaltenem Athem dem Vortrage eines Redners, oder staunte mit Bewunderung die Erzeugnisse eines Dichters oder Künstlers an. Aller Augen waren auf die Wettkämpfer gerichtet; ganz Griechenland schaute auf sie herab. Und war Einer so glücklich, siegreich aus dem Kampfe hervorzugehen, dann wurde der Sieger mit einem Lorbeerzweige und einer Krone von Blättern geschmückt, und unter lautem Jubel erschallte der Name des Glücklichen von den Lippen so vieler Anwesenden. Der Sieggekrönte wurde mit Ehrenbezeugungen überhäuft, und sein Ruhm strahlte nicht nur auf seine Familie zurück, sondern auch die Stadt, der er angehörte, rechnete es sich zur Ehre an, einen Sieger in den Nationalspielen unter ihre Bürger zählen zu können; mit lautem Jubel wurde des Siegers Einzug in seine Vaterstadt gefeiert, die Bürger überboten sich in Ehrenbezeugungen gegen denselben, und stellten ihm zu Ehre neue Feste und Spiele an. Und der Ruhm derer, die in den Nationalspielen den Preis errangen, wurde durch Gesänge berühmter Dichter verherrlicht und durch die Errichtung von Statuen auch der Nachwelt überliefert. Durch die großen Ehrenbezeugungen nun, womit die Sieger überhäuft wurden, wurde das Ehrgefühl der Griechen geweckt und erhöht; sie hielten es für das höchste Glück, in jenen siegreich zu

bestehen; sie verachteten jede Mühe und Anstrengung und hielten selbst den Tod für gering, wenn es um den Ruhm galt, in den Nationalspielen die Siegespalme zu erringen. Und die Früchte des erhöhten Ehrgefühls gaben sich bald bei den Griechen kund, indem dieses ihnen im Getümmel der Schlacht Muth und Ausdauer verlieh, und ihr Verhalten gegen andere Völker leitete. Und eine Nation, die Sinn und Gefühl für Ehre hat, steht groß und erhaben da und erfreut sich mit Recht der Achtung anderer Staaten.

Um jedoch der großen Ehrenbezeugungen theilhaft zu werden, die dem Sieger in den Nationalspielen gezollt wurden, mußte der Athlet sich vorher im Ringen geübt, seine Kräfte gestärkt und seine Gewandtheit erprobt haben; denn es war nicht leicht, da, wo die stärksten und gewandtesten Kämpfer gegen einander auftraten, den Sieg davonzutragen. Daher brachten es die Griechen durch beständige Uebung, wo ihr Eifer durch die Hoffnung auf Ruhm und Ehre gestärkt wurde, zu einem außerordentlichen Grade von Kraft und Gewandtheit; denn wie die Griechen in ihrer ganzen Lebensweise vorzüglich darauf hinzielten, daß der Körper behend, stark und abgehärtet gegen den Einfluß der Witterung würde; so sahen sie auch bei jenen Spielen nicht nur darauf, daß die Schaulust der Anwesenden auf eine angenehme Weise befriedigt wurde, sondern ihr Hauptbestreben war darauf gerichtet, daß die Jugend in Anstrengung und Ausdauer des Körpers geübt würde, um dereinst das Vaterland in der Stunde der Gefahr schützen und schirmen zu können. Inwiefern ihnen dieses Streben gelungen ist, wie sehr ihnen hierin die Nationalspiele zu Statten kamen, haben sie in den Kriegen mit ihren Feinden gezeigt; denn ihre körperliche Tüchtigkeit, verbunden mit hohem Muthe, setzte sie in den Stand, den unermeßlichen Schaaren der Perser zu widerstehen, und ebenso kann man sich es erklären, daß Leonidas mit seinen dreihundert Spartanern bei den Thermopylen die Millionen des Xerxes wenigstens eine Zeitlang von ihrem weitern Vordringen aufhielt.

Doch nicht nur Proben der körperlichen Geschicklichkeit wurden in den Spielen der Griechen abgelegt, sondern auch Dichter, Redner und Künstler aller Art traten auf und gingen so einen geistigen Wettkampf ein, der ihnen nicht weniger Ruhm und Ehre verhieß. So soll die Dichterin Sapho auf den olympischen Spielen ihre Lieder gesungen und der Geschichtschreiber Herodot aus Halikarnaß einen Theil seines Werkes vorgetragen haben. Auf diese Weise wurde alles Schöne, was der Dichter unter dem Einflusse der Musen in stiller Einsamkeit geschaffen, alle nützlichen Erfindungen, die unter dem Schutze Athene's der schaffende Geist des Künstlers zu Tage gefördert, sowie die Fortschritte, die der Gelehrte auf der Bahn der Wissenschaft gemacht, aus dem Besitze des Einzelnen auf Alle übertragen. Daher hatten die Nationalspiele einen so großen

Einfluß auf die Bildung der Griechen, indem sie bei dem Mangel der Buchdruckerkunst, bei der großen Seltenheit der Schreibkunst einzig und allein ein Mittel darboten, wissenschaftliche Erzeugnisse und Entdeckungen unter alle Stände des Volkes zu verbreiten; und da nur dann Kunst und Wissenschaft zur Vollkommenheit gelangen kann, wenn Einer die Kenntnisse des Anderen benutzt, um auf dem bereits Vorhandenen weiter zu bauen, so sehen wir die Nationalspiele mit Recht als einen Hauptgrund der griechischen Bildung und Gelehrsamkeit an.

Dazu kam noch ein anderer Vortheil. Aus den entferntesten Gegenden strömten die Menschen den festlichen Spielen zu; sie waren der Sammelplatz von ganz Griechenland. Menschen, die früher einander ganz fremd waren, lernten sich hier kennen, schlossen sich an einander an und vereinigten sich zu einem beständigen Bunde der Freundschaft und Liebe. Freunde, die durch große Entfernung Jahre lang getrennt gewesen, sahen sich hier wieder und hatten Gelegenheit, sich über Alles, was seit ihrer Trennung sich Wichtiges ereignet hatte, zu besprechen, sich über das, was auf ihre häuslichen und öffentlichen Angelegenheiten Bezug hatte, zu berathen, und ihr freundschaftliches Verhältniß zu einander, welches sonst leicht hätte erkalten können, von Neuem zu beleben und zu befestigen. So wie der Einzelne dem Einzelnen näher rückte, so schlossen sich auch ganze Stämme und Städte enger aneinander an. Streitige Punkte, die sie bis dahin auseinander gehalten und in feindlicher Spannung gegetrennt, wurden beseitigt und so ein friedliches Verhältniß herbeigeführt. Und Städte, die vorher fast in keine Berührung miteinander gekommen, traten zusammen, beriethen sich über ihren gemeinschaftlichen Nutzen und schlossen, um in gemeinsamem Streben einander zu unterstützen, Bündniß und Freundschaft. So wurden durch die Nationalspiele die einzelnen Theile Griechenlands inniger verbunden, die gegenseitige Verbindung der einzelnen Staaten unterhalten und dadurch das Wohl des gemeinsamen Vaterlandes gefördert.

Groß war also der Nutzen, der aus den Nationalspielen sowohl für Einzelne, als auch für das gesammte Griechenland erwuchs; doch mit dem Nützlichen war in denselben auch das Angenehme und Unterhaltende vereinigt. So wird hier die Aufmerksamkeit der Zuschauer durch zwei Athleten gefesselt, welche in gewaltiger Anstrengung einander zu besiegen suchen; keiner will dem anderen weichen; die Hoffnung auf Ehre und Ruhm, der dem Sieger zu Theil wird, stählt ihre Kräfte und macht den Kampf lebhafter und anziehender, bis endlich der Sieg des einen durch den lauten Jubel der Menge angekündigt wird; bald folgt das Auge der Zuschauer dem reißenden Laufe der Wagen, die mit herrlichen Rossen bespannt, über die Ebene hinstürzen, bis einer allen voran mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit um die Meta lenkt, und durch den einmal

erlangten Vorsprung nach siebenmaliger Umfahrt siegreich unter dem Jauchzen des Volkes zuerst am Ziele ankommt. — Ein Spiel verdrängt das andere, ein Genuß macht dem anderen Platz; Alles wetteifert, um die Erwartung der Zuschauer zu befriedigen, und die gesellige Freude des Festes zu erhöhen. Hier saust, von starker Hand geschleudert, der wuchtige Speer durch die Lüfte; dort eilt, fast weniger schnell, der geflügelte Fuß des Läufers über die Ebene hin; bald macht der Künstler das staunende Volk mit seiner Erfindung bekannt, bald wird es durch den bezaubernden Gesang der Sänger ergötzt, bald durch den glänzenden Vortrag des Redners zu Bewunderung hingerissen. Die Zeit, die von den einzelnen Spielen übrig bleibt, wird im frohen Vereine munterer Freunde in neuen Freuden verbracht; der Frohsinn, der die Gemüther belebt, ist um so größer, weil sich alle Herzen zu gleicher Lust, zu gemeinsamer Freude verbinden. — Auf diese Weise wurde die Geselligkeit des Umganges gehoben, Frohsinn und Heiterkeit des Lebens geweckt und gefördert.

Und waren nun die festlichen Spiele beendet, blieb auch nur die Erinnerung an die genossenen Freuden im Herzen des Volkes zurück: so wirkten doch ihre Folgen fort; der Same, der durch sie gelegt war, keimte, wuchs und gedieh zum Wohle und zum Heile von ganz Griechenland. Die Größe und Tüchtigkeit desselben, die ihm die Achtung der damaligen Völker erwarb, die ihm die Bewunderung und Verehrung der Nachwelt sichert, hat jedenfalls zum Theil ihren Grund in den Nationalspielen; denn Griechenland würde nicht so lange im Kampfe mit anderen Völkern seine Selbstständigkeit bewahrt haben, wenn nicht durch jene Vereine die Einigkeit der einzelnen Staaten hergestellt und befestigt worden wäre; die Griechen würden nie einen so hohen Ruhm ihrer Tapferkeit, die von ihren Feinden anerkannt und von der Nachwelt bewundert ward, erlangt haben, wenn ihnen nicht jene Spiele eine Gelegenheit geboten hätten, sich Gewandtheit und Kraft zu verschaffen, um die Mühsale und Strapazen des Krieges mit Leichtigkeit ertragen zu können. Und ohne die Nationalspiele würden sie schwerlich eine solche Stufe der Bildung und Gesittung erreicht haben; ohne sie würden wir vielleicht manche nützliche Erfindung vermissen, manches herrliche Werk der Kunst und Wissenschaft weniger besitzen.

21. Ueber die Ursachen der größeren Vaterlandsliebe bei den Völkern des Alterthums.

Disposition.

Einleitung. Begriff von Vaterlandsliebe. In neuerer Zeit ist die Vaterlandsliebe nicht so groß, als sie es bei den Völkern des Alterthums war. Worin hat dies seinen Grund?

Ausführung:

A. Im Alterthum wurde sie begünstigt:
durch die Abgeschlossenheit der einzelnen Staaten.

B. In späterer Zeit nahm sie ab, indem sie
1) Durch das Christenthum mehr in allgemeine Menschenliebe erweitert wurde;
2) in Folge religiöser Spaltungen in Zwietracht und Mißtrauen unter den Bürgern eines Staates überging.

Schluß. Kurze Zusammenfassung des Inhaltes. Gerechte Ansprüche des Vaterlandes auf unsere Liebe, die sich durch Gehorsam und Opferwilligkeit bethätigen soll.

Ausführung.

Unter Vaterlandsliebe verstehen wir die herzliche Zuneigung zu dem Lande, in dem wir geboren und erzogen sind, verbunden mit dem eifrigen Bestreben, das Wohl desselben auf jede Weise zu fördern. Dieses Gefühl ist von der Natur in die Brust eines jeden Menschen gelegt, und nur durch die größte Entartung und Verkommenheit, nur durch die heftigsten Leidenschaften kann es gänzlich verdrängt werden; denn Jeder fühlt sich mit starken Banden an den Ort gefesselt, wo er zuerst in's Leben eintrat, wo er die süßen Freuden seiner Jugend genoß. Jeder fühlt sich zu dem Lande hingezogen, wo geliebte Verwandte und theure Freunde weilen. Nicht bei Allen jedoch tritt die Liebe zum Vaterlande in gleicher Weise hervor; sondern wie sie einzelne Menschen mehr als andere durchdringt, so zeigt sie sich auch bei ganzen Völkern in verschiedenem Grade. Mögen auch manche Völker unserer Zeit von inniger Liebe zum Vaterlande durchdrungen sein, so sehen wir uns doch bei ihnen vergebens nach jener glühenden Vaterlandsliebe um, die den Völkern des Alterthums eigen war, welche mit kühnem Heldenmuthe keine Gefahr scheuten, die vor keinem Opfer, selbst vor dem Tode nicht zurückbebten, wenn es sich um das Wohl des Vaterlandes handelte.

Die große Vaterlandsliebe unter den Völkern des Alterthums verdient unsere volle Anerkennung und Bewunderung; weniger aber können wir die Gründe billigen, welche sie zu einem so hohen Grade steigerten.

Abgeschlossenheit der einzelnen Staaten, ihr schroffes Verhältniß zu einander war es, wodurch die Vaterlandsliebe so sehr begünstigt wurde. Im Alterthum bildete fast jeder Staat für sich eine scharf begrenzte, abgeschlossene Verbindung, und die Bürger eines Staates kamen mit denen eines andern wenig in Berührung. Handel und Verkehr wurden in den ältesten Zeiten, wenigstens von den Griechen und Römern, fast gar nicht gepflegt. Bei der einfachen und schlichten Lebensweise, wo noch die Bedürfnisse gering und leicht zu befriedigen waren, hatte ein Volk mit seinen eigenen Erzeugnissen genug, und so war der Verkehr mit anderen Staaten zum gegenseitigen Austausche überflüssig. Daher fand selbst unter den Staaten ein und desselben Volkes, wie bei den Griechen, ein sehr geringer Verkehr statt. Und es war für die Griechen, die ihre Vaterstadt verließen, um in irgend einem anderen Theile Griechenlands zu wohnen, der Schutz der Gesetze im Vergleiche mit den rechtmäßigen Bürgern höchst unbedeutend; man sah sie nur als Fremdlinge an und räumte ihnen nur beschränkte Vortheile ein. So war ein freundschaftlicher Verkehr unter den verschiedenen Staaten sehr erschwert; um so größer mußte daher die Geselligkeit unter den Bürgern ein und desselben Staates sein. Dazu kam noch, daß jeder Staat seine eigenen Interessen verfolgte, ohne in seinen Bestrebungen nach Größe und Macht auf andere Staaten, mit denen er ja in keiner Verbindung stand, Rücksicht zu nehmen. Da aber einer nur auf Kosten des andern gewinnen konnte, so war jeder ängstlich auf seiner Hut und verfolgte jede Bewegung des anderen mit eifersüchtiger Besorgniß. Je schroffer aber der Gegensatz, je feindlicher das Verhältniß der verschiedenen Staaten zu einander war, desto mehr wurden sich die Bürger der einzelnen Staaten bewußt, daß sie zu e i n e m Ganzen gehörten; der Gemeinsinn wurde geweckt; das Gefühl der Vaterlandsliebe durchdrang Aller Herzen und erreichte, begünstigt durch die feindlichen Verhältnisse, jenen hohen Grad, der uns Achtung und Bewunderung abzwingt. Liebe zum Vaterlande galt für die erste Pflicht des Bürgers; alle Einrichtungen suchten diese Tugend unter den Bürgern zu vermehren, und die ganze Erziehung der Jugend zielte darauf hin, den Jünglingen die Ueberzeugung beizubringen, daß es nichts Vortrefflicheres gebe, als das Vaterland, und daß man dieses mehr lieben müsse, als Vater und Mutter. Μητρός τε καὶ πατρός καὶ τῶν ἄλλων προγόνων ἁπάντων τιμιώτερόν ἐστι πατρὶς, καὶ σεμνότερον, καὶ ἁγιώτερον, καὶ ἐν μείζονι μοίρᾳ καὶ παρὰ θεοῖς καὶ παρὰ ἀνθρώποις τοῖς νοῦν ἔχουσι," sagt Plato, (Crito XII.), und daß die Alten diese Wahrheit in ihrer ganzen Bedeutung erfaßten, geht daraus hervor, daß sie das Vaterland nicht nur mehr liebten als Vater und Mutter, sondern auch zu seinem Besten freudig das Leben hingaben. Solche Beispiele aufopfernder Vaterlandsliebe sind in der Geschichte des Alterthums nicht selten, und ich weiß nicht, ob ein Mucius

Scävola mehr Bewunderung verdient, der durch seine standhafte Todesverachtung Rom vom Untergange rettete, oder Decius Mus, der durch seine freiwillige Todesweihe den Seinen den Weg zum Siege bahnte, oder der heldenmüthge Leonidas, der sich mit seinen wenigen Getreuen an den Thermopylen den Millionen des Xerxes entgegenstellte, um durch seinen unvermeidlichen Tod das drohende Verderben wenigstens noch eine Zeit lang vom Vaterlande fern zu halten. Solche edele Männer hielten den Tod für's Vaterland für etwas Wünschenswerthes und bestätigen so durch die That, was ein späterer Dichter sagt: (Hor. lib. III. Ode 2. 13.)

„Dulce et decorum est pro patria mori.“

Groß- und staunenerregend war die Vaterlandsliebe, welche die Völker des Alterthums so sehr auszeichnete. Doch in eben den Umständen, welche sie begünstigten, waren auch die Ursachen zu ihrer Ausartung enthalten; denn wie sie vorzugsweise durch das abgeschlossene, gespannte Verhältniß der verschiedenen Staaten zu einander gedieh, so ging sie nicht selten in Haß und Verachtung gegen andere Völker über.

Anders ist dies in der neueren Zeit. Durch das Christenthum sind die Schranken, welche im Alterthume Staat von Staat feindlich trennten, weggeräumt. Das Christenthum, die Religion der Liebe, verbannt Haß und Feindschaft und schlingt um alle Menschen das Band der Liebe. Nicht nur die Bürger desselben Staates, sondern alle Völker der Erde sind durch die christliche Religion zu einer Gemeinschaft verbunden, deren Glieder sich als Brüder unter einander lieben sollen. Die Vaterlandsliebe, wie sie uns bei den Völkern des Alterthums entgegentritt, ist durch das Gesetz einer allgemeinen Menschenliebe von verkehrten Beimischungen, von Haß und Feindschaft, gereinigt worden. Wenn auch durch diese Läuterung die Vaterlandsliebe Vieles von ihrer ursprünglichen Stärke verlieren mußte, so ist sie aus ihr um so reiner und schöner hervorgegangen. Denn nach der christlichen Lehre soll man seine Liebe zwar vorzugsweise dem Vaterlande zuwenden, ohne jedoch sein Wohlwollen denen zu entziehen, mit denen man nicht durch ein gemeinsames Vaterland verbunden ist. In Folge des Christenthums ist daher das Verhältniß der Völker zu einander ein ganz anderes geworden. An die Stelle einer feindlichen Absonderung ist Geselligkeit und freundschaftlicher Verkehr getreten, und die verschiedenen Völker vereinigen sich zur Erreichung gemeinschaftlicher Vortheile, sei es nun zur Erleichterung des Handels, oder zu irgend einem andern Zwecke. So verbanden sich im Mittelalter fast alle Staaten der ganzen Christenheit dazu, das heilige Land den Händen der Ungläubigen zu entreißen. Bei dieser gemeinschaftlichen Unternehmung, welche die christlichen Nationen gleichsam zu einem einzigen Volke verschmolz, trat die Verschiedenheit des Vaterlandes unter ihnen ganz in den Hintergrund, sie verlor sich in der Gemeinschaft der Religion, und

so ging die Vaterlandsliebe auf in einer umfassenderen Völkerliebe, welche sich nach der Lehre des Christenthums auf alle Menschen ohne Ausnahme erstrecken soll.

Spuren einer allgemeinen Menschenliebe finden wir zwar hie und da auch schon im Alterthum. So berichtet Cicero: „Sokrates, quum rogaretur, cuiatem se esse diceret, Mundanum inquit.“ (Tusc. V. 37) Doch wenn auch schon nach dieser Angabe Sokrates alle Menschen für seine Mitbürger hielt, wenn sich schon bei ihm die Vaterlandsliebe in christliche Nächstenliebe erweitert hatte: so stehen doch solche Erscheinungen nur als Ausnahmen da und dienen zur Bestätigung der allgemeinen Regel. — Doch verwerflich ist eine solch weltbürgerliche Gesinnung, wenn sie weniger aus umfassender Menschenliebe als aus dem Grundsatze entspringt:

„Patria est, ubicunque est bene.“ (Cic. Tusc. V. 37.) Denn von Eigenliebe und gefühlloser Selbstsucht ist ein Solcher befangen, dem einige materielle Vortheile mehr gelten, als das Vaterland.

Wenn eine übertriebene Vaterlandsliebe, wie sie den Völkern des Alterthums eigen war, durch das Christenthum geläutert und in allgemeine Nächstenliebe erweitert wurde, so wurde sie späterhin durch religiöse Spaltungen, welche die Bürger desselben Staates von einander trennen, vielfach in Haß und Argwohn aufgelöst. Und wie Haß und Argwohn verschiedener Staaten untereinander nicht selten die herrliche Blüthe der Vaterlandsliebe hervorbringt: so wird diese Blüthe gänzlich vernichtet, wenn die Bürger ein und desselben Staates durch entgegengesetzte Ansichten und Bestrebungen getrennt, sich fremd und feindlich gegenüberstehen. Aber Nichts ist mehr dazu geeignet, die Gemüther der Bürger zu trennen und zu entzweien, als Verschiedenheit der Religion, wenn sie mit Unduldsamkeit verbunden ist, und durch Nichts wird daher die Vaterlandsliebe so sehr geschwächt und beeinträchtigt, als durch religiöse Spaltungen. Und die Geschichte bestätigt es, daß da die Vaterlandsliebe vielfach verschwunden ist, wo religiöse Streitigkeiten die Menschen entzweiten.

Unter dem Einflusse so wichtiger Umstände mußte daher die Vaterlandsliebe unter den Völkern des Alterthums weit größer sein, als in neuerer Zeit; denn während sie im Alterthum durch das eifersüchtige, abgesonderte Verhältniß der Völker zu einander leicht zu einem außerordentlichen Grade gedeihen konnte, hat sie in späterer Zeit durch das Christenthum eine allgemeine Gestalt erhalten und dadurch Vieles von ihrer früheren Stärke verloren; sie ist durch religiöse Streitigkeiten erkaltet und vielfach in gefühllose Gleichgültigkeit übergegangen. Doch wenn wir auch die oft übertriebene Vaterlandsliebe der Alten nicht nachzuahmen brauchen, so hat doch das Vaterland, ohne gerade unser Wohlwollen ausschließlich für sich in Anspruch zu nehmen, ein vorzügliches Recht auf unsere Liebe und Anhänglichkeit. Aber die Liebe zum Vaterlande offenbart sich zunächst dadurch, daß man

den Gesetzen Gehorsam leistet und seine persönlichen Vortheile gerne dem allgemeinen Besten zum Opfer bringt. Wenn es dann auch noch in ernsten Stunden der Gefahr besondere Beweise unserer Anhänglichkeit verlangt, so ollen wir uns jeder Gefahr, jedem Opfer freudig unterziehen, folgend den Worten des Dichters:

„An's Vaterland, an's theure schließ dich an,
„Das halte fest mit deinem ganzen Herzen!"
(Schiller, Tell.)

22. Was hat das Alterthum vor der neueren Zeit, was die neuere Zeit vor dem Alterthum voraus?

Disposition.

Einleitung. Wir bewundern gern das Alterthum und lassen dabei die Vorzüge der Gegenwart unbeachtet. Doch auch die Gegenwart hat ihr Gutes. Und bei einem Vergleiche werden wir finden, inwiefern wir das Alterthum mit Recht bewundern, was
das Alterthum vor der neueren Zeit,
was die neuere Zeit vor dem Alterthume voraus hat.

Ausführung.

I. Das Alterthum steht über der neuern Zeit.
In geistiger Bildung.

II. Die neuere Zeit übertrifft das Alterthum in
1) sittlicher,
2) politischer,
3) materieller Hinsicht.

Schluß. In den meisten Beziehungen steht die neuere Zeit also über dem Alterthum, und auch sie hat Anspruch auf unsere Achtung. Das Alterthum sollen wir aber nicht nur bewundern, sondern uns dessen Bildung auch anzueignen suchen.

Ausarbeitung.

Wie der Mensch das Große und Schöne, welches die Vergangenheit bietet, besonders verehrt, so sind auch wir leicht geneigt, dem Alterthum und vorzugsweise den Griechen und Römern unsere höchste Bewunderung zu schenken. Ihre geistreichen Schriften, voll von echter Bildung und tiefer Gelehrsamkeit, verbunden mit Anmuth und Schönheit, reißen uns hin, und wir gehen in unserer Bewunderung gerne allzu weit und lassen,

während wir dem Alterthum unsere ungetheilte Bewunderung zollen, die Verdienste und Vorzüge der neueren Zeit unbeachtet. Zwar hat das Alterthum seine Vorzüge, und wir haben Recht, es zu verehren; aber es würde große Einseitigkeit verrathen, wenn wir bei unserer zu großen Verehrung des Alterthums die Vorzüge unserer Zeit verkennen wollten; und wer wohl die gerechtesten Ansprüche auf unsere Anerkennung hat, die Gegenwart oder das Alterthum, wird sich herausstellen, wenn wir sehen,

was das Alterthum vor der neueren Zeit,
was die neuere Zeit vor dem Alterthum voraus hat.

In geistiger Bildung hat das Alterthum eine hohe Stufe erreicht, und vor allen andern Völkern sind es die Griechen und Römer, die sich hierin ausgezeichnet haben. Schon die Sprachen dieser Völker deuten auf ihre hohe Bildung hin: während die eine sich reich und kraftvoll ergießt, Würde mit Anmuth verbindet, stellt die andere, anschaulich und schmiegsam, voll und wohltönend, mehr das Gefällige und Schöne dar. Besonders förderlich wirkten diese herrlichen Sprachen auf die Dichtkunst, und das vollkommenste Muster eines vollendeten Dichters tritt uns in Homer entgegen, der schon in den ältesten Zeiten ein Meisterwerk des dichterischen Kunstgeistes schuf, welches die erste Grundlage zur künftigen Bildung für Griechen und Römer ward. Wie aus einem unerschöpflichen Quell schöpften die späteren Sänger aus seinem Werke ihre Bildung, und so ward er der Vater der Dichtkunst. Nicht nur in epischen Dichtungen, sondern auch in allen anderen Arten der Poesie ward er von den größten Künstlern nachgeahmt. Aeschylus, Sophokles, Euripides, die als Gründer und Vollender um den Epheukranz der tragischen Poesie streiten, verdanken ihre Bildung und ihren Ruhm dem Vorbilde Homers. Auch auf die Römer blieb sein Erscheinen nicht ohne Einfluß, und schwerlich würde Virgil seine herrliche Aeneide geschaffen haben, hätte er nicht in den homerischen Gesängen ein Muster, ein Ideal erblickt. Unvergänglich ist der Ruhm, den die Sänger des Alterthums, Homer an ihrer Spitze, sich selbst und ihren Nationen erworben haben, und durch sie ist den Griechen und Römern hinsichtlich der Dichtkunst ein Loos gefallen, wie es keinem anderen Volke zu Theil geworden ist. Mit der Poesie war auf's engste die Beredtsamkeit verbunden, und auch sie gelangte bei den Alten zur höchsten Vollendung. Wie Demosthenes bei den Griechen, so glänzt bei den Römern vor allen Anderen Cicero. Wir bewundern die hohe, hinreißende Beredtsamkeit dieser Männer, die immer nachgeahmt, nie erreicht worden, und die noch in unseren Tagen als Muster gilt. Nicht weniger als Dichtkunst und Beredtsamkeit blühten im Alterthum die reinen Wissenschaften und besonders war es die Philosophie, welche sich einer hohen Vollendung erfreute. Wie Homer der Begründer der Dichtkunst ist, so wird Sokrates mit Recht „Vater der Philosophie" genannt; denn er war

der Erste, welcher die Gebiete des Glaubens, des Wissens, des Zweifelns scharf sonderte, der Erste, der sich die hohe Aufgabe stellte, das Wahre und Falsche, das Gute und Böse, das Schöne und Häßliche zu erforschen und die Pflichten des Menschen in allen seinen Verhältnissen kennen zu lernen. Mit scharfem Verstande, mit unermüdlicher Beharrlichkeit ausgestattet, ist er seinem Ziele nahe gekommen, und in ihm hat die Philosophie nicht nur ihren Begründer, sondern auch gewissermaßen ihren Vollender gefunden. Von den begabtesten Geistern wurde nun die neue Wissenschaft gepflegt, nach allen Richtungen hin erweitert, und nach Sokrates tritt uns auf diesem Felde der Bildung Plato und dessen hochbegabter Schüler Aristoteles entgegen. Durch solche und andere ausgezeichnete Männer erlangte die griechische Philosophie eine so hohe Vollendung, daß viele andere Völker und namentlich die Römer aus derselben ihre Weisheit schöpften und auf der von den Griechen geebneten Bahn mit vielem Erfolge weiter schritten. Der forschende Geist der Alten ließ kein Gebiet des Wissens unberührt, und gerade auf die abstracten Wissenschaften verlegten sie sich mit besonderem Eifer. So bildete das Studium der Mathematik eine Lieblingsbeschäftigung für Römer und Griechen, und ihre scharfsinnigen Forschungen in diesem Zweige der Wissenschaft hat zu den glücklichsten und fruchtbarsten Ergebnissen geführt. Vor allen anderen Männern haben sich in dieser Hinsicht die größten Verdienste Pythagoras, Euklid und Archimedes erworben, von denen die Mathematik nicht nur als abstracte Wissenschaft, sondern auch mit Rücksicht auf ihren praktischen Nutzen behandelt wurde. Mit Hülfe der Mathematik schwangen sich große Geister hinauf zu den himmlischen Räumen und erforschten den Lauf der Gestirne: es entstand die Astronomie.

In geistiger Bildung haben also die Alten eine hohe Stufe erreicht; wir können nicht umhin, ihre vielseitige Bildung und tiefe Gelehrsamkeit zu bewundern, und mit Staunen und Ehrfurcht blicken wir zu den großen Männern hinauf, deren Einflusse sie hauptsächlich ihre hohe Bildung verdanken Zwar nimmt auch unsere Zeit, was Kunst und Wissenschaft anbelangt, eine keineswegs niedrige Stufe ein; zwar hat auch sie in jeder Beziehung hervorragende Männer aufzuweisen; doch das Alterthum hat das Verdienst, die Künste und Wissenschaften selbstständig ins Dasein gerufen und ausgebildet zu haben, während wir auf der von ihnen gelegten Grundlage weiter bauen, nachdem die größten Schwierigkeiten bereits weggeräumt sind, und sich somit unserem Streben ein freieres Feld darbietet. Und im Hinblicke auf die großen Leistungen der Alten in jedem Fache des Wissens können wir unsere Zeit nicht dem Alterthume zur Seite stellen, wir müssen vielmehr zugeben, daß das Alterthum in geistiger Bildung die neuere Zeit übertrifft.

So hoch aber auch das Alterthum in wissenschaftlicher Hinsicht stand,

so unwissend und blind war es in Sachen der Religion. Der Glaube an einen einzigen, wahren Gott war ihm fremd; und da doch die Menschen das Bedürfniß, unter einem höheren Wesen zu stehen, nicht verleugnen konnten, so schufen sie sich selbst Götter; diese gemachten Götter trugen aber in der That wenig Göttliches an sich und waren nur wenig über den Menschen erhaben; sie hatten menschliche Gebrechen an sich und waren menschlichen Bedürfnissen, Begierden und Leidenschaften unterworfen. Menschen selbst, die sich durch Tapferkeit und andere verdienstliche Handlungen ausgezeichnet hatten, wurden nicht selten in den Himmel versetzt und als Götter verehrt. Und wie jede Tugend eine Gottheit hatte, so hatte man auch Götter für Laster. Daher war denn auch die Verehrung dieser Götter mit so manchen Gräueln verbunden, und in ihrem Culte finden wir die Quelle der gröbsten Laster und Unsittlichkeiten. Wer denkt nicht mit Abscheu an die Bacchanalien, wer nicht mit Schaudern an den unzüchtigen Venusdienst? Ja, die Religion bot den Alten eine verführerische Gelegenheit dar, sich der Befriedigung ihrer Lüste und Leidenschaften ohne Scheu hinzugeben, und in ihr finden wir den Grund, weshalb Unsittlichkeit und moralische Verkommenheit bei ihnen so groß und so verbreitet war.

Zwar hat auch das Alterthum Männer aufzuweisen, die das Gute wegen seiner eigenthümlichen Schönheit liebten und thaten, die ihr höchstes Glück in die Tugend setzten, und einen Sokrates müssen wir auch besonders deswegen verehren, weil er in einer allgemein verderbten Zeit nach dem Guten strebte. Doch solche große Männer, die vereinzelt da stehen, waren von der blendenden Meinung befangen, durch menschliche Kräfte, durch menschliche Weisheit zur wahren Tugend gelangen zu können. Doch reine, wahre Tugend beruht in dem Glauben an den einzigen, wahren Gott, und was die heidnische Philosophen durch eigene Erkenntniß vergebens zu erreichen strebten, verleiht uns das Christenthum. Das Christenthum bietet uns eine Lehre dar, welche die beste Philosophie der Alten bei weitem übertrifft, und in Christus erblicken wir den größten aller Philosophen. Die Finsternisse und Irrthümer, von denen das heidnische Alterthum befangen war, hat es aufgehellt; es hat uns den richtigen Begriff von Gott, von dem Wesen und der Bestimmung des Menschen gelehrt. Segensreich ist der Einfluß, den diese erhabene, göttliche Lehre auf die sittliche Veredlung des Menschen ausgeübt hat und noch beständig ausübt. Die Laster und Unsittlichkeiten, welche das heidnische Alterthum durch die Verehrung seiner Götter für gerechtfertigt und erlaubt hielt, hat es verdrängt und es verleiht dem Menschen Alles, was zu seinem wahren Heile dienlich ist. Lehrend und leitend, rathend und helfend, tröstend und stärkend steht es ihm in jeder Lage des Lebens zur Seite, es leitet ihn auf dem Wege zur Tugend und führt ihn seiner hohen Bestimmung ent-

gegen, indem es ihn durch den Gedanken an ewige Strafen vom Bösen abschreckt, den Gefallenen mit liebevoller Sorgfalt aufrichtet, den Müden stärkt und erquickt und den Gerechten durch die Aussicht auf ewige Belohnungen zu immer größerer Vollkommenheit anregt. So hat das Christenthum unter den Menschen Tugenden hervorgerufen, von denen die Alten nicht einmal eine Ahnung hatten, und wenn auch sie zuweilen die Rache für unerlaubt hielten, so finden wir doch im ganzen Alterthum kein Gesetz, welches sagt: „Liebet eure Feinde! Thut Gutes denen, die euch hassen!“

Hoch erhaben also über die Lehren des Heidenthums steht die christliche Religion, welche die Wohlfahrt ihrer Kinder hier auf Erden fördert und durch ihre sittliche Veredlung sie zu ewigen Freuden führt.

Minder niedrig als in Sachen der Religion standen die Alten in politischer Hinsicht. Ihre Staaten waren meistens Republiken und manche Vortheile waren mit dieser Verfassung verbunden. So wurde dadurch, daß die Gewalt nicht einem Einzelnen übertragen wurde, die Freiheit der Nation nicht durch die allzu große Macht der Einzelnen gefährdet. Auch wurden durch die republikanische Verfassung ausgezeichnete Talente geweckt und ausgebildet, und vor Allem gelangte die Beredtsamkeit zur höchsten Blüthe, indem sie bei den gerichtlichen Verhandlungen, sowie auch bei den Berathungen und Beschlüssen in der Leitung des Staates vom größten Einflusse war. „In jenen alten Staaten war es die Aufgabe der Staatsmänner, eine bewegliche, unbeständige, oft verblendete, immer furchtbare Volksversammlung durch die bloße Kraft persönlicher Talente, durch Festigkeit des Willens, durch die überzeugende Gewalt der Beredtsamkeit zu überwältigen, aufzuregen oder zu besänftigen, zu Entschlüssen und Handlungen zu bestimmen.“ Wie so durch die Verfassung hohe Talente, wie besonders die Beredtsamkeit gefördert wurde, so wurde auch nicht wenig der Verkehr gehoben; und die Erfahrung bestätigt, daß in Republiken im Allgemeinen Handel und Industrie zu größerer Blüthe gelangt, als in Monarchieen. Der Grund hiervon liegt nicht sowohl darin, daß in den Gesetzen der einen mehr als in denen der andern Regierungsform auf die Hebung des Handels und Verkehrs Rücksicht genommen wird, als vielmehr in dem Umstande, daß in Monarchieen eine größere Sonderung der Stände herrscht, wodurch ein lebhafter Verkehr gewissermaßen beschränkt und beengt wird, während die in Republiken gewöhnlich vorherrschende Gleichheit und Geselligkeit der Bürger den Verkehr hebt und belebt.

Doch waren auch auf der anderen Seite manche Uebelstände mit den republikanischen Verfassungen verbunden, Uebelstände, die in den gewöhnlichen Regierungsformen der neuern Zeit, in verfassungsmäßigen Monarchieen wegfallen. Während in den Republiken der Alten den Leidenschaften Einzelner ein zu großer Spielraum gelassen wurde, während die ehrgeizigen

Bestrebungen Mancher, einen möglichst großen Einfluß auf die Leitung des Staates zu erlangen, nicht selten innere Verwirrungen, Zerwürfnisse und Zwistigkeiten hervorriefen: wird in unseren wohlgeordneten Staaten die Macht des Monarchen durch eine gute Verfassung vor Willkür und Mißbrauch bewahrt, ohne ihn jedoch durch eine allzu große Beschränkung in seiner Wirksamkeit zu hindern. Und dadurch, daß ein einziger Herrscher da ist, der das Ganze leitet und regiert, kann den Angriffen äußerer Feinde durch die Einheit der Pläne, sowie durch die auf einen Punkt hin concentrirte Macht größere Kraft und Stärke entgegengesetzt werden; denn ein Unternehmen, von dem Geist eines Einzigen beseelt und geleitet, verspricht glücklicheren Erfolg, als ein solches, welches von Vielen gelenkt wird, die in ihren Ansichten und Bestrebungen leicht mit einander in Widerspruch kommen. Wie so durch die monarchische Verfassung der Staat nach Außen hin eine größere Kraft und Stärke entwickeln kann, so ist jene auch mehr als irgend eine andere Regierungsform geeignet, Ruhe und Einigkeit im Innern zu erhalten. Und die Geschichte lehrt, daß gerade die Staaten, welche am meisten von der monarchischen Verfassung abwichen, auch am meisten von inneren Zwistigkeiten und Zerwürfnissen heimgesucht worden sind. So haben viele Parteiungen und Streitigkeiten die römische Republik betroffen, Streitigkeiten, die in blutige Bürgerkriege übergingen, wodurch das Wohl des ganzen Staates untergraben und vernichtet wurde, die alle Ordnung zerstörten, die heiligsten Bande gewaltsam trennten, tausende von Greueln und Bluthaten in ihrem Gefolge hatten. — In Monarchieen hingegen, finden Auflehnungen und innere Zerwürfnisse weit weniger statt, und Beispiele, daß ein monarchischer Staat durch Bürgerkriege zerrüttet worden, stehen vereinzelt da.

Wenn daher auch die Republiken des Alterthums manche Vorzüge boten, so sind doch Monarchieen mehr im Stande, gegen äußere Feinde mit Kraft und Nachdruck aufzutreten, und außerdem gewähren sie größere Ruhe und Sicherheit im Inneren. Es ist daher ein Vorzug der neueren Zeit, daß sie die republikanischen Verfassungen des Alterthums meistens mit monarchischen vertauscht hat.

Wie also in politischer Hinsicht die neuere Zeit über dem Alterthum steht, so übertrifft sie es auch in einem Gebiete der Wissenschaft, welches von den Alten fast gänzlich vernachläßigt worden, in einem Gebiete der Wissenschaft, durch deren eifrige Bearbeitung unser Zeitalter die Geheimnisse der Natur erforscht, ihre Kräfte und Wirkungen unter die Herrschaft des Menschen gebracht hat: es ist dies die Physik. Mit ihrer Hülfe hat die neuere Zeit Erfindungen und Entdeckungen gemacht, welche auf die Verschönerung und größere Annehmlichkeit des Lebens von dem größten Einflusse sind, so daß auch in materieller Hinsicht unser Zeitalter einen hohen Grad der Vollendung erreicht hat. Wenn auch die Alten in den Bequemlichkeiten und

Annehmlichkeiten des Lebens durchaus nicht unerfinderisch waren, so würden sie doch staunen, wenn sie sähen, wie der menschliche Geist die ganze Natur mit allen ihren Kräften sich unterthänig gemacht hat, wie er sie ohne Anstrengung nach seinem Willen verwendet. Was die Alten durch eigene Anstrengung nur mit vieler Mühe zu Stande brachten, vollziehen unter unserer Leitung die unterjochten Kräfte der Natur. Wie würden die Alten staunen, wenn sie sähen, wie Wasser und Wind im Dienste des Menschen Unglaubliches vermögen, wie die größten Entfernungen durch die Hülfe des Dampfes mit der Schnelligkeit des Gedankens zurückgelegt werden, wie der Mensch selbst die Lüfte durchsegelt! Ja, viele und herrliche Erfindungen haben wir vor dem Alterthum voraus. Die vernichtende Kraft des Blitzes können wir brechen, und ein zweiter Prometheus hat gleichsam Donner und Blitz aus dem Himmel geraubt und den Menschen in die Hände gegeben. Die Stunden des Tages zeigen uns künstliche Uhren an, die zuverlässig und bequem, weder vom Stande der Sonne noch von der Laune der Witterung abhangen. Und nicht braucht auf endlosen Meeren der Schiffer seinen Weg nach den Gestirnen eines oft in Wolken verhüllten Himmels zu richten, sondern auf den unbekanntesten Meeren ist ihm der Compaß ein sicherer und kundiger Führer, der die gespannte Beobachtung eines launenhaften Himmels unnöthig macht. — Aber all dieser nützlichen Erfindungen würden wir uns vielleicht nicht zu erfreuen haben, wenn man nicht ein Mittel gehabt hätte, die Forschungen des Einzelnen zur Kenntniß Aller zu bringen. Doch im Besitze eines solchen Mittels, im Besitze der Buchdruckerkunst können wir unsere Gedanken schnell, leicht und allgemein verbreiten, während die Alten mit vieler Mühe und großem Zeitaufwande ihre Werke nur durch Abschreiben zur allgemeinen Kenntniß bringen konnten.

Auf diesen herrlichen Erfindungen, welche den Alten sämmtlich unbekannt waren, beruhen manche schöne Einrichtungen und Vortheile, wodurch das Leben so viele Bequemlichkeiten und Vorzüge erhält, so daß auch in materieller Hinsicht die neuere Zeit vor dem Alterthum Vieles voraus hat.

Die neuere Zeit hat also auch ihre Vorzüge, und zwar solche, welche die des Alterthums bei weitem übertreffen. Wenn wir daher nur die Vorzüge des Alterthums anerkennen, die der neueren Zeit hingegen nicht einsehen oder nicht zu schätzen wissen: so handeln wir entweder thöricht, indem wir das wahrhaft Gute und Verdienstliche nicht erkennen, oder wir machen uns einer großen Parteilichkeit schuldig, indem wir das minder Gute loben und preisen und das Vortrefflichere unbeachtet lassen. Doch das Gute muß man auch zu würdigen wissen. Die Vorzüge, welche unsere Zeit uns bietet, sollen wir daher freudig anerkennen, die wissenschaftliche Bildung, die das Alterthum auszeichnet, nicht nur bewundern, sondern sie uns auch anzueignen suchen. Und mehr noch als die römischen sind es

die griechischen Schriften, aus denen wir hohe Bildung und Gelehrsamkeit schöpfen können, sie, die Horaz den Römern zum beständigen Studium empfiehlt:

— — — „Vos exemplaria Graeca
Nocturna versate manu, versate diurna!"
(de arte poëtica 268.)

sie haben auch für uns ihren hohen Werth nicht verloren, und auch wir finden in ihnen, wenn wir jener Aufforderung nachkommen, eine unvergängliche Quelle, aus der wir tiefe Gelehrsamkeit und hohen Schönheitssinn schöpfen können.

23. Ueber die Bürgertugenden und Staatsgrundsätze, welchen Rom seine Weltherrschaft verdankte.

Disposition.

Einleitung. Von geringem Ursprunge ging die Herrschaft Roms aus; allmählig wuchs sie und verbreitete sich über den ganzen Erdkreis. Diese Weltherrschaft hatte Rom seinen Bürgertugenden und Staatsgrundsätzen zu verdanken. Was waren dies für Bürgertugenden und Staatsgrundsätze?

Ausführung.

A. Bürgertugenden:
1) Einfachheit der Sitten,
2) Gemeinsinn und Vaterlandsliebe,
3) Muth und Tapferkeit,
4) Ausdauer und Beharrlichkeit.

B. Staatsgrundsätze:
1) Rom ist von den Göttern zur Weltherrschaft berufen; daher darf es kein anderes Volk neben sich dulden.
2) Die widerstrebenden Völker soll es unabläßig bekriegen; parcere subjectis et debellare superbos.
3) Ist der Widerstand gebrochen, so soll es sich den Nutzen der Völker, sowohl materiellen als geistigen aneignen.

Schluß. Durch diese Bürgertugenden und Staatsgrundsätze ward Rom Weltherrscherin; doch als die Bürgertugenden sich verloren, als die Staatsgrundsätze den Interessen Einzelner weichen mußten, da sank Rom von dem Gipfel seiner Größe.

Ausarbeitung.

Klein und unbedeutend war der Ursprung des römischen Reiches. Einige Hütten am Tiberstrom ließen gewiß nicht vermuthen, daß sie die Grundlage zu dem Reiche bildeten, welches alle Völker der Erde unter seinem gewaltigen Scepter vereinen sollte. Doch der neue Staat, der sich durch Eröffnung eines Asyls Bürger verschaffen mußte, wußte sich bald bei den benachbarten Völkern solche Achtung und Geltung zu verschaffen, daß sie die Bündnisse mit demselben, welche sie früher mit Spott und Hohn zurückgewiesen, bereitwillig annahmen. Zu immer größerer Macht entfaltete sich der römische Staat, und bald bot er den größten und mächtigsten Völkern die Spitze, bis endlich Rom, als Beherrscherin der Welt, allen Völkern und Nationen Gesetze vorschrieb. Diese Weltherrschaft Roms ging nicht sowohl aus dem günstigen Zusammenwirken äußerer Umstände und Verhältnisse hervor, sondern das römische Volk hat vielmehr durch sich selbst, durch seine Bürgertugenden und Staatsgrundsätze manche Schwierigkeiten und Hindernisse überwunden und sich die Herrschaft der Welt errungen.

Unter den Bürgertugenden, durch welche der römische Staat so groß und mächtig war, war die erste Einfachheit der Sitten; denn wie Nichts einen Staat seinem Untergang schneller entgegenführt, als Ueppigkeit und Luxus, so ist auch Nichts geeigneter, ein Volk stark und kräftig zu machen, als Einfachheit der Sitten. Je weniger ein Volk seine Bestrebungen auf verweichlichende Genüsse und Vergnügen richtet, desto mehr ist es geneigt, seinen Sinn dem Vaterlande zuzuwenden, und je weniger es sich einer üppigen Lebensweise hingibt, desto mehr ist es im Stande, seine Kräfte in reger Thätigkeit zu erhalten und so dem Vaterlande eine feste Stütze zu gewähren. Und die Geschichte bestätigt es, daß Völker stark und mächtig waren, so lange ihre Lebensweise einfach war, daß sie aber zu Grunde gingen, als Einfachheit der Sitten durch Luxus und Ausschweifung verdrängt ward. Griechenland blühte, so lange es seiner einfachen Lebensweise treu blieb; es sank und fiel, als durch seine allzu große Blüthe Ausschweifung und Verweichlichung der Sitte erzeugt ward. Die Einfachheit der Sitten wurde ganz besonders zu Rom gepflegt. Die Kleidung der Römer war nichts weniger, als prachtvoll. Die wollene Tunika, die Arme und Beine unbedeckt ließ, und über der Tunika die Toja, welche im Kriege mit dem Sagum vertauscht ward, bildeten die ganze Kleidung des Römers. Wie die Kleidung, so waren auch die Mahlzeiten des alten Römers mäßig und einfach, und in jenen Zeiten, wo der Grund zu Roms künftiger Größe gelegt ward, hielt es selbst ein Senator nicht unter seiner Würde, sich sein bescheidenes Mahl mit eigener Hand zuzubereiten. Die Lieblingsbeschäftigung der alten Römer, die ihnen mehr zusagte, als die sittenlosen Spiele und üppigen Vergnügen einer spätern Zeit, bestand im Ackerbau; und diese Beschäftigung war so ehrenvoll, daß selbst die ersten Männer des Staates

ihr eifrigst oblagen. Diese große Einfachheit der Sitten, wie sie zu Rom herrschte, mußte Vieles dazu beitragen, den Staat groß und stark zu machen und geeignet, die Völker zu beherrschen.

Durch die Einfachheit der Lebensweise wurde der römische Bürger mehr von dem Familienleben abgelenkt, und seine Thätigkeit vorzugsweise auf den Staat gerichtet. Er wohnte den Volksversammlungen bei, er gab seine Stimme ab bei der Wahl der Obrigkeiten, er entschied mit über Krieg und Frieden. Daher war sein Verhältniß zum Staate fest und innig; der Römer liebte sein Vaterland, und er wandte sein ganzes Streben darauf hin, das Wohl desselben auf jede Weise zu fördern, ihm Achtung und Ansehen zu verschaffen. Wie einfach daher auch die Römer in ihrer Lebensweise waren, so ließen sie sich doch keines Aufwandes verdrießen, wenn es die Verherrlichung des Staates galt. Je einfacher und prunkloser ihre Privatwohnungen waren, in desto höherm Glanze prangten die Tempel und andere Staatsgebäude, so daß sich aller Reichthum in diesen erschöpft zu haben schien. Cicero giebt hierüber seinen Vorfahren das rühmliche Zeugniß: „Haec ratio ac magnitudo animorum in majoribus nostris fuit, ut, quum in privatis rebus suisque sumptibus minimo contenti, tenuissimo cultu viverent, in imperio atque in publica dignitate omnia ad gloriam splendoremque revocarent. Quaeritur enim in re domestica continentiae laus, in publica dignatatis." (Cic. Flacc. 12, 28.)

Die Wohlfahrt und der Glanz des Staates war das höchste und das beständige Ziel des römischen Bürgers, und gerne brachte er seine persönlichen Interessen dem allgemeinen Besten zum Opfer. Den hielten sie für einen Thoren, der mehr auf seinen eigenen Vortheil, als auf die Wohlfahrt des Staates bedacht war; sie verglichen den Staat mit einem Schiffe und hielten den, der nicht seine persönlichen Vortheile dem Heile des gefährdeten Vaterlandes unterordnete, für ebenso thöricht und verächtlich als jenen, der auf stürmischer See lieber seine eigene Person retten, als das ganze Schiff erhalten wollte. „Uti contemnendus est, qui in navigando se, quam navim mavult incolumem: ita vituperandus est, qui in rei publicae discrimine suae plus, quam coummuni saluti consulit. Navi enim fracta multi incolumes evaserunt; ex naufragio patriae salvus nemo potest enatare." (Cic. Heren. IV, 44, 57.)

Groß und bewundernswürdig war die Vaterlandsliebe der Römer, und wo wahre Vaterlandsliebe den Bürger beseelt, da muß der Staat gedeihen und wachsen an Größe und Macht

Nicht nur Hab und Gut gab der Römer gerne zum Besten des Vaterlandes hin, sondern die Vaterlandsliebe begeisterte ihn zu jener hohen Tapferkeit, die ihn selbst den Tod verachten ließ. Und weit entfernt, den Tod für's Vaterland zu fürchten, hielt man ihn für das höchste

Glück, und diese Ansicht spricht Cicero in den Worten aus: „Qui pro re publica vitam ediderunt, nunquam mehercule eos mortem potius, quam immortalitatem assecutos putavi." (Cic. Planc. 37, 90.) — Aus dieser glühenden Vaterlandsliebe, aus dieser erhabenen Ansicht von dem Tode für's Vaterland läßt sich auch die heldenmüthige Tapferkeit erklären, welche die Römer ihren Feinden so furchtbar machte, die so Vieles dazu beitrug, Rom zur Beherrscherin der Welt zu machen. Vaterlandsliebe war die Triebfeder zu jener kühnen That eines Horatius Cokles, der mit unglaublicher Tapferkeit allein die Tiberbrücke gegen das heranstürmende Heer des Porsenna so lange vertheidigte, bis dieselbe, von den Römern abgebrochen, mit einer Menge von Feinden in die Tiber sank. Solch außerordentliche Tapferkeit, die uns bei einzelnen Gelegenheiten in so hellem Glanze entgegenstrahlt, war es, die mehr oder weniger das ganze Volk auszeichnete. Und diese große Tapferkeit, die vor keiner Gefahr zurück wich, ersetzte den Römern, was ihnen oft an Zahl abging; sie machte es ihnen möglich, selbst die mächtigsten Völker der Herrschaft Roms zu unterwerfen.

Mit Tapferkeit im Kriege verband der Römer eine bewundernswerthe Beharrlichkeit und Ausdauer. Außer seinen Waffen mußte der Soldat seinen Vorrath für mehrere Tage selbst tragen, außerdem alle Gegenstände, die zum Aufschlagen eines Lagers erforderlich waren. Mit dieser ungeheuren Last mußte er in geordnetem Zuge marschiren, sei es nun in den sumpfigen Wäldern Germaniens, oder in den glühenden Steppen Africa's. Doch durch eine einfache und mäßige Lebensweise gekräftigt und abgehärtet, vermochte der Römer mit Leichtigkeit alle Strapazen des Krieges zu ertragen. Weder Wind noch Wetter, weder Entbehrung noch Mangel konnte ihn in seinem Marsche aufhalten. Bei allen Widerwärtigkeiten verzagte er nicht; mit fester Beharrlichkeit trotzte er jedem Unfalle und war, dem Befehle seines Führers willig folgend, gleich bereit zu Entbehrungen, wie zum Kampfe. Diese Beharrlichkeit zeigte sich auch im Kampfe selbst, und was der Tapferkeit des Römers widerstand, mußte seiner Beharrlichkeit weichen.

Unter dem Einflusse so herrlicher Bürgertugenden mußte Rom stark und mächtig werden, wenn es sich mit seiner Größe begnügt und nur darauf hin gezielt hätte, durch innere Kraft sein Ansehen und seine Selbstständigkeit nach Außen zu bewahren. Doch diesen Bürgertugenden wurde durch die Staatsgrundsätze Roms ein größerer Wirkungskreis eröffnet, sie wurden so angewandt und geleitet, daß Rom durch sie die Herrschaft der Welt errang.

Die Römer glaubten von den Göttern berufen zu sein, den Erdkreis zu regieren und deßhalb suchten sie alle Völker ihrer Herrschaft zu unterwerfen. Der Auftrag, den der Gründer Roms nach seiner Erhebung

unter die Götter seinem Volke gegeben hatte: „Abi, nuntia Romanis, coelestes ita velle, ut mea Roma caput orbis terrarum sit; proinde rem militarem colant, sciantque, et ita posteris tradant, nullas opes humanas armis Romanis resistere posse," (Liv. lib. I. Cap. 16.) war mit gläubiger Begeisterung aufgenommen worden, und man hielt es für eine heilige Pflicht, dem Befehle des göttlichen Gründers nachzukommen. Rom war also von den Göttern selbst zur Weltherrschaft auserkoren, und der Gedanke, durch die Erweiterung ihres Reiches den Willen der Götter zu vollziehen, verlieh den Kriegen der Römer eine höhere Weihe. Sie hielten es für ihre Pflicht, den Völkern unter irgend einem Vorwande ihre Freiheit zu nehmen und sie ihrer Herrschaft zu unterwerfen. Und mochten auch andere Völker in dem Verfahren Rom's die willkürlichste Ungerechtigkeit, die schnödeste Verletzung der Völkerrechte erkennen: Rom fand seine Schritte gerechtfertigt und geboten durch göttliches Gesetz.

Die anderen Völker waren jedoch keineswegs von dem hohen Berufe Rom's zur Weltherrschaft überzeugt; sie erblickten vielmehr in den Römern herrschsüchtige Eroberer und glaubten, gegen dieselben Freiheit und Selbstständigkeit nach Kräften vertheidigen zu müssen Die Römer hingegen waren ganz von der Wahrheit der göttlichen Verheißung durchdrungen: „nullas opes humanas armis Romanis resistere posse," und war daher der Widerstand, den sie bei ihren Eroberungen fanden, auch noch so groß: sie hielten fest an ihrem Grundsatze, nicht eher vom Kampfe abzulassen, bis der Feind besiegt war und Roms Herrschaft anerkannte. Und hatte dann Rom durch Waffengewalt das widerstrebende Volk zur Anerkennung seiner Oberhoheit gezwungen, dann ließ es dasselbe sein Uebergewicht um so mehr fühlen, je größer sein Widerstand gewesen. So wurde Carthago, nachdem es so viele Jahre seine Unabhängigkeit vertheidigt, von den siegreichen Römern zerstört, die Einwohner getödtet oder als Sklaven verkauft. Mit gleicher Härte verfuhren die Römer mit der blühenden Stadt Corinth, welche sich den Anmaßungen der fremden Eroberer widersetzte; diese an allen Schätzen der Kunst und Wissenschaft so reiche Stadt ward erobert, geplündert, verbrannt, die Einwohner wurden als Sklaven fortgeschleppt. Mit unnachsichtlicher Härte, ja mit Grausamkeit verfuhren so die Römer gegen überwundene Völker, und durch grausame Behandlung der besiegten Feinde suchten sie die Völker vom Widerstande gegen die römische Herrschaft abzuschrecken. Der Grundsatz der Römer, den widerstrebenden Feind unablässig zu bekriegen, wird von ihnen selbst eingestanden; ein Dichter, der die Geschichte Roms genau kannte, der die heranwachsende Größe des Reiches bis zu Augustus Zeiten gesehen hatte, ein Dichter, der also gewiß im Stande war, hierüber ein richtiges Urtheil zu fällen, giebt es als Grundsatz der Römer an:

„Parcere subjectis et debellare superbos.“
(Virg. Aen. VI, 854.)

Und ein Zeitgenosse von ihm sagt:

„Imperet bellante prior jacentem
Lenis in hostem.“
(Horat. Carm. saec. 51.)

Virgil und Horaz erkennen es also als Grundsatz der Römer an, nicht eher vom Kriege abzulassen, bis der Feind besiegt sei. Doch Schonung und Milde gegen den überwundenen Feind scheinen die Dichter aus übertriebener Vaterlandsliebe oder aus Gefälligkeit gegen ihren hohen Gönner Augustus dem römischen Volke beigelegt zu haben. Denn in der That, mit viel größerm Rechte könnte man den Römern barbarische Härte und Grausamkeit gegen die besiegten Völker zum Vorwurf machen. Oder besteht etwa ihre Milde und Schonung darin, daß sie von dem überwundenen Volke unermeßlichen Tribut erpreßten, daß sie eroberte Städte ausplünderten und in Asche legten? Oder kann man sie vielleicht deßhalb milde nennen, weil sie gegen die Völker, die geduldig ihre Oberhoheit anerkannten, nicht mit ihrer gewöhnlichen Härte und Grausamkeit verfuhren? — Doch eben diese grausame Härte machte die Römer gefürchtet; sie hielt die Völker davon ab, dem römischen Interesse entgegen zu handeln, und trug so Vieles dazu bei, den Römern die Herrschaft der Welt zu verschaffen.

Wie Rom beständig darauf ausging, sich durch Waffengewalt die Völker zu unterwerfen, so suchte es sich nach dem Kampfe den Nutzen und die Vorzüge der überwundenen Völker anzueignen. Gerade das, wodurch sich eine Nation am meisten auszeichnete, nahm Rom für sich in Anspruch. So mußte Germanien seine Krieger, deren kühne Tapferkeit die Römer so oft hatten empfinden und bewundern müssen, nach Rom senden, um unter römischen Adlern Roms Eroberungen zu befestigen und zu erweitern. Die Kunstwerke der eroberten Städte wurden nach Rom gebracht, um dort die Tempel und öffentlichen Plätze zu schmücken, und die Palläste Athens und anderer griechischen Städte lieferten den Römern würdige Muster der Nachbildung. Nicht weniger als die materiellen, verstanden sie es, sich auch die geistigen Vorzüge anderer Völker zuzueignen. Und da in geistiger Hinsicht die Griechen die höchste Vollendung erreicht hatten, so wurde nach ihrer Unterwerfung griechische Weisheit und Beredtsamkeit nach Rom verpflanzt und dort mit der größten Sorgfalt gepflegt. Wie sehr griechische Bildung und Wissenschaft von den Römern gepflegt und vervollkommnet wurde, geht aus dem Geständnisse hervor, welches der griechische Redner Molo dem beredten Cicero gegenüber aussprach: „Deine Vorgänger haben uns Freiheit, Güter und Macht genommen; aber den Ruhm der Kunst und des Geistes haben sie uns lassen müssen. Du führst nun auch den über's Meer davon!“

Die Römer erkannten sehr wohl, daß es einem Volke um so leichter sei, die Herrschaft einer fremden Nation zu ertragen, je größer das Uebergewicht derselben sowohl in geistiger als in materieller Hinsicht ist. Um daher die Völker bereitwillig für die römische Herrschaft zu machen, suchten sie alle Vorzüge fremder Völker in Rom zu vereinigen und sich so in jeder Hinsicht ein entschiedenes Uebergewicht über andere Nationen zu verschaffen. In diesem Grundsatze der Römer finden wir eine wichtige Ursache, warum es ihnen gelungen ist, alle Völker der Erde ihrer Herrschaft zu unterwerfen.

Seinen Bürgertugenden und Staatsgrundsätzen hat Rom seine Weltherrschaft zu verdanken. Viele und große Hindernisse standen ihm im Wege und oft schien es denselben erliegen zu müssen; aber seine eigene Tüchtigkeit hielt es aufrecht in den Stunden der Gefahr und führte es glorreich zu dem Ziele, wozu es sich von den Göttern berufen glaubte. — Doch als Rom alle Nationen zu seinen Füßen sah, als seine Bürgertugenden und Staatsgrundsätze nicht mehr durch den Kampf mit fremden Völkern erstarken konnten, da fingen die Bürgertugenden an, zu erkalten und sich in die entgegengesetzten Fehler zu verkehren. Die frühere Einfachheit verwandelte sich in Ueppigkeit und Schlemmerei, Tapferkeit und Beharrlichkeit in Feigheit; Gemeinsinn und Vaterlandsliebe ging auf in den selbstsüchtigen Bestrebungen der Einzelnen, und die Staatsgrundsätze bestanden in den Leidenschaften der Großen. Doch das kolossale Gebäude des römischen Reiches, welches durch so edle Bürgertugenden und kluge Staatsgrundsätze aufgeführt war, konnte ohne dieselben nicht bestehen; als mit ihnen die Pfeiler sanken, da stürzte das Riesengebäude zusammen.

24. Welche Umstände kamen Friedrich II. bei der Führung und glücklichen Beendigung des siebenjährigen Krieges zu Statten?

Disposition.

Einleitung. Ueber die Bedeutung des siebenjährigen Krieges für die Machtentwickelung Preußens. Wenn auch der günstige Erfolg zum größten Theil Friedrich's Feldherrntalent und Heldenmuth zuzuschreiben ist, so haben doch auch mancherlei äußere Umstände zu demselben mitgewirkt. Diese sind:

Ausführung:

1) die Stärke der preußischen Heere;
2) ihre leichte Unterhaltung;
3) die einheitliche Leitung des Krieges;
4) der Tod der Kaiserin Elisabeth von Rußland und die dadurch herbeigeführte Aenderung der russischen Politik.

Schluß. Die Wichtigkeit aller dieser Umstände darf man jedoch nicht überschätzen. Friedrichs Ruhm wird durch sie nicht geschmälert.

Ausführung.

Bekanntlich hat kein anderer Krieg im vorigen Jahrhundert auf die Machtentwickelung Preußens einen so großen Einfluß geübt, wie der dritte schlesische oder der sogenannte siebenjährige Krieg. Wenn auch das Ergebniß dieses Krieges keine Erweiterung seiner Grenzen war, — denn es wurde der im zweiten schlesischen Kriege errungene Besitz nur behauptet — so hat doch der Ruhm und das Ansehen, das ihm die glänzenden Siege über so viele und mächtige Feinde verschafften, die Wirkung gehabt, daß Preußen seitdem in die Reihe der europäischen Großmächte trat. Mit diesem Kriegsruhm des Staates war aber der seines Königs auf's engste verbunden, und wenn man die Frage aufwirft, was hauptsächlich zur glücklichen Beendigung dieses Krieges beigetragen hat, so unterliegt es keinem Zweifel, daß das Feldherrntalent, der Muth und die Thatkraft Friedrich II., den die Welt schon bei seinen Lebzeiten den Einzigen oder den Großen nannte, den Hauptantheil an derselben hat. Allein es läßt sich ebenso wenig verkennen, daß außer dem Geiste, der sich durch kluge Anordnungen schon im Voraus des Sieges vergewisserte, daß außer dem Muthe und der Seelengröße, die sich durch die schwersten Unglücksschläge nicht niederbeugen ließ, auch eine Anzahl äußerer Umstände mitgewirkt hat, um ein so unerwartetes günstiges Ergebniß herbei zu führen.

Ein nicht zu übersehender Umstand, der Friedrich zu Statten kam, war zunächst die Stärke und Tüchtigkeit seiner Heere. Denn obwohl die vereinigten Feinde ihm an Truppenzahl bei weitem überlegen waren, so daß sie, wenn es auf diese ankam, ihn in kurzer Zeit hätten erdrücken müssen, so waren seine Heere doch stark genug, um den einzelnen Feinden die Spitze bieten zu können. Schon seit langer Zeit hatten Preußens Könige ihren Ehrgeiz darin gesetzt, eine zahlreiche, wohlausgerüstete und gutgeschulte Armee zu besitzen, und wenn man die Stärke der schon vor Friedrichs Zeiten in Preußen unterhaltenen Heere mit dem Umfange des Landes vergleicht, so ging diese weit über das demselben entsprechende Maß hinaus. Fast zur Hälfte mußte die Armee durch Werbung im Auslande ergänzt werden, um dem eigenen Lande nicht die nothwendigen Arbeitskräfte zu entziehen.

Dazu kam die verhältnißmäßig leichte Unterhaltung der Heere. Abgesehen davon, daß die vorhergehenden Könige durch weise Sparsamkeit und Ordnung im Finanzwesen einen für jene Zeiten nicht unbedeutenden Staatsschatz hinterlassen hatten, der, wenn auch nicht für die ganze Dauer des Krieges, so doch eine geraume Zeit lang die erforderlichen Geldmittel darbot, verstand es Friedrich auch durch kluge Maßregeln, durch Strenge und Pünktlichkeit in der Verwaltung das Fehlende zu ersetzen. Hat er doch aus den schlesischen Domänen zehnmal so viel gezogen, als Maria Theresia's Vater, und in Schlesien jährlich zwei Millionen Thaler mehr erhoben, als dieser, so daß er statt 3—4000 Mann, welche Schlesien sonst stellte, sein Heer um 40,000 Mann hatte vermehren können. Zudem wurde die Unterhaltung der Heere dadurch erleichtert, daß sie meist außerhalb der Grenzen beschäftigt waren und durch Kriegssteuern und Requisitionen in Feindesland sich das Nöthige beschaffen konnten. So mußten Sachsen und Böhmen lange Zeit alle Lasten des Krieges tragen, während die eigenen Provinzen nur selten vom Feinde heimgesucht wurden.

Weit wichtiger aber, als die erwähnten Umstände, war die einheitliche Leitung des Krieges. Schon damals zeigte es sich, was sich in den letzten Kriegen Preußens mit Oestreich und den Südstaaten von Neuem bewährt hat, daß Uebereinstimmung in allen Unternehmungen, die alle Bewegungen der Truppen aufs zweckmäßigste in einander greifen läßt, auch über weit größere Truppenmassen den Sieg verleiht. Schon der Umstand, daß sich in der Person Friedrichs der König und der Heerführer vereinigten, gewährte ihm in Bezug auf Schnelligkeit der Entschließung und Ausführung des Beschlossenen einen großen Vortheil. Friedrich konnte jeden Augenblick Entschlüsse fassen, Pläne ändern, Entscheidungen treffen, während die Unternehmungen seines eifrigsten Feindes nicht nur durch Uneinigkeit und Zwiespalt unter den Führern, sondern auch durch Abwarten der in der Kanzlei zu Wien ausgefertigten Befehle, sowie durch die Furcht vor einer zu schweren Verantwortlichkeit gelähmt wurden. Auch war, wie dies bei Bundesgenossen oft genug der Fall ist, der Eifer der anderen mit Oestreich verbündeten Staaten keineswegs so groß, daß sie sich beeilt hätten, für dieses erhebliche Opfer zu bringen; im Gegentheil zeigten sie sich oft saumselig und ließen Unterbrechungen in ihren Kriegsunternehmungen eintreten, die einen günstigen Ausgang des Sieges verhinderten; ja sie sind nicht frei von dem Verdachte, daß sie mitunter absichtlich den schwierigsten Aufgaben aus dem Wege gingen und diese Oestreich zuschoben, weil sie besorgt waren, diesem könne ein zu großer Gewinn aus der glücklichen Beendigung des Krieges erwachsen.

Aber so günstig auch alle diese Umstände zu Anfang des Krieges und während seines Verlaufes für Friedrich waren, es ist doch sehr zweifel-

haft, ob die bewunderungswürdige Klugheit und Thätigkeit Friedrich's im Stande gewesen wäre, Preußen vor dem Untergange zu bewahren, wenn nicht zuletzt äußere Umstände von entscheidender Wichtigkeit eingetreten wären, die dem Kriege eine unerwartete Wendung gaben. Friedrich's Lage in den letzten Jahren des Krieges war eine äußerst mißliche. Während er die unersetzlichen Verluste an tüchtigen Generalen und tapferen Soldaten durch junge Offiziere und Rekruten mühsam zu ergänzen suchte und an allen Bedürfnissen entschiedenen Mangel litt, stellten die Feinde immer neue Truppen in's Feld. Es war ihm nicht mehr möglich, die Vereinigung der Russen mit den Oestreichern unter Laudon zu verhindern. Die Schlacht bei Kunersdorf ging für ihn verloren. Nur der Eifersucht des russischen und östreichischen Feldherrn, die sie den theuer erkauften Sieg nicht recht benutzen ließ, verdankte es Friedrich, daß er dem augenscheinlichen Untergange, der ihm bevorstand, entging. Auch das Jahr 1760 brachte ihm Unheil. Die Schlacht bei Landshut fiel unglücklich für ihn aus. Zwar verließ ihn auch jetzt seine alte Rührigkeit und Geschicklichkeit nicht, und es gelang ihm, durch geschickten Wechsel seiner Stellungen sich gegen die Uebermacht zu behaupten, ja einen glänzenden Sieg bei Liegnitz zu erfechten, der ihm ganz Schlesien wiedergewann, und die blutige Schlacht bei Torgau zu gewinnen, die ihm das verlorene Sachsen wiederbrachte. Allein im folgenden Jahre mußte er sich noch mehr als vorher auf den bloßen Defensivkrieg beschränken, da nach dem Tode Georg's III. von England die bisher gezahlten Subsidiengelder ausblieben. Schon frohlockten seine Feinde über seinen unvermeidlichen Sturz; schon sah er selbst sein gänzliches Unterliegen voraus, wenn er nicht einen nachtheiligen Frieden schließen wollte. Aber gerade, als seine Noth auf's höchste gestiegen war, kam ihm Hülfe von seinem großen Alliirten, wie er den lieben Gott nannte. Die Kaiserin Elisabeth, seine unversöhnliche Feindin, starb, und Peter III., sein größter Verehrer, bestieg den Thron. Sofort schloß dieser Friede mit ihm und ließ seine Heere durch russische Hülfstruppen verstärken. Eine Folge davon war, daß auch Schweden den Krieg beendigte. Zwar wurde Friedrich durch den schon nach 6 Monaten erfolgten gewaltsamen Tod Peters III. dieses neuen Bundesgenossen beraubt; aber Rußland blieb ohne fernere Theilnahme am Kampfe, ja Friedrich konnte das russische, von Czernitschef geführte Hülfsheer noch benutzen, um durch dessen bloße Gegenwart einen Theil von Daun's Heer bei einem Angriff, den er auf dasselbe machte, in Unthätigkeit zu erhalten und so einen günstigen Erfolg zu erringen. Bald traten in Folge eines Sieges über die Reichsarmee und die Franzosen auch die deutschen Reichsfürsten von dem Bunde gegen ihn zurück, und als auch

die übrigen Mächte ihrem Beispiele folgten, da mußte Maria Theresia sich entschließen, ob sie allein den Krieg gegen den gefährlichen Gegner fortsetzen, oder ob sie Frieden schließen wollte. Sie entschloß sich zu Letzterem. Der auf dem Jagdschloß Hubertsburg abgeschlossene Friede bestimmte, daß Friedrich Schlesien und überhaupt Alles, was er vor dem Kriege besessen hatte, behalten sollte. So endete der siebenjährige Krieg, der zu Friedrich's Untergang begonnen worden war, zu seinem größten Ruhme.

Zeigt uns so eine unbefangene Prüfung der Geschichte dieses Krieges, daß nicht wenige günstige Umstände dazu beigetragen haben, ein für Preußen günstiges Ende desselben herbeizuführen, so würde es doch eine Ungerechtigkeit sein, wenn man diese zu hoch anschlagen und nicht Friedrich's Geist und Heldenmuth den Hauptantheil an dem glücklichen Erfolge zuschreiben wollte. Wie seine Zeitgenossen mit Bewunderung und Begeisterung auf Friedrich II. hinschauten und in ihm den Helden und Fürsten erkannten, den seine Zeit und sein Volk verlangte, so erblicken auch wir noch in ihm den Gründer der politischen Macht und Größe Preußens, und es wird die Nachwelt nie vergessen, daß es eines solchen Heldenkönigs bedurfte, um die von allen Seiten sich entgegenthürmenden Schwierigkeiten zu überwinden und mit kluger Benutzung der gegebenen Verhältnisse die allerwärts drohenden Gefahren abzuwehren.

25. Horaz, Beförderer der Alleinherrschaft des Augustus.

Rede eines Abiturienten bei der Schlußfeier.

Disposition.

Einleitung. Absicht der anwesenden Versammlung den wissenschaftlichen Standpunkt der Schüler kennen zu lernen; doch kann sie aus den Leistungen derselben nur einen Theil ihrer Gesammt-Bildung beurtheilen; — wenn aber den Anwesenden nur ein Blick in die wissenschaftliche Bildung der Schüler gestattet wird, so wird doch die sittliche Bildung keineswegs vernachläßigt; — auf jede Weise lehrt man sie ihre Pflichten kennen und erfüllen, die sie als Menschen und Christen, dann auch als Bürger des Staates haben; — die Vaterlandsliebe wird durch angemessene Lektüre genährt, namentlich durch die Lektüre des Horaz; — denn Horaz, von Vaterlandsliebe durchdrungen, suchte beständig das Glück seines Staates, das er in der Herrschaft eines

Einzigen, in der Alleinherrschaft des Augustus begründet sah, die er deshalb auf jede Weise zu befördern suchte. —

Ausführung. Um die Alleinherrschaft des Augustus zu befördern, wendet Horaz folgende Mittel an:

1) Er nährt den Haß des Volkes gegen die Bürgerkriege und gegen die frühere Verfassung, durch welche die Bürgerkriege hervorgerufen wurden.
2) Er bringt den Augustus in eine besondere Beziehung zu der Gottheit und sucht die religiösen Gefühle der Römer für ihn zu gewinnen.
3) Er regt die Ruhmsucht der Römer an und preist die Thaten, die Augustus an ihrer Spitze ausgeführt.
4) Er macht sie auf die Segnungen aufmerksam, die ihnen die Regierung des Augustus gewährt.

Schluß. Die Lektüre des Horaz also sehr geeignet, Nationalsinn einzuflößen, der zur sittlichen Bildung nothwendig erforderlich ist. — Dank für die Sorgfalt der Lehrer die auch in diesem Punkte ihre Schüler auszubilden suchten, Dank für die Mühe und aufopfernde Sorgfalt, womit sie ihr Wohl so eifrig förderten. — Aufmunterung an die Mitschüler, sich mit allem Eifer den Wissenschaften hinzugeben; Abschied von denselben. — Dank für die Theilnahme der Anwesenden —

Hochzuverehrende Anwesende!

Als Freunde wissenschaftlicher Bildung und als Gönner unserer Anstalt haben Sie sich so zahlreich zu dieser festlichen Feier eingefunden, um den wissenschaftlichen Standpunkt unseres Gymnasiums kennen zu lernen, um nach den Leistungen der Schüler zu urtheilen, ob und inwiefern sie auf Bildung Anspruch machen können. Und in der That, nicht gering sind die Anforderungen, die an den Schüler eines Gymnasiums gestellt werden; nicht leicht ist die Aufgabe, die er in wissenschaftlicher Hinsicht zu lösen hat, sondern hoch und erhaben ist das Ziel, welches ihm vorschwebt; aus weiter Ferne winkt ihm die Palme, nach der er ringen soll; den Schweiß und die Mühe mancher Jahre erfordert sie, und nur mit dem regsten Eifer unermüdlicher Thätigkeit kann er sie erreichen. Doch wissenschaftliche Bildung ist nicht das einzige Ziel, wonach der studirende Jüngling ringen muß; neben wissenschaftlicher Bildung soll er zugleich nach sittlicher Veredlung streben, und nur dann hat er seine Aufgabe vollständig gelöst, wenn er bis zu einem gewissen Grade wissenschaftlich gebildet und zugleich sittlich veredelt ist. In sittlicher Beziehung besteht die Aufgabe des studirenden Jünglings darin, daß er die Pflichten kennen und erfüllen lernt, die ihm als Mensch über-

haupt, als Christ und Staatsbürger insbesondere obliegen. Durch die zweckmäßigsten Mittel wird dies sittliche Streben angeregt und gefördert. Seine Pflichten, die er als Mensch zu erfüllen hat, werden ihm beständig eingeprägt; er wird angehalten zu einem frommen, christlichen Wandel, und auf jede Weise wird sein Nationalsinn genährt und gepflegt, damit er dereinst dem Staate ein gehorsamer, treuer Bürger sei. Und dieser Theil der sittlichen Bildung, hochzuverehrende Anwesende, die Aneignung von Nationalsinn und von Bürgertugenden, wird mit besonderer Sorgfalt gefördert. Der Jüngling wird zu pünktlichem Gehorsam angehalten, wird beständig angeregt, das Vaterland zu achten und zu lieben; herrliche Muster großer Männer werden ihm in seiner Lektüre vorgehalten, damit durch die Flammen ihrer glühenden Vaterlandsliebe ähnliche Gefühle in seiner Brust entzündet werden. Keine Lektüre ist aber mehr geeignet, den Jüngling zu Bürgertugenden, zur Anhänglichkeit an seinen Herrscher zu begeistern und zu entflammen, als die Gedichte des Horaz. Horaz erkannte, daß sein Vaterland nur unter der Herrschaft eines Einzigen glücklich sein könne, und von inniger Vaterlandsliebe durchdrungen suchte er seinem Volke dieses Glück zu verschaffen. Durch seine begeisterten Gesänge, die von inniger Vaterlandsliebe durchweht sind, sucht er dem Volke seine Gefühle, seine Ansichten mitzutheilen, sucht er die Alleinherrschaft und zwar die Alleinherrschaft des Augustus zu befördern.

Um die Römer für die Alleinherrschaft des Augustus zu gewinnen, sucht Horaz ihre Vorliebe für die alte Verfassung zu schwächen. Zu diesem Zwecke weist er auf die Bürgerkriege hin und malt in grellen Farben die Gräuel und Schrecknisse derselben aus; er zeigt, wie sie das größte Verderben für den Staat seien, indem sie durch die Vernichtung der Bürger untereinander das bewirkten, wonach die grimmigsten Feinde vergebens gestrebt — den Untergang des Staates. Klagend ruft der Dichter seinem Volke zu:

„Schon ein zweites Geschlecht verschwindet durch Kriege der Bürger,
„Und Roma sinkt durch seine eig'ne Kraft dahin,
„Das nicht zu stürzen vermochten die nahewohnenden Marser,
„Ja, weder des Etruskischen Porsenna Heer,
„Noch des eifernden Capua's Macht, noch Spartakus Bosheit,
„Noch der Allobroger, der Neuerungen flieht,
„Noch die wildumblickenden Krieger des rauhen Germaniens,
„Noch Hannibal, von unsern Vätern tief gescheu't.
„Doch wir sterben, ein böses Geschlecht des sündigen Stammes."

(Epode 16.)

So ist Horaz bemüht, dem Volke das Verderbliche der Bürgerkriege auseinanderzusetzen; doch zeigt er nicht nur das Verderbliche derselben,

sondern er bietet auch seine ganze Beredtsamkeit auf, auch auf den Willen der Römer einzuwirken, damit sie das, was sie als verderblich erkennen, meiden und fliehen. Er vergleicht den römischen Staat mit einem Schiffe, welches, schon gar zu lange von den heftigen Stürmen eines aufgeregten Meeres umhergeschleudert, endlich in dem sicheren Hafen Ruhe suchen müsse, wenn es nicht an den Klippen zerschellen und versinken wolle. In der Besorgniß, es möchte das Schiff des Staates in den Stürmen eines neuen Bürgerkrieges untergehen, sucht er es im sicheren Hafen des Friedens zurückzuhalten und ruft ihm im Hinblick auf seine Schwäche die warnenden Worte zu:

„Soll dich wieder, o Schiff, tragen in's Meer die Flut?
„O, was hast du im Sinn? Standhaft behaupte den
„Hafen! Siehest du nicht, wie
„Deine Seite von Rudern leer,
„Segelstangen und Mast seufzen, verwundet vom
„Schnellen Afrikus? und kaum ohne Taue des
„Meeres gebietrische Wogen
„Zu bestehen dein Kiel vermag?
„Unbeschädigt ist keins deiner Segel, auch
„Götter hast du nicht mehr, welchen du flehst im Drang."
(Ode 14, lib. I.)

Alles Unglück, welches nach Cäsar's Ermordung das römische Volk betroffen, hält er den Römern vor und macht in ihnen die Sehnsucht nach Befreiung von so vielem Unglücke rege, als dessen Ursache er die Bürgerkriege und somit die frühere Verfassung bezeichnet. Er fleht die Götter um Hülfe an, ja, er erkennt schon die göttliche Hülfe in der Alleinherrschaft des Augustus und weiß nicht, ob nicht Augustus selbst ein Gott in Menschengestalt sei und in menschlicher Hülle die Römer beschütze. Nachdem er Apoll, Venus und Mars angefleht, dem römischen Volke in so schwerer Bedrängniß zu Hülfe zu eilen, flehet er, den Augustus vergötternd, zu Merkur:

„Oder ahmst, beflügelter Sohn der hehren
„Maia, du mit andrer Gestalt auf Erden
„Einen Jüngling nach und erträgst zu heißen
„Rächer des Cäsar?
„Spät kehre zum Himmel zurück und lange
„Weile huldvoll unter Quirinus Volke,
„Nicht zu schnell entrücke der Aether dich ob
„Unsrer Gebrechen
„Zürnend! Hier erfreue vielmehr dich großer
„Siegesruhm und Vater und Fürst zu heißen!
„Laß, da du uns Führer, nicht ungeahndet
„Schweifen die Meder!" (Ode 2, lib. I.)

So schildert Horaz dem römischen Volke die Schrecknisse der Bürgerkriege, er sucht in ihm Furcht und Abscheu vor denselben zu erwecken und regt dadurch zugleich den Haß der Römer gegen die republikanische Verfassung an, da aus ihr die Bürgerkriege hervorgingen und sie somit die erste Ursache von allem Unglück war, das die Römer betroffen. Aber eben dadurch, daß er die Anhänglichkeit der Römer an ihre frühere Verfassung verdrängte, verminderte er die Furcht und den Abscheu, den sie vor der Alleinherrschaft hegten; er sucht sie für dieselbe zu gewinnen, indem er ihnen vorstellt, daß nur unter der Alleinherrschaft des Augustus die Bürgerkriege mit ihren verderblichen Wirkungen aufhören würden:

„Ist Cäsar Allen Hüter, dann störet nicht
„Der Bürger Wahnsinn oder Gewalt die Ruh',
„Der Zorn nicht, welcher Schwerter schmiedet
„Und zu beklagende Städte aufreizt.“ —
(Ode 15, lib. IV.)

Wenngleich die einsichtsvolleren Römer einsahen, daß in der alten Verfassung der Same zu Bürgerkrieg und jeglichem Unglück liege, daß man unter der Herrschaft eines Einzigen Ruhe und Frieden wieder erlangen könne: so war doch seit der Vertreibung der stolzen Tarquinier die Königsherrschaft so sehr im Verruf gekommen, daß sich das Volk nicht so bald daran gewöhnen konnte, die freie Republik in ein Königthum zu verwandeln. Um daher die Römer immer mehr mit der Königsherrschaft zu befreunden, wendet sich Horaz an ihr religiöses Gefühl und sucht dieses für Augustus zu gewinnen. Er sagt, wie *ein* Gott das Weltall lenke und den Himmel beherrsche, so müsse auch *ein* Sterblicher sein, der dem römischen Volke gebiete, den Erdkreis regiere; wie Jupiter König des Himmels sei, so müsse Augustus König der Erde sein. Und er flehet zum Könige der Götter, daß er den Augustus, der nach seinem Willen die Erde beherrsche, segne und ihm in seinen Unternehmungen Ruhm und Glück verleihe:

„Vater und Erhalter der Welt, Saturn's Sohn!
„Dir empfahl das Schicksal des großen Cäsars
„Wohlfahrt, dir verlieh er den ersten Zepter:
„Gönn' ihm den zweiten!
„Er beherrsche — wann er die stolzen Parther,
„Die Rom's Grenzen droheten, im Triumph führt;
„Wann er an Eroischer Küste Seren
„Bändigt und Inder, —
„Dir an Größe weichend den weiten Erdkreis:
„Den Olymp erschüttre dein Donnerwagen,
„Du wirf in die gräuelbefleckten Wälder
„Strafende Blitze! (Ode 12, lib. I.)

Indem so Horaz seinem Volke das Königthum als göttliche Anordnung hinstellte, mußte nicht nur der Abscheu vor demselben verschwinden, sondern es mußte sich sogar die frühere Abneigung in Vorliebe verwandeln. Und dadurch, daß er den Augustus in nähere Beziehung mit der Gottheit brachte, daß er ihn unter den besondern Schutz des höchsten Gottes stellte, mußten die Gemüther der Römer unwillkürlich zur Ehrfurcht gegen Augustus angeregt werden. Diese Achtung und Verehrung suchte Horaz noch dadurch zu befestigen und zu erhöhen, daß er das römische Volk aufforderte, selbst von den Göttern das Wohl des Augustus zu erflehen. Er ruft ihnen zu, den Apoll zu preisen und zu verehren, damit dieser ihren Bitten für das Wohl des Augustus Erhörung verleihe:

„Ihr, o Knaben, erhebt Tempe mit gleichem Lob',
„Delos auch, die Geburtsstätte des Cynthiers,
„Dem die Schulter der Köcher
„Und die Lyra des Bruders schmückt!
„Er wird Thränen des Krieges, kläglichen Hunger und
„Pest vom Cäsar, dem Obherrscher und seinem Volk'
„Auf die Perser und Britten
„Wenden, gnädig auf eu'r Gebet!" (Ode 21, lib. I.)

Je sehnlicher der Wunsch, je eifriger das Bestreben des Horaz war, die Alleinherrschaft des Augustus zu befördern, desto mehr wandte er sich an die verschiedenen Gefühle und Bestrebungen der Römer, um diese für seinen Zweck zu stimmen. Hatte er sie in Augustus ihren Befreier von den verderblichen Bürgerkriegen erblicken lassen, hatte er ihre religiösen Gefühle für den von den Göttern bestimmten Alleinherrscher zu gewinnen gesucht: so wandte er sich auch an den Ehrgeiz und die Ruhmsucht derselben; er erinnert sie an ihre Siege und preist die Thaten des Augustus. Er ruft ihnen den herrlichen Sieg bei Actium in Gedächtniß, wo Aegyptens Königin, schon von süßem Siegeswahn berauscht, kaum mit einem Schiffe den siegreichen Römern entkam. Und nicht vergißt der Dichter hierbei die Verdienste des Augustus, wenn er von den getäuschten Hoffnungen der Cleopatra und dem Siege der Römer singt:

— — „Doch ihren rasenden Stolz beschränkte
„Das eine Schiff, das kaum noch dem Feu'r entrann;
„Und ihren Sinn, der von Mareotis' Wein
„Betäubt war, setzt Augustus in wahres
„Schrecken, indem er mit schnellen Rudern
„Verfolgte die von Latium flieh'nde, — wie
„Ein Habicht feige Tauben, den Hasen in
„Hämoniens beschneitem Feld ein
„Wackerer Jäger — damit er jenes
„Vom Unglück schwang're Ungeheu'r fesselte." (Ode 37, lib. I.)

Horaz erkannte sehr wohl die Wahrheit, daß der Mensch um so bereitwilliger ist, die Herrschaft eines Anderen anzuerkennen, je größer dessen Vorzüge sind. Auch wußte er gut, daß in den Augen der kriegerischen Römer keine Vorzüge mehr galten, als kriegerische Tüchtigkeit. Um daher die Römer für die Herrschaft des Augustus geneigt zu machen, preist er dessen kriegerische Tüchtigkeit, und im Hinblicke auf seine ruhmvollen Unternehmungen gegen die Britannen und Parther sagt er:

„Daß Zeus im Himmel throne, verkündet uns
„Sein Donner; doch als waltender Erdengott
„Herrscht, seit dem Reich die trotz'gen Perser
„Und die Britannen vereint, Augustus."

(Ode 5, lib. III.)

Der Dichter scheint nicht müde zu werden, die Verdienste des Augustus dem Volke zu preisen, und von Neuem stimmt er die Leier zu seinem Lobe:

„Was kann der Väter Liebe für Würden dir
„Verleih'n, Augustus? wie der Quirite dich
„Verehren? welches Jahrbuch deine
„Tugenden würdig der Nachwelt preisen?"

Mit begeisterten Worten geht er dann die Eroberungen durch, die Augustus durch seine Feldherren gemacht; er schildert, wie unter seiner ruhmvollen Herrschaft die feindlichen Völker unterworfen wurden, wie durch seine Waffen gebändigt der wilde Vindeliker, die Genaunen und die wüthenden Breunen, sowie Rätiens grimmige Krieger unter das römische Joch ihren trotzigen Nacken beugten. Und nachdem er in begeistertem Liede die Kriegsthaten der Römer und des Augustus besungen, fährt er zu diesem gewendet fort:

„Und dies mit deinem Volke, nach deinem Rath,
„Durch deiner Götter Beistand. Denn seit dem Tag,
„Als dir Alexander knieend
„Port und verlassenen Pallast aufthat,
„Bis in das dritte Lustrum begleitete
„Fortuna dich im Kriege, gewährete
„Dir alle deine Wünsche, krönte
„Deine Regierung mit jeder Ehre.
„Dich hört gebändigt jetzt der Kantabrier
„Mit Ehrfurcht, dich der Meder und Inder und
„Unstäte Scythe, dich, des hohen
„Roms und Italiens wachen Schutzgeist."

(Ode 14, lib. IV.)

Dadurch, daß Horaz den Augustus so sehr mit Lob überhäufte und seine Thaten pries, verherrlichte er zugleich das römische Volk, das unter der Leitung desselben so ruhmwürdige Thaten vollbracht hatte, und durch

die Erinnerung an gemeinschaftlich ausgeführte Thaten zog er die Herzen der Römer zu Augustus hin, der mit ihnen ihre Feinde besiegt und durch seine Thaten die feste Hoffnung begründet hatte, daß unter seiner Herrschaft Rom die Beherrscherin der Völker sein und bleiben werde.

Um die Alleinherrschaft des Augustus noch mehr zu befördern, suchte Horaz ihn nicht nur als einen tapferen Feldherrn, sondern auch als einen guten Herrscher darzustellen, der ebenso im Stande sei, durch eine weise und milde Regierung sein Volk zu beglücken, als übermüthige Feinde zu besiegen. Von seiner Herrschaft erwartet er Ruhe und öffentliche Sicherheit, die wesentlichsten Bedingungen zu einem glücklichen Staate, und er spricht diese zuversichtliche Hoffnung aus:

— — — „Mich schreckt nicht Aufruhr
„Noch gewaltsam raffender Tod, da Cäsar
„Ordnet den Erdkreis".

(Ode 14, lib. III.)

In Augustus erblickt er den Herrscher, welcher die so unheilvolle und für den Staat so verderbliche Sittenlosigkeit verdrängt, und er rühmt ihn dem Volke als den Wiederhersteller alter Zucht und Sitte, als den Erneuerer jenes glücklichen Zustandes der Vorfahren, der aus Sitteneinfalt hervorging. Und so singt er die Verdienste des Augustus verherrlichend:

— — — „legte die Zügel an
„Aus Recht und Ordnung schweifender Ueppigkeit,
„Die Lasterthaten tilgt' er aus und
„Rufte zurücke die Zucht der Väter,
„Wodurch Lateiner Nam' und Italia's
„Kraftfüll' emporwuchs, Ruhm und Erhabenheit
„Des Reichs von Sonnenaufgang ragte
„Bis zu Hesperischem Abendlager."

(Ode 15, lib. IV.)

Und mit den lieblichsten Farben malt er dann den Römern den glücklichen Zustand aus, der durch die weise Regierung eines so gütigen Herrschers herbeigerufen werde; er schildert, wie unter den Segnungen des Friedens das Volk sich eines blühenden Wohlstandes erfreue, wie das Laster verabscheut und gestraft werde, die Tugend hingegen die gebührende Anerkennung finde. Er preist den Herrscher, dem das Volk diesen glücklichen Zustand verdankt, und voll Liebe und Dankbarkeit sehnt er sich nach dem abwesenden Augustus:

„Kehr uns, schönes Gestirn, gütiger Fürst zurück;
„Strahlt dein Auge dem Volk, lächelnd dem Frühling gleich,
„O, dann schwindet dahin froher der Tag verklärt,
„Glanzhell funkelt das Sonnenlicht."

Und die Sehnsucht nach dem Gebieter begründend preist er die segensreiche Regierung desselben:

„Denn nun wandelt der Stier sicher die Flur hindurch,
„Huldreich segnet die Au' Ceres mit Ueppigkeit,
„Hin durch's friedliche Meer gleitet das Segelschiff,
„Abscheu bebt vor der Lüge Greu'l;
„Eh'bruch schändet das Haus fürder, das keusche, nicht.
„Ordnung, Sitt' und Gesetz tilgte der Sünden Schmach."

(Ode 5, lib. IV.)

Bedenken wir nun, daß die Gedichte des Horaz ihrer Neuheit und Schönheit wegen eifrig gelesen wurden, daß ihre Wirkung durch die hohe Stellung und das Ansehen des Dichters erhöht wurde: so müssen wir gestehen, daß Horaz Vieles dazu beigetragen hat, daß Augustus die Alleinherrschaft über die Römer behauptete. Er zeigte, daß nicht nur ein Alleinherrscher nöthig sei, sondern daß auch gerade Augustus die dazu erforderlichen Eigenschaften besitze. Durch die wiederholte Hinweisung auf die Verdienste des Augustus und das Glück des Staates wurde sich das römische Volk bewußt, daß es glücklich war, glücklich unter der Herrschaft des Augustus. Und wenn es auch wahr ist, daß Augustus selbst durch sein weises Auftreten sich die Alleinherrschaft errungen hat, so kann doch nicht geläugnet werden, daß Horaz die Alleinherrschaft des Augustus befördert hat.

Was war nun wohl der Grund, warum Horaz so handelte? Nicht sowohl persönliche Zuneigung und Freundschaft zu Augustus, als vielmehr Vaterlandsliebe, das aufrichtige Bestreben, Etwas zum Glücke seiner Mitbürger beizutragen, war es, was ihn zu seiner Handlungsweise bestimmte. Er hatte die feste Ueberzeugung, es könne nur unter einem Herrscher der Staat glücklich sein, und seine eigene Ansicht suchte er zur Ansicht des Volkes zu machen, suchte das Volk zur Liebe zum Vaterlande, zur Anhänglichkeit an den Herrscher zu entflammen. Und in der That, was konnte wohl geeigneter sein, in dem Herzen des Volkes Vaterlandsliebe und Treue hervorzurufen, als die feurigen Gesänge eines von Vaterlandsliebe glühenden Dichters? Wenn sie daher auch in vorzüglich hohem Grade auf die Römer einwirken mußten, so kann sie doch überhaupt Niemand lesen, ohne von dem Dichter hingerissen zu werden und in seine Gefühle für das Vaterland und den Herrscher einzustimmen. —

Nicht leicht möchte daher eine Lektüre gefunden werden, die mehr als die Gedichte des Horaz geeignet wäre, auch in unserer studirenden Jugend Nationalsinn und Vaterlandsliebe zu wecken und somit den Jünglingen jenen Theil der sittlichen Veredlung zu verleihen, ohne welche ihre sittliche Bildung und folglich ihre Bildung überhaupt nur mangelhaft wäre. — Doch Ihren Bemühungen, hochverehrte Herren Lehrer, haben wir es zu verdanken, daß auch in dieser Hinsicht unsere Bildung nicht vernachläßigt

worden, indem Sie auf jede Weise die Liebe zum Vaterlande in den Herzen Ihrer Schüler nährten und pflegten. Doch soll ich Ihnen hierfür danken? Soll ich Ihnen, in denen wir unsere größten Wohlthäter erkennen und verehren, überhaupt danken für die vielen Sorgen und Anstrengungen, denen Sie sich seit einer Reihe von Jahren unterzogen haben, um uns zu dem großen Ziele hinzuführen, welches wir nun glücklich erreicht haben? Soll ich Ihnen unseren Dank aussprechen, daß Sie uns vor den vielen und großen Gefahren des jugendlichen Alters unablässig zu bewahren strebten, uns durch Wort und Beispiel für das Gute und Schöne zu begeistern suchten? O nein, ich danke Ihnen nicht. Im Gefühle, daß wir nicht im Stande sind, Ihnen für das unendliche Gute genügenden Dank abzustatten, wollen wir unsere dankbare Gesinnung vielmehr dadurch zu bethätigen suchen, daß wir Ihre weisen Lehren nie vergessen, daß wir Sie durch treue Befolgung Ihrer Rathschläge immer ehren werden. Der Himmel möge Ihnen vergelten, was menschliche Kräfte nicht vergelten können! — Auch Ihr, theuerste Mitschüler, die Ihr mit uns durch das Band gemeinschaftlichen Unterrichts und langjähriger Verbrüderung verbunden seid, werdet uns stets unvergeßlich sein. Doch bevor wir aus Eurer Mitte scheiden, möchten wir Euch noch einen Wunsch zurufen, dessen Erfüllung Euch selbst zum Besten gereichen wird, möchten Euch auffordern, muthig und unverdrossen in Eurem Streben nach Bildung fortzufahren und Euch durch keine Schwierigkeiten abschrecken zu lassen. Ihr selbst kennt die Hindernisse recht wohl, die sich dem, der Bildung erlangen will, entgegen stellen, und, ich will es nur gestehen, noch manche Stunde mühevoller Anstrengung und ernster Thätigkeit wird es Euch kosten, bis Ihr Euer Ziel erreichet. Doch lasset Euch nicht von den Schwierigkeiten entmuthigen! Strebet muthig und unaufhaltsam weiter! Eure Bemühungen werden nicht erfolglos bleiben, und das Ziel Eueres Strebens wird Euch Euere Mühe reichlich lohnen. Wir sind überzeugt, daß Ihr diese wohlgemeinten Worte Euerer scheidenden Freunde nicht verachten werdet, und in dieser festen Ueberzeugung rufen wir Euch, theuere Freunde, ein herzliches Lebewohl zu. Lebet wohl und weihet auch uns zuweilen eine freundliche Erinnerung! — Und Sie, hochzuverehrende Anwesende, Sie haben durch Ihre zahlreiche Versammlung die Feier des heutigen Tages vermehrt und erhöht! Sie haben durch Ihre rege Theilnahme unsere Anstalt geehrt; aber mehr noch, als diese, haben Sie sich selbst geehrt, indem Sie Ihren Sinn für Wissenschaft und Bildung in einer so schönen Weise kund gegeben. Unsere Anstalt wird sich glücklich schätzen, so lange sie solche Freunde und Gönner hat. Indem wir Ihnen im Namen unserer Anstalt den wärmsten Dank aussprechen und Sie zugleich um Ihre fernere Theilnahme und Gewogenheit bitten, sagen wir auch Ihnen ein inniges Lebewohl.

III. Dispositionen.

1. Disposition zur Chrie.

I. **Einleitung.** (Exordium.) nach den gewöhnlichen Regeln; am Schluß derselben muß das Thema wörtlich angeführt werden.

II. **Umschreibung und Erläuterung des Thema.** (Paraphrasis oder Expositio.)

III. **Begründung.** (Causa oder Aetiologia); bei diesem Theile der Chrie muß man besonders auf entsprechenden Umfang Rücksicht nehmen. Daher werden nur wenige Beweisgründe aufgenommen und diese möglichst kurz behandelt.

IV. **Gegentheil.** (Contrarium). Man sucht die Wahrheit des Thema durch Darlegung oder Widerlegung des Gegentheils noch mehr zu begründen.

V. **Gleichniß.** (Simile). Der Sinn des Thema wird mit einer Erscheinung aus der Natur oder aus dem menschlichen Leben verglichen, oder durch die Vergleichung des Gegentheils veranschaulicht.

VI. **Beispiel.** (Exemplum).

VII. **Zeugniß.** (Testimonium). Die Wahrheit des Thema wird durch Aussprüche großer Männer, Sitten und Einrichtungen beglaubigt.

VIII. **Schluß.** (Epilogus). Kurze Zusammenfassung des Ganzen und Folgerung.

Anm. Es ist nicht erforderlich, daß gerade alle Theile vorkommen. — Die Form der Chrie ist sehr erleichternd, wenn das Thema wenig Stoff bietet.

2. Disposition der geschichtlichen Erzählung.

I. **Veranlassung.** Man stelle sich die Fragen: Durch wen? wann? wo? warum entstand eine Sache?

II. **Fortgang.** Welche Umstände hemmten oder förderten sie?
III. **Erfolg.** Wie endete sie? was waren die Folgen?

Anm. Ist von einer geschichtlichen Person die Rede, so findet man Stoff in dem Verse: Quis? quid? ubi? quibus auxiliis? cur? quomodo? quando? (Wer? was? wo? durch welche Hülfsmittel? warum? wie? wann?).

---

3. Disposition der geschichtlichen Untersuchung.

I. Genaue Darlegung der Thatsachen, die den Gegenstand der Untersuchung ausmachen sollen.
II. Darlegung und Abwägung der Gründe für und gegen, und die daraus sich ergebende Entscheidung der fraglichen Punkte.

---

4 Des Lebens ungemischte Freude ward keinem Sterblichen zu Theil.

I. **Einleitung.** Krösus und Solo. Krösus, der so fest auf den Bestand seines Glückes rechnete, mußte den Becher herben Unglücks kosten. An ihm zeigte sich die Wahrheit: des Lebens ungemischte Freude 2c.

II. **Ausführung.**

A. Das Glück einzelner Menschen wird getrübt:
1) durch Krankheit;
2) durch Armuth;
3) durch böse Menschen; (Verleumdung, Undank, Feindschaft 2c.)
4) durch Trennung von geliebten Personen;
5) durch getäuschte Hoffnungen und vereitelte Bestrebungen;
6) durch Leidenschaften und ein böses Gewissen.

B. Das Glück aller Menschen wird getrübt:
1) durch den Gedanken an den Tod und die Vergänglichkeit alles Irdischen;
2) durch den Tod selbst mit seinen Leiden.

III. **Schluß.** Doch es harret unser ein anderes Leben, ein Leben der höchsten Freude, die von keinem Schatten des Unglücks getrübt wird.

---

5. Eine Unterbrechung unseres Glückes ist zuweilen recht heilsam.

I. **Einleitung.** Werden die Menschen zuweilen von Unglücksfällen betroffen, so sind sie unzufrieden und klagen über ihr Geschick. Doch mit Unrecht; denn eine Unterbrechung unseres Glückes ꝛc.

II. **Ausführung.** Warum?

1) Sie bewahrt vor Verweichlichung;
2) Vermindert eine allzugroße Anhänglichkeit an dieses Leben und somit den Schmerz des Todes;
3) Bewahrt vor Uebermuth;
4) Macht empfänglich für das Unglück Anderer;
5) Erhöht den Genuß des Glückes.

III. **Schluß.** Wenn daher dein Glück zuweilen eine Unterbrechung erleidet, klage nicht, sondern erkenne grade in der Unterbrechung deinen wahren Vortheil!

---

6. Vor welchen Fehlern sich der studirende Jüngling besonders zu hüten hat.

I. **Einleitung.** Der studirende Jüngling fällt leicht in mancherlei Fehler.

II. **Ausführung.** Besonders muß er sich hüten

A. vor Leichtfertigkeit in seinen Studien, indem er
1) dieselben nicht mit dem erforderlichen Eifer betreibt;
2) seinen Studien eine verkehrte Richtung gibt.

B. vor Leichtsinn in der Wahl seiner Freunde und seiner Lektüre, indem er dadurch
1) falsche Begriffe von Ehre, Tugend ꝛc. erhält und darnach handelt;
2) leicht zur Vergnügungssucht und zu Ausschweifungen verleitet wird.

III. **Schluß.** Vor diesen Fehlern muß sich der studirende Jüngling am meisten hüten, da sie ihn am meisten von der Erreichung seines Zieles abhalten.

---

7. Vorzüge des Jugendalters.

I. **Einleitung.** Die meisten Menschen sehnen sich in ihrem späteren Alter nach ihrer Jugend zurück, indem sie an die vielen Vorzüge denken, welche die Jugend vor anderen Lebensaltern hat.

II. **Ausführung.** Die Jugend zeichnet sich nämlich aus:
1) durch ihre Gesundheit und Kraft;
2) durch Frohsinn und Heiterkeit;
3) durch ihren für das Schöne und Gute empfänglichen Sinn;
4) durch ihre Hoffnungen.

III. **Schluß.** Die Jugendzeit ist aber auch wichtig; sie muß daher weise benutzt werden.

---

8. Böses Beispiel verdirbt gute Sitte.

I. **Einleitung.** Vergleich. Wie ein fauler Apfel auch die gesunden, die in seiner Nähe sind, ansteckt und verdirbt, so verdirbt böses Beispiel gute Sitte.

II. **Ausführung.**

A. Begründung.
1) Aus der Macht des Beispiels überhaupt. — Verba movent, exempla trahunt.
2) Aus der Neigung des Menschen zum Bösen.

B. Anwendung.
1) Sei vorsichtig in deinem Umgange!
2) Zeige in deinem Umgange stets eine edle Festigkeit und Charakterstärke.

III. **Schluß.** Guter Einfluß des guten Beispiels. — Folgerung.

---

9. Ueber die Vergnügungssucht.

I. **Einleitung.** Es ist erlaubt, ja zuweilen Pflicht, sich ein Vergnügen zu machen. Aber wie in anderen erlaubten Dingen, so darf man auch hierin nicht zu weit gehen. — Μηδὲν ἄγαν. — Denn wie jede andere Sucht, ist auch die Vergnügungssucht gefährlich und verderblich.

II. **Ausführung.** Denn die Vergnügungssucht
1) Führt zur Vernachläßigung der Berufsgeschäfte;
2) Führt zur Verschwendung und bringt oft in Noth und Armuth;
3) Zerrüttet die Gesundheit und bereitet ein frühes Grab;
4) Schwächt und vernichtet geistige Anlagen und Fähigkeiten;
5) Führt zu Sünden und Lastern;
6) Zerstört den guten Ruf und die Zufriedenheit mit sich selbst.

III. **Schluß.** Die Jugend hat am meisten Gefahr, sich der Vergnügungssucht zu ergeben; daher muß sie sich mit allem Eifer vor derselben hüten. Die schönsten und edelsten Genüsse bietet die Beschäftigung mit den Wissenschaften.

---

10. Der Uebel größtes ist die Schuld.

I. **Einleitung.** Viele Uebel treffen den Menschen, Krankheit ɔc Das größte von allen ist die Schuld.

II. **Ausführung.** Denn

1) die Schuld bleibt und kann nicht aufgehoben werden;
2) die Schuld ist die Quelle großen Unheils; denn
   a) sie erzeugt immer größere Schuld; — „das ist der Fluch der bösen That, daß sie fortzeugend Böses nur gebiert." (Schiller.) —
   b) sie bereitet Unruhe und Aufregung, Angst und Qual;
   c) sie bringt Unehre und Schande bei den Menschen.

III. **Schluß.** Weil die Schuld ein so großes, ja das größte Uebel ist, meide sie auch mehr, als jede andere Uebel.

---

11. Thue Recht! Scheue Niemand!

I. **Einleitung.** Die Handlungsweise mancher Menschen, die sich in ihrem Thun und Lassen nur nach dem Beifalle der Menschen richten, ist verkehrt; man soll nur dem Gewissen folgen, man soll Recht thun und Niemand scheuen.

II. **Ausführung.**

A. Thue Recht!
1) Thue nichts Böses, um den Beifall der Menschen zu gewinnen;
2) Unterlasse nichts Gutes.

B. Scheue Niemand!
1) Du hast nichts Böses gethan, weshalb du dich vor den Menschen zu fürchten hättest;
2) Du hast das Gute gethan und dir dadurch Anspruch auf ihre Achtung und Liebe erworben.

III. **Schluß.** Doch ist die öffentliche Meinung nicht ganz zu vernachläßigen.

---

12. Unrecht Gut gedeihet nicht.

I. **Einleitung.** Jeder ist durch natürliche und religiöse Gesetze verpflichtet, das Eigenthum des Anderen zu ehren. Wer fremdes Gut unrechtmäßig an sich bringt, macht sich eines großen Vergehens schuldig, ohne jedoch seines unrechtmäßigen Besitzes in Wahrheit froh zu werden; denn „Unrecht Gut gedeihet nicht."

II. **Ausführung.**

1) Unrecht Gut hat keinen Bestand; — Was man auf ungerechte Weise an sich gebracht hat, schätzt man nicht so hoch, wie das durch eigene Mühe und Anstrengung Erworbene, und sucht es auch nicht so sorgfältig zu bewahren. Daher geht es auch leichter verloren;
2) die unrechtmäßige Erwerbung fremden Gutes wird oft entdeckt und bringt in Strafe, in Verachtung und Schande bei den Menschen.
3) der unrechtmäßige Besitzer fremden Gutes wird von der göttlichen Gerechtigkeit nicht selten durch Unglücksfälle (plötzliche Verarmung, Krankheit 2c.) heimgesucht;
4) Unrecht Gut bereitet Gewissensbisse und raubt alle Lebensfreude;
5) Unrecht Gut zieht ewige Strafen nach sich.

III. **Schluß.** Das Streben nach fremdem Gute hat seine Quelle in der Habsucht; will man jenes meiden, muß man diese fliehen.

---

13. Ein guter Freund ein großer Trost im Unglück.

I. **Einleitung.** Ein treuer Freund ist ein großer Schatz sowohl im Glück, als auch im Unglück. Im Glück ist er ein wohlmeinender Warner, im Unglück ein großer Trost.

II. **Ausführung.** Denn

A. Er kann uns trösten.

1) Er kennt unseren Kummer;
2) Er weiß, für welchen Trost wir am meisten empfänglich sind.

B. Er will uns trösten; denn er liebt uns.

C. Der Gedanke an und für sich, einen theilnehmenden Freund zu haben, ist ein großer Trost.

III. **Schluß.** Einen guten Freund muß man wie einen kostbaren Schatz zu bewahren suchen.

---

14. Rüstiges Treiben und Thun ist des Trübsinns beste Bekämpfung.

I. **Einleitung.** Mancherlei sind die Mittel, durch welche der Mensch den Trübsinn zu verscheuchen sucht. Oft ist es die Gesellschaft theilnehmender Freunde, oft der Aufenthalt in der freien Natur, oft sind es lärmende Vergnügungen 2c. Das beste Mittel zur Bekämpfung des Trübsinns aber ist rüstiges Treiben und Thun.

II. **Ausführung.** Denn es ist zur Verscheuchung des Trübsinnes:

1) das sicherste Mittel, weil angestrengte Thätigkeit den Geist vollständig in Anspruch nimmt und ihm keine Zeit läßt, dem Gegenstande des Trübsinnes nachzuhangen;

2) das nachhaltigst wirkende Mittel; während Zerstreuungen wohl geeignet sind, den Trübsinn auf kurze Zeit zu verbannen, wird der Mißmuth durch angestrengtes Schaffen, welches den Geist nicht nur anregt, sondern mit Muth und Spannkraft erfüllt, mehr in dauernder Weise verscheucht;

3) das vortheilhafteste Mittel, weil durch rüstiges Schaffen vielfach eine Verbesserung unserer äußeren Verhältnisse herbeigeführt und hierdurch nicht selten der Grund des Trübsinnes beseitigt wird.

III. **Schluß.** Nutzanwendung.

---

15. Was dient uns in Leiden und Kummer zum Troste und zur Ermunterung?

I. **Einleitung.** Oft wird unser Leben durch Mißgeschicke getrübt; dann dürfen wir nicht verzweifeln; denn Gott gibt uns manches Mittel, uns zu trösten und zu ermuthigen.

II. **Ausführung.** Diese Mittel, woraus wir Trost schöpfen können, bestehen:

1) In Thätigkeit und angestrengtem Fleiß in Erfüllung der Berufsgeschäfte;
2) in dem Umgang mit der Natur;
3) in dem Gedanken: Jeder hat sein Leid zu tragen;
4) in der Zusprache und Theilnahme eines Freundes;
5) in der Gewißheit, daß unsere Leiden endigen werden;
6) in dem Gedanken, daß die Erinnerung an erduldetes Mißgeschick den Genuß des Glückes erhöht;
7) in einem guten Gewissen;
8) in der Religion.

III. **Schluß.** Wenn wir, durch diese Mittel getröstet, die Leiden standhaft und aus Liebe zu Gott ertragen, dann sind sie eine reiche Quelle, uns Verdienste zu sammeln für's ewige Leben.

16. Vortheilhafte Folgen der Kreuzzüge.

I. **Einleitung.** Von allen großartigen Unternehmungen aller Zeiten sind wohl keine wichtiger, als die Kreuzzüge. Wenn auch der Zweck derselben nicht vollkommen erreicht ward, so waren sie doch mit vortheilhaften Folgen verbunden.

II. **Ausführung.** Denn durch die Kreuzzüge wurde
1) das religiöse Gefühl der Christen genährt;
2) segensreiche Orden ins Leben gerufen; (Johanniter-, Tempelorden und der deutsche Orden.)
3) die Eintracht unter den christlichen Völkern gefördert;
4) die Uebermacht der Türken geschwächt;
5) die Wissenschaft bereichert. (Länder- und Völkerkunde.)

III. **Schluß.** Die Kreuzzüge geben ein schönes Zeugniß für den religiösen Sinn jener Zeiten, wo selbst Könige und Kaiser rc. Auch uns sind sie eine Aufforderung rc.

17. Woran erkennt man den wahren Freund?

I. **Einleitung.** Es gibt viele falsche Freunde; diese von den wahren zu unterscheiden, ist nicht immer leicht.

II. **Ausführung.** Den wahren Freund erkennt man an seinem Verhalten, wenn er nämlich eine wahre und reine Liebe zu uns bekundet. Diese zeigt sich
1) in Wohlwollen und Hingebung;
2) in Offenheit und Rückhaltlosigkeit;
3) in Treue und Anhänglichkeit.

III. **Schluß.** Ein wahrer Freund ist ein großer Schatz.

18. Warum sind so viele Menschen mit ihrem Stande und Berufe unzufrieden?

I. **Einleitung.** Jeder Mensch hat die Bestimmung, in diesem oder jenem Stande zu wirken. Viele Menschen sind mit ihrem Stande und Berufe unzufrieden.

II. **Ausführung**. Dies kommt daher, weil

1) der Mensch auf seine Zukunft überhaupt zu große Hoffnungen setzt;
2) Viele bei der Wahl eines Standes oder Berufes nicht mit der erforderlichen Vorsicht zu Werke gehen;
3) Viele sich nicht die für ihren Stand oder Beruf erforderlichen Kenntnisse und Fähigkeiten angeeignet haben;
4) Manche von ihren Verdiensten eine zu hohe Meinung hegen.

III. **Schluß**. Daher keine zu große Ansprüche auf die Zukunft! Vorsicht und Behutsamkeit bei der Wahl eines Standes! beharrlicher Fleiß in der Erwerbung der nöthigen Kenntnisse und Fähigkeiten und keine Ueberschätzung der eigenen Verdienste!

---

19. Warum gehen so viele unserer Hoffnungen nicht in Erfüllung?

I. **Einleitung**. Begriff von Hoffnung. Die Erfahrung lehrt, daß viele unserer Hoffnungen nicht in Erfüllung gehen.

II. **Ausführung**. Worin hat dieses seinen Grund?

1) Man macht sich oft allzu große, thörichte Hoffnungen;
2) Man wendet nicht immer die erforderlichen Mittel an, die Hoffnungen zu verwirklichen;
3) Man traut sich selbst und anderen Menschen zu viel zu;
4) Man nimmt auf das mögliche Eintreten widriger Umstände zu wenig Rücksicht.

III. **Schluß**. Wenn daher auch viele unserer Hoffnungen nicht in Erfüllung gehen, so ist doch die Hoffnung ein unschätzbares Gut, ohne welches unser Leben voll von Leiden, leer an Freuden sein würde.

---

20. Die Erinnerung an überstandene Mühen ist angenehm.

I. **Einleitung**. Der Gedanke an erlebte Freuden erfüllt uns mit Vergnügen. Ebenso ist auch die Erinnerung an überstandene Mühen angenehm.

II. **Ausführung**. Denn

1) wir freuen uns, jetzt den Mühen enthoben zu sein;

2) wir empfinden Vergnügen bei dem Gedanken, wie wir durch Mühe und Anstrengung oft unseren Zweck erreicht haben;
3) der Gedanke, durch Mühe unsere Kräfte erprobt und gestählt zu haben, erfüllt uns mit Freude.

III. **Schluß.** Der Gedanke, daß die Erinnerung an überstandene Mühen angenehm ist, macht uns die Mühen leicht und erträglich.

---

21. Das Leben eine Reise.

I. **Einleitung.** Das Leben wird mit vielen Dingen verglichen, z. B. mit einem Strom ꝛc. Sehr passend wird dasselbe auch mit einer Reise verglichen.

II. **Ausführung.** Denn
1) zu beiden muß man sich vorbereiten;
2) beide haben ihre Schwierigkeiten und Gefahren;
3) beide haben ihre Annehmlichkeiten;
4) beide haben ein bestimmtes Ziel.

III. **Schluß.** Wohl dem Menschen und dem Wanderer, der gut vorbereitet seine Laufbahn betritt, ihre Schwierigkeiten und Gefahren muthig erträgt und sich durch keine Annehmlichkeiten und Genüsse der Reise von dem Ziele derselben abhalten läßt.

---

22. Wohlthätige Folgen der Erfindung des Schießpulvers.

I. **Einleitung.** Geschichte des Schießpulvers.

II. **Ausführung.** Die Erfindung des Schießpulvers ist mit wohlthätigen Folgen begleitet; denn durch dieselbe wurde
1) das Faustrecht und das Unwesen des Ritterthums aufgehoben;
2) die Menschen von den kriegerischen Beschäftigungen auf die Pflege von Kunst und Wissenschaft geführt;
3) die Dauer der Kriege abgekürzt;
4) die Herrschaft des Menschen über die Natur ausgedehnt. (Jagd, Sprengen von Steinen ꝛc.)

III. **Schluß.** Ohne diese Erfindung würden vielleicht heute noch die Felder des Landmanns von den Schlachtrossen der Ritter zertreten, würde anstatt Wissenschaft und Kunst der Krieg gepflegt werden; ohne sie würde die Herrschaft des Menschen über die Natur weniger groß sein.

---

23. Ueber den Werth der Geschichte.

I. **Einleitung**. Begriff der Geschichte.

II. **Ausführung**. Hoher Werth der Geschichte:

1) Sie ist der Schlüssel der Gegenwart, der Spiegel der Zukunft;
2) Sie ist eine Lehrerin der Klugheit, des Rechtes und der Tugend;
3) Sie entflammt zur Liebe des Vaterlandes und der Freiheit;
4) Sie ist eine strenge Richterin und unparteiische Vergelterin.

III. **Schluß**. Man muß sich daher mit großem Eifer auf das Studium der Geschichte verlegen; wir müssen das Studium derselben so betreiben, daß uns ihr hoher Werth auch wirklich zu Nutzen kommt.

---

24. Vorzüge kleiner Staaten vor größeren.

I. **Einleitung**. Große Staaten haben manche Vorzüge vor kleineren, aber auch kleinere Staaten haben Vorzüge vor größeren.

II. **Ausführung**.

A. Nach Außen:

1) Werden nicht so leicht in Streitigkeiten verwickelt;
2) Können ihre Grenzen besser decken, indem sie ihre Kräfte nicht zu sehr zu vertheilen brauchen.

B. Nach Innen:

1) In kleineren Staaten schlingt sich das Band der Vaterlandsliebe enger um die Bürger;
2) In kleineren Staaten kann besser für die Wohlfahrt der Bürger gesorgt werden, indem die Bedürfnisse derselben mehr mit einander verwandt sind.

III. **Schluß**. Die Geschichte lehrt, daß fast alle Staaten eifrig bemüht waren, ihr Gebiet zu vergrößeren, und in diesem Streben vor den blutigsten Kriegen nicht zurückbebten. Handeln sie wohl weise?

---

25. Vaterlandsliebe.

I. **Einleitung**. Ausspruch des Odysseus:

„οὐδὲν γλύκιον τῆς πατρίδος οὐδὲ τοκήων
„γίγνεται, εἴπερ καί τις ἀπόπροθι πίονα οἶκον
„γαίῃ ἐν αλλοδαπῆ ναίει απάνευθε τοκήων.“

(Hom. Od. IX. 34 ff.)

II. **Ausführung.**

A. Was ist Vaterlandsliebe

1) Beschaffenheit;
2) Aeußerungen;
3) Quellen;
4) Wirkungen.

B. Wie erlangt man Vaterlandsliebe?

1) Indem man häufig die vom Vaterlande erhaltenen Wohlthaten betrachtet;
2) Indem man auf das Beispiel solcher Männer hinsieht, die sich durch ihre Vaterlandsliebe ausgezeichnet haben.

III. **Schluß.** Besonders hat der Deutsche Grund, sein Vaterland zu lieben.

---

26. Wodurch haben sich die Römer besonders vor den Griechen ausgezeichnet?

I. **Einleitung.** Zwei Völker sind es, die sich vor allen Völkern des Alterthums ausgezeichnet haben: die Griechen und Römer; welches von beiden Völkern höher steht, ist schwer zu entscheiden; denn wenn in mancher Hinsicht die Römer von den Griechen übertroffen werden, so haben sich doch auch in manchen Punkten die Römer vor den Griechen ausgezeichnet;

II. **Ausführung.** Nämlich

1) durch Einigkeit;
2) durch Vaterlandsliebe; — Scävola, Decius Mus, Vater, Sohn Enkel 2c.
3) Kriegskunst;
4) Kluge Politik und konsequente Durchführung ihrer Pläne;
5) durch Rechtskunde;
6) Gerichtliche Beredtsamkeit.

III. **Schluß.** Die Vorzüge der Römer erstreckten sich mehr auf das äußere, politische Leben; daher haben sie auch durch sie eine sehr hohe politische Bedeutung erlangt, während die Griechen mehr geistige Bildung und Veredlung zu erlangen bemüht waren.

---

27. Fortes Fortuna adiuvat.

I. **Einleitung.** Der Feige entgeht selten der Gefahr, die er meidet; der Muthige hingegen ist glücklicher und sieht seine Bemühungen gewöhnlich mit Erfolg gekrönt.

II. **Ausführung.** Dies hat seinen Grund darin:

1) Der Muthige weiß die geeigneten Mittel zu erkennen und anzuwenden;
2) Der Muthige weiß den rechten Augenblick des Handelns zu erkennen und zu benutzen;
3) Der Muthige gewinnt durch die Hoffnung auf Erfolg Kraft und Ausdauer.

III. **Schluß.** Der Muth darf nicht von der Besonnenheit getrennt werden und in Verwegenheit und Tollkühnheit ausarten.

---

28. Wie kommt es, daß die Erinnerung an genossene Freuden oft angenehmer ist, als der Genuß selbst?

I. **Einleitung.** Der Gedanke an überstandene Mühen ist angenehm; angenehm ist auch die Erinnerung an genossene Freuden, ja oft angenehmer, als der Genuß selbst.

II. **Ausführung.** Worin hat dieses seinen Grund?

A. Der Genuß wird oft verbittert:

1) durch den Gedanken, daß er bald vorüber sein wird;
2) durch unangenehme Umstände, die mehr oder weniger mit jedem Genusse verbunden sind.

B. Die Erinnerung erhöht die Freude; indem

1) durch die Länge der Zeit die verbitternden Umstände vergessen werden;
2) durch den öfteren Gedanken an die Freude diese selbst von der Phantasie vergrößert wird.

III. **Schluß.** Es gibt auch Freuden, deren Genuß zwar einige Annehmlichkeiten mit sich bringt, deren Erinnerung aber bitter und schmerzlich ist. Diese Freuden meide!

---

29. Die Rede ein Schwert.

I. **Einleitung.** Die Rede wird oft mit dem Strome, dem Donner und dem Feuer verglichen. Recht passend vergleicht man sie auch mit einem Schwerte; denn beide stimmen in mancher Hinsicht überein.

II. **Ausführung.**

A. Beide können nützen; denn durch beide kann man

1) die Menschen vertheidigen und beschützen;
2) sich Ruhm und Ehre erwerben.

B. Beide können schaden; denn durch beide kann man
1) die Menschen angreifen und verfolgen;
2) sich Schimpf und Schande zuziehen.

III. **Schluß.** Kurze Zusammenfassung und Folgerung.

---

30. Wissenschaft ist besser als Reichthum.

I. **Einleitung.** Mehr Menschen streben nach Reichthum als nach Wissenschaft. Und doch ist Wissenschaft besser als Reichthum.

II. **Ausführung.** Denn
1) Kenntnisse sind Eigenthum des Geistes, — Reichthum des Körpers;
2) Kenntnisse sind beständig und sicher, — Reichthum ist unbeständig und unsicher;
3) Kenntnisse befreien von Sorgen, — Reichthum führt sie mit sich;
4) Kenntnisse helfen in manchen Gefahren, wo Reichthümer nichts nützen;
5) Kenntnisse bringen nothwendig Ehre und Ruhm — Reichthum bedingt nicht Achtung.

III. **Schluß.** Kenntnisse sind also an und für sich besser, als Reichthum. Werden aber Kenntnisse schlecht angewandt, so sind sie verderblicher, als Reichthum.

---

31. Durch viele Streiche fällt selbst die schwerste Eiche.

I. **Einleitung.** Begriff von Sprüchwort.

II. **Ausführung.**
1) Sinn des vorliegenden Sprüchwortes;
2) Begründung und Erläuterung desselben;
a) aus der Natur der Sache;
b) durch Beispiele aus der Geschichte.

III. **Schluß.** Anwendung. Laß dich durch keine Schwierigkeiten von einer Sache abschrecken; durch Ausdauer und Beharrlichkeit wirst du die größten Hindernisse beseitigen.

---

32. Ueber das Verwerfliche des Sclavenhandels.

I. **Einleitung.** Geschichte des Sclavenhandels; wie er entstand, sich ausbreitete und vielfach gebilligt wurde, obwohl er höchst verwerflich ist.

II. **Ausführung.**

A. Der Sclavenhandel ist an und für sich verwerflich; denn er steht im Widerspruche mit dem natürlichen Rechte des Menschen, indem er ihm sein höchstes Gut, die Freiheit raubt.

B. Der Sclavenhandel ist durch seine Folgen verwerflich; denn

1) er bringt den Sclaven und seine Familie in Noth und Unglück;
2) er erzeugt blutige Kriege und Aufstände;
3) er entvölkert die Länder;
4) er steht der Ausbreitung der Cultur hindernd im Wege.

III. **Schluß.** In neuerer Zeit erkennt man immer mehr die Verwerflichkeit des Sclavenhandels und sucht diese Schmach der Menschheit auszurotten. Möchten doch bald die Bestrebungen der gebildeten Völker über die Habsucht und Unmenschlichkeit den Sieg davon tragen!

---

33. Ueber die Vorzüge des Fußreisens.

I. **Einleitung.** Verschiedene Arten des Reisens, bequem und schnell. Das Reisen zu Fuß scheint noch mit der Zeit ganz abzukommen. Und doch hat das Reisen zu Fuß manche Vorzüge.

II. **Ausführung.** Denn das Reisen zu Fuß

1) verleiht dem Körper Kraft und Abhärtung;
2) bringt Erfahrung, Menschenkenntniß und eine gewisse Selbstständigkeit;
3) ist sicherer, als jede andere Art zu reisen, indem man nicht leicht mit Hindernissen zu thun hat;
4) ist freier, indem man nicht so an Ort und Zeit gebunden ist;
5) ist genußreicher; man kann schöne Aussichten und andere Genüsse mit Muße genießen;
6) ist billiger.

III. **Schluß.** Das Reisen zu Fuß ist namentlich dem studirenden Jünglinge anzurathen, der zum Vergnügen und zu seiner Bildung reiset; die kleine Mühe, die damit verbunden ist, wird durch die vielen Vortheile, durch erhöhte Genüsse, reichlich aufgewogen.

---

34. Wie ehrt man die Männer der Vorwelt, die sich um die Menschheit Verdienste erworben, am würdigsten?

I. **Einleitung.** Die Dankbarkeit gebietet es, verdienstvollen Männern Ehre und Achtung zu erweisen. Dieses kann man auf mannigfache Weise;

II. **Ausführung.** Aber am würdigsten ehrt man die Männer der Vorwelt, die sich ꝛc., dadurch, daß man

1) in ihrem Geiste auf der von ihnen gelegten Grundlage fortbaut;
2) ihre Verdienste immer mehr zu verbreiten und zu verallgemeinern sucht, damit der Nutzen derselben so groß als möglich werde.

III. **Schluß.** Indem wir auf diese Weise verdienstvolle Männer ehren, erwerben wir zugleich auch uns selbst Verdienste.

---

35. Gewöhne dich nicht an überflüssige Bedürfnisse.

I. **Einleitung** Heut zu Tage hat man sehr viele, oft überflüssige Bedürfnisse, und man bildet sich sogar etwas darauf ein, viele Bedürfnisse zu haben.

II. **Ausführung.** Und doch handelt man sehr thöricht, sich an überflüssige Bedürfnisse zu gewöhnen; denn überflüssige Bedürfnisse

1) Verweichlichen den Geist und den Körper;
2) sind in der Regel mit vielen Ausgaben verbunden;
3) machen den Menschen sich selbst und Anderen lästig;
4) machen den Menschen unglücklich, wenn sie nicht befriedigt werden.

III. **Schluß.** Da überflüssige Bedürfnisse also sehr verderblich sind, so vermeide man es, sich dieselben anzugewöhnen. Es ist leicht, überflüssige Bedürfnisse zu vermeiden, schwer, sehr schwer sich dieselben abzugewöhnen.

---

36. Willst du herrschen, so lerne gehorchen.

I. **Einleitung.** Man hält es gewöhnlich für leichter, zu herrschen, als zu gehorchen. Doch mit Unrecht; denn es ist möglich, zu gehorchen, ohne herrschen zu können; aber

II. **Ausführung.** Niemand kann herrschen, der nicht gehorchen gelernt hat; denn

1) wer nicht gelernt hat, seinen Willen dem Willen Anderer unterzuordnen, (also zu gehorchen), kann sich selbst nicht beherrschen.

Wer sich aber selbst nicht beherrschen kann, kann noch viel weniger Andere beherrschen;

2) wer nicht gehorchen gelernt hat, besitzt nicht die genaue in's Einzelne gehende Kenntniß einer Sache, die nothwendig ist, um Etwas angemessen und zweckmäßig anordnen zu können;

3) Wer nicht selbst Anderen untergeben gewesen ist, weiß nicht, was er von Untergebenen verlangen kann.

III. **Schluß**. Kurze Zusammenfassung und Folgerung mit besonderer Berücksichtigung der Jugend.

---

37. Hat der Deutsche Grund, auf seinen Namen stolz zu sein?

I. **Einleitung**. Jedes Volk ist stolz auf seinen Namen, so auch der Deutsche, der die besten Gründe dazu hat.

II. **Ausführung**. Denn die Deutschen sind ausgezeichnet:

A. Durch große Thaten.

1) Sie haben das römische Reich gestürzt;
2) Sie haben Britannien, Spanien und Gallien unterworfen;
3) Sie haben dem Vordringen barbarischer Völker, der Hunnen und Araber, Einhalt gethan.

B. Durch nützliche Erfindungen. Deutsche sind die Erfinder

1) des Schießpulvers;
2) der Taschenuhren;
3) der Buchdruckerkunst;
4) der Luftpumpe.

C. Durch rühmliche Bestrebungen.

1) In Kunst und Wissenschaft;
2) In allgemeiner Verbreitung der Bildung.

D. Durch ihren Charakter und ihre Tugenden.

1) Ernstes, gesetztes Wesen;
2) Treue und Biederkeit;
3) Vaterlandsliebe;
4) Bescheidenheit und Lernbegierde.

III. **Schluß**. Darum möge der Deutsche stolz auf seinen Namen sein, sich desselben aber auch würdig zeigen!

---

38. Auch die Armuth hat ihr Gutes.

I. **Einleitung.** Vieles Unangenehme ist mit der Armuth verbunden; doch die Armuth hat auch ihr Gutes;

II. **Ausführung.** Denn Armuth

1) bewahrt vor vielen Bedürfnissen;
2) bewahrt vor manchen Lastern; — Ausschweifung, Stolz;
3) bildet eine mächtige Triebfeder zu Fleiß und Thätigkeit, um in bessere Verhältnisse zu gelangen;
4) macht empfänglich für die Noth und das Unglück Anderer;
5) Erleichtert das Scheiden aus dem Leben.

III. **Schluß.** Daher soll der Arme sich wegen seiner Armuth trösten der Reiche aber soll die Leiden der Armuth nach Kräften lindern.

---

39. Ueber die Kunst des Wohlthuns.

I. **Einleitung.** Viele Menschen sind hartherzig und erzeigen ihren bedrängten Mitmenschen keine Wohlthaten; diese handeln unrecht. Andere geben zwar, aber so, daß ihre Wohlthaten nichts fruchten. Es gibt eine Kunst des Wohlthuns, und diese Kunst lehrt:

II. **Ausführung.**

A. Wem man Wohlthaten erzeigen soll;

1) Dem, der sich wirklich in Noth befindet;
2) Dem, dessen Bestes wirklich durch Wohlthaten gefördert wird.

B. Wie man Wohlthaten erzeigen soll;

1) Weise, so daß sie augenblicklich und nachhaltend nützen;
2) Den eigenen Kräften angemessen;
3) Gerne und freudig;
4) Mit Zartgefühl und Bescheidenheit.

III. **Schluß.** Nur dann, wenn man diese Kunst des Wohlthuns anwendet, haben Wohlthaten wahren Werth. Suche Dir daher diese Kunst anzueignen!

---

40. Wie kommt es, daß sich der Mensch gewöhnlich für besser hält, als er wirklich ist.

I. **Einleitung.** Der Mensch täuscht sich in Nichts so leicht, als was auf ihn selbst Bezug hat. In eigenen Angelegenheiten verliert er oft alle Ueberlegung und Besonnenheit, während er in fremden Angelegenheiten scharf und richtig urtheilt. Wenn der Mensch sich über-

haupt in eigenen Angelegenheiten leicht täuscht, so täuscht er sich besonders leicht in der Meinung von sich selbst und hält sich gewöhnlich für besser als 2c.

II. **Ausführung.** Worin hat diese Erscheinung ihren Grund?
   1) In seiner Eigenliebe, die ihn seine Vorzüge überschätzen und seine Fehler übersehen läßt;
   2) In den Schmeicheleien Anderer, die er gerne für Wahrheit hält;
   3) In der Unaufmerksamkeit auf sich selbst;
   4) In verkehrten Begriffen von gut und böse, recht und unrecht.

III. **Schluß.** Wichtigkeit einer richtigen Selbstkenntniß. Schon die Alten erkannten die große Wichtigkeit derselben und schrieben über den Eingang des Apollo-Tempels zu Delphi als eine vom Gotte gegebene Lehre Γνῶθι σ'αὐτόν! — Selbstüberschätzung wird gemieden, indem man die Ursachen derselben meidet. —

---

41. Wer besitzt, der lerne verlieren! Wer im Glück ist, der lerne den Schmerz!

I. **Einleitung.** Gewöhnlich denkt der Mensch in glücklichen Tagen gar nicht an Leiden und Trübsale; und doch wäre es sehr nützlich, das Glück im Hinblick auf das Unglück zu genießen.

II. **Ausführung.** Denn dadurch
   1) Erhöht er den Genuß des Glückes;
   2) Lernt er einen Wechsel des Glücks leichter ertragen;
   3) Wird er empfänglich für das Unglück Anderer.

III. **Schluß.** Kurze Zusammenfassung.

---

42. Schäme dich nicht zur Unzeit!

I. **Einleitung.** Viele Menschen schämen sich, wenn sie keinen Grund dazu haben, und schämen sich nicht, wenn sie sich schämen sollten.

II. **Ausführung.**
  A. Man soll sich schämen
   1) Unrecht zu handeln;
   2) Selbstverschuldeter Fehler.
  B. Man soll sich nicht schämen
   1) Seine Pflichten treu zu erfüllen; — auch dann nicht, wenn man von Andern verspottet und verachtet wird; —

2) Solcher Dinge, die nur in den Augen thörichter Menschen, nicht aber in Wahrheit entehrend sind: unverschuldeter Armuth, körperlicher Gebrechen.

III. **Schluß.** Kurze Zusammenfassung.

---

43. Warum ist Philipp von Mazedonien aus dem Kampfe mit den Griechen siegreich hervorgegangen?

I. **Einleitung.** Veranlassung des Kampfes; Absicht Philipps, sich der Griechen bei der Eroberung des Perserreiches zu bedienen. Aus den Kriegen mit den Griechen ging er als Sieger hervor. Welche Ursachen waren ihm hierbei förderlich?

II. **Ausführung.** Die Ursachen liegen

A. Auf Seiten der Griechen:
In der großen Uneinigkeit der einzelnen Staaten.

B. Auf Seiten der Mazedonier:

1) In der Schlauheit Philipp's, womit er die Uneinigkeit seiner Gegner zu nähren und auszubeuten wußte;

2) In dem Feldherrntalente Philipp's, das er kund gab:

a) Durch die Verbesserung des Kriegswesens; — Bewaffnung, Phalanx;

b) Durch die Führung des Krieges;

c) Durch die Benutzung errungener Vortheile.

3) In der Tapferkeit der Mazedonier.

III. **Schluß.** Folgen des Kampfes. Philipp erntete die Früchte seiner Siege nicht mehr. Sein Sohn Alexander, der den Plan seines Vaters gegen die Perser fortführte, unterwarf mit Hülfe der abhängigen Griechen das Reich der Perser.

---

44. Wenn es weniger Leiden gäbe, so würde es auch weniger Freuden geben.

I. **Einleitung.** Wenn die Menschen von Leiden heimgesucht werden, so pflegen sie zu klagen und zu murren; sie sehen in den Leiden nur das Böse, und bedenken nicht, daß gerade durch Leiden die Freuden vermehrt und erhöht werden.

II. **Ausführung.** Leiden vermehren und erhöhen die Freuden; denn:

1) Manche Freuden entstehen nur durch Leiden.

a) die Freude des Wiedersehens aus der Trennung;

b) die Freude der Versöhnung aus der Feindschaft;
c) die Freude der Genesung aus der Krankheit;
d) die Freude der Errettung aus der Gefahr.

2) Die Freuden werden durch Leiden erhöht.
Wenn man gar keine Leiden hätte, so würde sich der Mensch seines Glückes nicht bewußt, wäre also auch in Wahrheit nicht glücklich. Leiden lehren ihn aber sein Glück kennen und schätzen.

III. **Schluß.** Wenn man die Leiden von dieser Seite betrachtet, werden sie leichter zu ertragen sein.

---

45. Trau'! Schau', wem!

I. **Einleitung.** Es gibt Menschen, die keinem Menschen trauen zu können glauben. Andere gibt es, die ihr Herz gleichsam auf der Zunge tragen und allen Menschen ohne Unterschied trauen. Beide Klassen der Menschen handeln unrecht; das rechte Verfahren gibt das Sprüchwort an: „Trau'! Schau', wem!" Man soll zwar den Menschen trauen, aber mit Vorsicht.

II. **Ausführung.**

A. Trau'! denn der Mißtrauische

1) Begeht einen Verrath an der ganzen Menschheit; denn er zerstört ein kostbares Gut, auf welches sich das Glück der Menschheit stützt, nämlich das Vertrauen;
2) Thut Manchem Unrecht;
3) Beraubt sich mancher Annehmlichkeit; — auf sich selbst hingewiesen hat er keinen Tröster im Unglück, keinen Theilnehmer im Glück;
4) Gibt durch sein Mißtrauen in die Rechtlichkeit und Würdigkeit Anderer ein schlechtes Zeichen des eigenen Zustandes.

B. Schau', wem!

1) Bis zu einem gewissen Grade traue Jedem, von dessen Unwürdigkeit du nicht überzeugt bist;
2) dein besonderes Vertrauen schenke nur dem, von dessen Würdigkeit du Beweise hast.

III. **Schluß.** Kurze Zusammenfassung. Glücklich, wer auch hierin die goldene Mitte zu halten weiß!

---

46. Nous aurions souvent honte de nos plus belles actions, si le monde voyait les motifs, qui les produisent.

I. **Einleitung** Eine Handlung ist gut, wenn ihr eine gute Absicht zu Grunde liegt; selbst eine an nnd für sich verkehrte Handlung kann eben durch die Absicht, in der sie ausgeführt wird, zu einer guten werden. Ebenso kann auch eine an und für sich gute Handlung durch eine verkehrte Absicht] zu einer schlechten werden. Und wir würden uns oft unserer schönsten Handlungen schämen, wenn die Welt die Beweggründe sähe, welche sie hervorrufen.

II. **Ausführung.** Denn an und für sich gute Handlungen haben oft ihren Grund in

1) Ehrgeiz;
2) Eigennutz und Gewinnsucht;
3) Haß und Rachsucht;
4) Neid;
5) Furcht.

III. **Schluß.** Wenn aber auch die schlechten Beweggründe der Menschen oft verborgen bleiben, so werden sie doch dereinst an's Licht treten, und manche Handlung, die von den Menschen als gut und edel gepriesen wird, wird dann ihrer schlechten Beweggründe wegen als schlecht und niederträchtig verworfen werden.

---

47. Geringes ist die Wiege des Großen.

I. **Einleitung.** Nach den gewöhnlichen Berechnungen der Menschen kann nur aus Großem Großes entstehen. Um Großes zu bewirken, werden große Vorkehrungen getroffen, und oft nützen selbst diese nicht. Oft ist es aber auch anders: oft bringen kleine Ursachen große Wirkungen hervor, ist Geringes die Wiege des Großen.

II. **Ausführung.** Dies bezeugt

A. Die Natur.

1) Die Pflanzen; — schöne Saaten schießen auf, wo sonst das Auge Nichts erblickte; der mächtige Eichbaum entsteht aus der kleinen Frucht.

2) Der Mensch;

a) durch seinen Körper; — wie hülflos und schwach ist er Anfangs, wie viel vermag er später!

b) durch seinen Geist; — bei der Geburt seiner selbst nicht bewußt, beherrscht er später die ganze Schöpfung.

B. Unser eigenes Schicksal.

Die Veranlassungen unseres Schicksals sind oft so klein und unbedeutend, daß man sie gar nicht verfolgen kann.

C. Die Geschicke der Menschheit.

1) Kleine, leicht zu übersehende Umstände führten oft zu den wichtigsten Erfindungen;
2) unbedeutende Gründe, eine Miene, ein Wort, eine Laune führten oft großartige Ereignisse, lange und blutige Kriege herbei;
3) das Christenthum ging von kleinen und unbedeutenden Anfängen aus; zwölf arme Fischer bildeten die Gemeinde, die jetzt über den ganzen Erdkreis verbreitet ist. —

III. **Schluß.** Wenn uns daher auch zur Erreichung großer Dinge große Mittel fehlen, so können wir doch auch durch kleine Mittel zum Ziele kommen. Kleine Mittel, gut benutzt, nützen oft mehr, als große Mittel, wenn sie nicht gut angewandt werden.

---

48. Wodurch erlangt ein Volk weltgeschichtliche Bedeutung?

I. **Einleitung.** Das Studium der Geschichte beschränkt sich nicht auf die Aufzählung von Thatsachen, auf die Zeit, in welche sie fallen. Vielmehr ist es eine der fruchtbarsten Seiten dieses Studiums, die den Thatsachen zu Grunde liegenden Ursachen zu erforschen.

II. **Uebergang.** So dürfen wir nicht dabei stehen bleiben, zu wissen, daß dies oder jenes Volk eine weltgeschichtliche Bedeutung erlangt hat, sondern wir müssen erforschen, wodurch es dieselbe erlangt hat.

III. **Ausführung.** Ein Volk erlangt weltgeschichtliche Bedeutung:

1) Durch großartige Kriege und Eroberungen; — die Griechen durch den Perserkrieg;
2) durch weite Ausdehnung des Ländergebietes, durch Größe und Macht des Reiches; — die Perser, die Römer, die Deutschen unter Karl dem Großen;
3) durch außerordentliche Leistungen in Kunst und Wissenschaft, durch Hebung der Cultur und Förderung der allgemeinen Wohlfahrt;
   a) durch Pflege der Wissenschaft;— die Griechen und Römer im Alterthum;
   b) durch bedeutende Kunstwerke; — die Aegypter.
   c) durch wichtige gemeinnützige Entdeckungen und Erfindungen; — die Spanier durch die Entdeckung Amerikas, die Deutschen durch die Erfindung der Buchdruckerkunst.

IV. **Schluß.** Leider ist es unserem Vaterlande augenblicklich vorenthalten, auch in politischer Beziehung die Stufe weltgeschichtlicher Bedeu-

tung einzunehmen, zu welcher es berufen ist. Die neuere Zeit indessen mit ihren tief eingreifenden Umgestaltungen berechtigt zu der Hoffnung, daß 2c.

---

49. Wodurch stieg, wodurch fiel der römische Freistaat?

I. **Einleitung.** Die Entwickelung des römischen Staates am interessantesten zur Zeit des Freistaates. Unter den Königen geordnet, erhielt dieser eine festgegründete innere Macht nach Beendigung der Kämpfe zwischen den Patriziern und Plebejern.

II. **Ausführung.**

A. Der römische Freistaat stieg

1) in sittlicher Beziehung durch das Interesse der Bürger am Gemeinwesen und die daraus entspringenden Tugenden;

2) in politischer Beziehung durch die Unterwerfung Italiens.

B. Der römische Freistaat begann zu sinken

1) in sittlicher Beziehung durch zu großen Reichthum und Luxus und das daraus entstehende Sittenverderbniß;

2) in politischer Beziehung durch das Aufkommen des neuen Patrizierstandes.

III. **Schluß.** Ereignisse, welche zunächst durch das Sinken des römischen Freistaates herbeigeführt wurden.

---

50. Das eigene Herz dein schlimmster Feind.

I. **Einleitung.** Unzufriedenheit und Klagen der Menschen über Unglück.

II. **Ausführung.** Der Grund desselben liegt

A. zum Theil in äußeren Umständen:

1) in widrigem Geschick;

2) in Neid und Anfeindung der Menschen;

B. mehr aber noch im eigenen Herzen, welches vielfach des Menschen schlimmster Feind ist, und zwar

1) wegen des angeborenen Hanges zum Bösen überhaupt (nitimur in vetitum);

2) wegen der ihm innewohnenden Begierlichkeit und untergeordneten Sinnlichkeit;

3) wegen seiner Schwäche, wenn es sich um Bekämpfung der Leidenschaften handelt;

4) wegen Mangels an Selbstvertrauen;

5) wegen zu großen Selbstvertrauens (Stolz 2c.).

III. **Schluß.** Richtige Erkenntniß des eigenen Herzens und seiner Neigungen das beste Mittel 2c.

51. Die verschiedenen Zwecke des Studirens.

I. **Einleitung.** Wichtigkeit des Studiums.

II. **Ausführung.** Verschiedene Zwecke desselben. Dieselben sind gerichtet
1) auf Broderwerb (um sich durch Kenntnisse eine Existenz zu gründen);
2) auf Erlangung von Ehre und Ruhm;
3) auf Befriedigung der Wißbegierde und Vermehrung der Kenntnisse aus Liebe zur Wissenschaft.

III. **Schluß.** Der letzte Zweck ist wohl der edelste.

---

52. Welchen Einfluß hat die Noth auf die geistige und moralische Entwickelung des Menschen?

I. **Einleitung.** Wie Entbehrungen und Anstrengungen den Körper stärken und kräftigen können, so ist die Noth auch auf die geistige und moralische Entwickelung des Menschen oft von großem Einfluß.

II. **Ausführung.** Noth verleiht

A. geistige Güter:
1) Entwickelung natürlicher Anlagen;
2) Kaltblütigkeit;
3) Urtheilsschärfe.

B. moralische Güter:
1) Selbsterkenntniß;
2) Selbstbeherrschung;
3) Muth und Ausdauer;
4) Charakterfestigkeit;
5) Dankbarkeit;
6) Religiösität.

III. **Schluß.** Weisheit Gottes, welche die Noth als Mittel zur Erziehung und Bildung des Menschen anwendet.

---

53. Die Seefahrt, ein Bild des menschlichen Lebens.

I. **Einleitung.** Die Wichtigkeit des menschlichen Lebens in seinen mannigfaltigen Beziehungen ist der Grund, warum man es gern mit anderen Dingen vergleicht. Die Seefahrt, ein treffendes Bild des menschlichen Lebens.

II. **Ausführung.**
1) Das Schiff vor Anker im Hafen, — die Jugend unter der Obhut der Eltern;
2) Auslaufen des Schiffes aus dem Hafen, — Eintritt des Menschen ins Leben;

3) Verborgene Klippen, — Leidenschaften;
4) Stürme, -- Leiden und Widerwärtigkeiten;
je nach der Bauart und Leitung des Schiffes besteht dasselbe die Stürme leicht, mit Mühe, oder geht zu Grunde; — je nach Anlage und Erziehung besteht der Mensch die Stürme des Lebens leicht oder 2c.
5) Ein Schiff, das schweren Kampf bestanden, aber schließlich noch als Wrack den Hafen erreicht, — ist mit einem Menschen zu vergleichen, dessen Lebenszweck verfehlt ist.

III. **Schluß.** Wir müssen dahin streben, uns früh so gegen die Stürme und Gefahren des Lebens zu rüsten, daß unser Leben einer ruhigen Fahrt gleicht.

---

54. Rede des Regulus im römischen Senate.

I. **Einleitung.** Regulus erklärt dem Senate, warum die Carthager gerade ihn zum Sprecher für ihren Friedensvorschlag gewählt, und fügt hinzu, er sei ein schlechter Friedensbote, da er den Römern Krieg mit Carthago anrathe.

II. **Ausführung.** Er müsse zum Kriege rathen, weil

A. Rom's Vortheil denselben verlange, indem:
1) Carthago ohne Geld und Truppen sei;
2) Carthago durch einen Frieden Zeit gewinnen wolle;
3) der neue Vortheil bei Panormus in Betracht zu ziehen sei;
4) Carthago keinen Feldherrn wie Xanthippus mehr zur Vertheidigung habe.

B. Rom's Ehre denselben erheische, indem:
1) die Friedensbedingungen Rom's Ehre beschimpften;
2) die gefallenen Römer gerächt werden müßten;
3) die Römer durch Annahme des Friedens ihren kriegerischen Ruhm einbüßen würden.

III. **Schluß.** Regulus ermahnt den Senat, seine eigene Person nicht in Anschlag zu bringen und nur im Interesse der Sache selbst zu beschließen.

---

55. Tapferkeit beweist nicht allein der Krieger.

I. **Einleitung.** Bei den Alten wurde kriegerische Tapferkeit am meisten gefeiert und verherrlicht.

II. **Ausführung.** Allein nicht nur der Krieger ist tapfer; tapfer kann auch sein:

1) Der Staatsmann, der mit Verläugnung des eigenen Interesses und unbekümmert um das Urtheil der Welt für das Wohl des Staates sorgt;
2) der Gelehrte, der keine Mühe und Anstrengung scheut, die Wissenschaft zu fördern;
3) der Glaubensbote, der allen Gefahren trotzend das Christenthum in fernen Ländern zu verbreiten sucht;
4) tapfer kann jeder Mensch sein im Kampfe mit:
   a) den Leidenschaften,
   b) dem Neide und der Mißgunst der Menschen,
   c) den Schicksalsschlägen.

III. **Schluß.** Diejenige Tapferkeit verdient oft die größte Bewunderung, welche am wenigsten in's Auge fällt. Oft der Lorber, im Kampfe mit sich selbst errungen, schöner als derjenige, welcher des siegreichen Feldherrn Stirne ziert.

---

56. Meisterwerke werden sicher unsterblich, die Tugend selten. Allein sie soll auch den Lohn der Unsterblichkeit entbehren können.

I. **Einleitung.** Häufig im Leben findet das Vorzügliche geringe Anerkennung, während das weniger Vorzügliche mit Ehre und Ruhm überhäuft wird. So werden Meisterwerke 2c. (Anführung des Thema.)

II. **Ausführung:**

A. Meisterwerke erlangen sicher Ruhm:
1) durch ihren eigenen Werth;
2) durch die Eigenthümlichkeit der Menschen.

B. Tugend erlangt selten Ruhm:
1) wegen ihrer eigenen Beschaffenheit:
   a) wahre Tugend vermeidet Aufsehen;
   b) manche Tugenden wirken in zu untergeordneten Verhältnissen, um bekannt zu werden;
2) weil sie oft verkannt wird:
   a) bei ungünstigen Erfolgen mißtraut man meist auch den tugendhaftesten Bestrebungen;
   b) auch offenbar Gutes wird oft entstellt.

C. Tugend kann den Lohn der Unsterblichkeit entbehren:
1) weil sie in sich selbst reichlichen Lohn findet;
2) weil sie auf äußeren Ruhm keinen Werth legt;
3) weil sie eine höhere Unsterblichkeit vor Augen hat.

III. **Schluß.** Der Lohn, welchen die Tugend in Wirklichkeit erlangt, ist größer als der Lohn der Unsterblichkeit, welcher Meisterwerken zu Theil wird.

---

57. Das Bewahren der Güter ist oft schwieriger, als das Erwerben derselben.

I. **Einleitung.** Ueber gerechtfertigtes und ungerechtfertigtes Streben nach Gütern.

II. **Ausführung.** Dieselben sind oft schwieriger zu bewahren, als zu erwerben.

A. Das Bewahren der Güter ist schwierig:

1) die auf Erlangung eines Gutes gerichtete Spannkraft läßt oft nach, wenn man dasselbe erlangt hat;

2) der Besitz eines Gutes wird oft gestört:

a) durch die Folgen eigenen Uebermuthes;

b) durch Neid und Anfeindung der Menschen;

c) durch unerwartete Schicksalsschläge.

B. Das Erwerben der Güter ist oft weniger schwierig, indem fast jedes Gut zu erlangen ist:

1) durch Fleiß und Thätigkeit;

2) durch Beharrlichkeit und Ausdauer;

3) durch kluge Benutzung sich darbietender Umstände.

III. **Schluß.** Am besten strebt man nach solchen Gütern, die, einmal erlangt, nicht wieder entrissen werden können, nach Tugend und Wissenschaft.

---

58. Der Krieg von seiner verderblichen und wohlthätigen Seite betrachtet.

I. **Einleitung.** Der Krieg ist oft nothwendig und unabweisbar. Seine Wirkungen sind zweierlei Art:

II. **Ausführung.** Verderblich und wohlthätig.

A. Verderblich:

1) Verlust der Freiheit für den Besiegten;

2) Tod vieler Tapferen. Mancher zum Krüppel geschossen für sein Leben lang;

3) Stockung von Handel und Verkehr;

4) Vernachläßigung der Wissenschaften;

5) Verwüstung der Felder, Zerstörung und Plünderung von Städten und Dörfern;
6) Zahlreiche Gräuel und Gewaltthätigkeiten.

B. Wohlthätig:
1) Der Krieg schützt vor Verweichlichung (Rom verfiel, als es keine Kriege mehr führte);
2) Der Krieg bewahrt vor inneren Zwistigkeiten; (Externus timor maximum concordiae vinculum. Sall.)
3) Der Krieg erweckt und befördert Vaterlandsliebe.

III. **Schluß.** Die Nachtheile überwiegen die Vortheile. Mit Recht wird der Krieg eine Geißel der Völker genannt.

---

59. Unglück macht oft ungerecht.

I. **Einleitung.** Viele Menschen sehen je nach ihrer äußeren Lage und inneren Stimmung die Verhältnisse des Lebens oft von verkehrter Seite an, z. B. von Leidenschaft geblendet.

II. **Ausführung.** Besonders im Unglück sind die Menschen zur Ungerechtigkeit geneigt, und zwar:
1) gegen die Vorsehung;
2) gegen ihre Mitmenschen, denen sie gern
   a) Theilnahmlosigkeit;
   b) Böswilligkeit;
   c) Verschuldung des sie betroffenen Unglücks zum Vorwurf machen;
3) gegen sich selbst.

III. **Schluß.** Bestreben, aequum animum in rebus arduis (Hor.) zu erlangen.

---

60. Wir Menschen werden wunderbar geprüft. Wir könnten's nicht ertragen, hätt' uns nicht Den holden Leichtsinn die Natur verlieh'n.

Göthe (Tasso).

I. **Einleitung.** Begriffsbestimmung von Leichtsinn in vorstehendem Zusammenhang; gleichbedeutend mit leichtem Sinn.

II. **Ausführung.**

A. Mannichfache Prüfungen der Menschen:
1) Krankheit,
2) Armuth und Entbehrungen,
3) Getäuschte Hoffnungen und vereitelte Pläne,

4) Tod und Trennung geliebter Personen würden nicht zu ertragen sein. Indessen

B. Der leichte Sinn, den uns die Natur verlieh'n, hilft die Prüfungen ertragen, indem derselbe

1) vergangene Leiden uns vergessen macht,

2) der Gegenwart uns freuen läßt,

3) die Furcht vor der Zukunft verscheucht und uns mit Muth und Hoffnung erfüllt.

III. **Schluß**. Uebereinstimmung der Worte Göthes mit dem Ausspruche des Horaz:

„Laetus in praesens animus quod ultra est
„Oderit curare et amara lento
„Temperet risu! Nibil est ab omni
„Parte beatum!“

---

61. Ueber die welthistorische Bedeutung des deutschen Volkes.

I. **Einleitung**. Die welthistorische Bedeutung des deutschen Volkes steht sowohl über der der meisten anderen Völker, weil sie zugleich politisch und culturhistorisch ist.

II. **Ausführung**. A. politisch:

1) Es hat den Römern mit Erfolg widerstanden und das weströmische Reich zerstört.

2) Es hat unter verschiedenen Kaisern, insbesondere unter Karl V., eine ausgebreitete Macht erlangt, wie wenige andere Völker.

B. culturhistorisch:

1) Im Mittelalter:

a) durch seine Literatur und Kunst;

b) durch seine Erfindungen (Buchdruckerkunst ꝛc.).

2) In neuerer Zeit:

a) durch Literatur, insbesondere Poesie;

b) durch seine hoch über allen Ländern stehende Volksbildung.

III. **Schluß**. Im Verhältniß zu seiner welthistorischen Bedeutung ist das Nationalgefühl des deutschen Volkes nicht groß genug.

---

62. Charakter des Orestes und Pylades.

(Nach Göthe's Iphigenie.)

I. **Einleitung**. Kurze Einführung in die Beziehungen und Verhältnisse der handelnden Personen, mit besonderer Hervorhebung von Orestes und Pylades.

II. **Ausführung.** A. Besonderer Charakter des Orestes:
1) Tiefe Schwermuth, wegen des auf seinem Hause lastenden Fluches; — „dies schuld'ge Haupt senkt nach der Grube sich und sucht den Tod;" —
2) Heldensinn, — tritt wieder ganz hervor, als er von den Erinnyen befreit war;
3) Ehrfurcht vor den Eltern; selbst der Mutter Clytemnestra erwähnt er nur in klagenden Ausdrücken;
4) Liebe zu seinen Geschwistern;
5) Offenheit und Geradheit des Charakters.

B. Besonderer Charakter des Pylades:
1) Lebensmuth.
„Ich bin noch nicht, Orest, wie du bereit
„In jenes Schattenreich hinabzusteigen."
2) Aufopfernde Freundschaft, die ihre Hauptaufgabe in der Rettung des Freundes sucht;
3) Verschlagenheit und List, die sich besonders zeigt
a) in der Ausforschung Iphigeniens und der Fabel in Betreff seiner selbst,
b) im Plan zur Entführung des Götterbildes.

C. Uebereinstimmende Charakterzüge des Orestes und des Pylades:
1) Thatkraft und rüstige Verfolgung des vorgesteckten Zieles;
2) Innige Freundschaft zu einander.

III. **Schluß.** Auch zwischen zwei entgegengesetzten Charakteren kann ein inniges Freundschaftsbündniß bestehen.

---

63. Werth der Ehre.

I. **Einleitung.** Begriff von Ehre. Unter Ehre verstehen wir alle Zeichen der Achtung, die uns die Gesellschaft vor Anderen widerfahren läßt.

II. **Ausführung.** Um den Werth der Ehre richtig zu bestimmen, ist zu unterscheiden:

A. Ererbte Ehre. Diese hat
1) keinen selbstständigen inneren Werth;
2) nur insofern einigen Werth, als sie anspornen kann, sich der ererbten Ehre werth zu zeigen.

B. Erworbene Ehre. Sie erhält ihren Werth durch die Art, wie wir sie
1) erworben haben,

2) behaupten,
3) gebrauchen.

III. **Schluß.** Gefahren, welche mit der Ehre vor den Menschen verbunden sind: Selbstüberschätzung, Stolz, Anmaßung ꝛc. Diese sind zu meiden.

---

64. Ueber die Sehnsucht nach etwas Besserem, die sich in einem edelen Menschen regt.

I. **Einleitung.** Der edele Mensch strebt immer nach Höherem; es genügt ihm nicht, auf derselben Stufe stehen zu bleiben.

II. **Ausführung.**

A. Dies Streben besteht nicht
1) in der Unzufriedenheit des Thoren,
2) im Stolz des Ehrgeizigen,
3) in der Begehrlichkeit des Sinnlichen;

B. Sondern es beruht auf der Sehnsucht
1) nach mehr Licht und Erkenntniß,
2) nach mehr Kraft,
3) nach mehr Tugend und Vervollkommnung,
4) nach mehr Genuß der erlaubten Freuden des Lebens.

III. **Schluß.** Zu beklagen ist derjenige, in dessen Brust nicht die Sehnsucht nach etwas Besserem wohnt.

---

65. Ueber den Nachahmungstrieb des Menschen.

I. **Einleitung.** Die Handlungen der Menschen beruhen nicht immer auf Selbstständigkeit. Schon das Zusammenleben bedingt Nachahmung, und dem Menschen überhaupt ist der Trieb zur Nachahmung eigen.

II. **Ausführung.** Der Nachahmungstrieb kann sein:

A. Schädlich, indem derselbe
1) die Lust an selbstständigem Denken und Schaffen schwächt;
2) durch Ausartung sich leicht in Nachahmungssucht verkehrt (Modethorheiten ꝛc.);
3) leicht zur Nachahmung böser Vorbilder verleitet.

B. Nützlich, indem dadurch
1) die Bildung der Menschen, sei es in Bezug auf Kunst oder Wissenschaft, gefördert,
2) die Veredelung der Menschen durch das Vorbild ausgezeichneter Männer unterstützt wird,

3) Erfindungen und Fertigkeiten Einzelner benutzt und weiter ausgebildet werden.

III. **Schluß.** Vorsatz, nur Gutes nachzuahmen.

66. Sustine et abstine!

I. **Einleitung.** Vergleich eines zuweilen von Stürmen aufgeregten See's mit dem oft von Unglücksfällen heimgesuchten Leben des Menschen. Will der Mensch glücklich sein und den Unglücksfällen des Lebens widerstehen, so muß er die Lehre befolgen: Sustine et abstine!

II. **Ausführung.** A. Sustine! Sei muthig und standhaft im Unglück! denn durch Muth und Standhaftigkeit

1) machst du dir das Unglück leichter;
2) findest du Mittel es zu beseitigen.

B. Abstine! Sei mäßig im Glück! denn dadurch

1) erhöhst du dein Glück;
2) sicherst du dein Glück;
3) bleibst du vor den Gefahren des Glückes bewahrt;
4) lernst du eine Veränderung des Glückes mit Gleichmuth ertragen.

III. **Schluß.** Kurze Zusammenfassung des Ganzen und Folgerung.

„Aequam memento rebus in arduis
„Servare mentem, non secus in bonis
„Ab insolenti temperatam
„Laetitia, moriture Delli!“ —
(Hor. Ode II. lib.)

67. Durch welche Umstände wurde der Sittenverfall der Römer begünstigt?

I. **Einleitung.** Einfachheit der Sitten bei den Römern der früheren Zeit. Diese schwand später und machte einer großen Sittenverderbniß Platz.

II. **Ausführung.** Der Sittenverfall der Römer wurde begünstigt:

1) Durch den Verkehr mit handeltreibenden Völkern, von denen sie Wohlleben und Weichlichkeit kennen lernten;
2) durch den zunehmenden Reichthum;
3) durch ihre Verbindung mit den zwar gebildeten aber lasterhaften Griechen;
4) durch die Kriege in Asien, wo die Soldaten, begünstigt durch berechnende Nachsicht ihrer Feldherren (Sulla), sich an Ueppigkeit und Schlemmerei gewöhnten, und bei ihrer Rückkehr auch nach Rom schlechte Sitten verpflanzten.

III. **Schluß.** Folgen des Sittenverfalles für das Fortbestehen des römischen Staates.

---

68. Perikles. Durch welche Eigenschaften erlangte derselbe eine so große Bedeutung?

I. **Einleitung.** Großer Einfluß, den Perikles auf die Verhältnisse seiner Zeit ausübte. Dieser Einfluß beruhte vorzugsweise auf den herrlichen Eigenschaften, wodurch Perikles sich auszeichnete.

II. **Ausführung.** Er besaß:

1) Eine ausgezeichnete Menschenkenntniß;
2) den ganzen Scharfblick und die Klugheit eines umsichtigen Staatsmannes; indem er der Menge schmeichelte, dämpfte er den Uebermuth der Vornehmen, um dann erst die Launen der Menge zu unterdrücken;
3) eine hinreißende Beredtsamkeit, welche selbst von seinen Feinden als unwiderstehlich gerühmt wurde;
4) große Selbstbeherrschung;
5) edele Uneigennützigkeit;
6) Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit bei allen seinen Verdiensten;
7) Sinn für Kunst, der sich namentlich in der Verschönerung Athens aussprach.

III. **Schluß.** Es war ein großes Unglück für Athen, daß der größte Mann seiner Zeit starb, als man seiner am meisten bedurfte.

---

69. Zustände Roms von der Zeit der Gracchen bis zum ersten Triumvirat.

I. **Einleitung.** Das Zeitalter der Gracchen ist besonders epochemachend in der römischen Geschichte. Es schließt die Zeit der Eroberungen ab und beginnt die traurige Zeit der inneren Umwälzungen. Folgendes sind die Zustände Roms, wie sie vom Auftreten der Gracchen an in kurzer Zeit bis zum ersten Triumvirat auf einander folgten.

II. **Ausführung.**

1. Unermeßlicher Reichthum auf der einen Seite, äußerste Dürftigkeit auf der anderen;
2) Abhülfe durch die beiden Gracchen, bis nach kurzer Zeit die früheren Zustände wieder eintraten;
3) allgemeine Verderbniß des Volkes, wo nach dem Ausspruche Jugurtha's „ganz Rom feil war, hätte sich nur ein Käufer gefunden;“

4) **Bürgerkrieg zwischen Marius und Sulla, dessen Proscriptionen fast ganz Italien in Schrecken und Elend versetzten;**
5) Noth von außen (Mithridates) und von innen (Fechter und Sklaven); in beiden Fällen Abwendung der Gefahr durch Pompejus;
6) Zustand der äußersten Zügellosigkeit; Catilina und seine Anhänger; (Cicero Retter.)
7) theilweise Ruhe; Bildung des Triumvirats;

III. **Schluß.** Innere Feindseligkeiten und Zwistigkeiten häufig für den Staat verhängnißvoller, als Gefahren von außen.

---

70. Athens geistige Größe.

I. **Einleitung.** Hohe Bildung der Griechen überhaupt. Athen der Centralpunkt griechischer Bildung.

II. **Ausführung.**

A. Athen zeichnete sich besonders aus durch:
1) Gelehrsamkeit,
2) Kunstsinn,
3) Beredtsamkeit.

B. durch welche Umstände wurde Athens geistige Größe hervorgerufen und befördert?
1) Durch die Verfassung Solons;
2) durch die Bemühungen des Pisistratus zur Hebung der Volksbildung;
3) durch die Einwirkungen der Perserkriege;
4) durch die Bestrebungen des durch seinen Kunstsinn ausgezeichneten Perikles;
5) durch die nach dem peloponnesischen Kriege eintretende Ruhe, welche der Pflege von Kunst und Wissenschaft günstig war.

C. Warum wurde Athen mehr als andere Städte Griechenlands Centralpunkt der Bildung?
1) Athen war Mittelpunkt des Handels und Verkehrs;
2) Athen war durch die Hegemonie Sitz der Regierung;
3) Athen hatte mehr wie andere Staaten Griechenlands hervorragende Männer, deren Einwirkung auf die Hebung geistiger Bildung von großem Einfluß war.

III. **Schluß.** Vergleich der Blüthezeit Athens mit der Periode des Verfalls.

---

71. Hanno's Abmahnungsrede im carthagischen Senate.

I. **Einleitung.** Auseinandersetzung der Seitens der Römer gestellten Forderung, die Stadt zu verlassen.

II. **Ausführung.**

A. Man muthet euch zu, zu verlassen:

1) Euere und eurer Väter Heerd und Götter;
2) die Denkmäler eurer Siege und die eurer Väter;
3) die Gräber eurer Väter;
4) und welchem Geschicke sollt ihr dies Alles Preis geben?

B. Abmahnung. Nachgeben ist

1) Verderblich; denn es raubt euch
   a) die Quelle eurer Macht, den Handel;
   b) die Huld der Götter, die sich in Zorn verkehren wird;
2) schimpflich.

C. Aufforderung zum kräftigsten Widerstande; es fehlt auch weder

1) Mannschaft,
2) Geld,
3) der Götter Schutz.

III. **Schluß.** Darum arbeitet gemeinsam und tapfer an der Rettung der Stadt; der Tapfere wird durch das Glück begünstigt.

---

72. Ueber den Werth geistiger Vergnügungen.

I. **Einleitung.** Auch die sinnlichen Vergnügungen haben ihre gute Seite; mehr Werth jedoch haben die geistigen.

II. **Ausführung.**

A. Diese bestehen in:

1) Der Beschäftigung mit den Wissenschaften und in der Freude über Erweiterung unserer Kenntnisse;
2) der Freude über das Zunehmen an moralischem Werth;
3) der Beschäftigung mit der Kunst;
4) den Freuden, die Liebe und Freundschaft gewährt;
5) dem Genusse der Natur.

B. Sie haben einen hohen Werth, weil

1) sie den Geist bilden und veredeln;
2) sie den Geist vollständig zu befriedigen im Stande sind;
3) ihr Genuß mit keinen Nachtheilen verbunden ist;
4) sie von schädlichen sinnlichen Genüssen abhalten.

III. **Schluß.** Wer mehr den geistigen, als den sinnlichen Vergnügungen huldigt, wird leicht dahin gelangen, auf sinnliche Vergnügungen, wenn es Noth thut, ohne Mühe verzichten zu können.

---

73. Vergleich der beiden Scipionen.

I. **Einleitung.** Aus der berühmten Familie der Scipionen zeichneten sich besonders Publ. Corn. Scipio Africanus maior und Publ. Corn. Scipio Africanus minor Numantinus aus. Ihre Verhältnisse und Schicksale, sowie ihre persönlichen Eigenschaften haben Vieles mit einander gemein, während sie in mancher Hinsicht auch ihre Verschiedenheiten haben.

II. **Ausführung.** Vergleich derselben.

A. In Bezug auf ihre äußeren Verhältnisse und Geschicke.

1) Herkunft.

a) Beide stammten aus patrizischem Geschlechte,

b) von berühmten Vätern,

c) führen denselben Namen, ohne blutsverwandt zu sein.

2) Leben und Wirken.

a) Aehnlichkeiten. Beide kämpften

α) in früher Jugend,

β) auf demselben Kriegsschauplatze,

γ) gegen dieselben Feinde.

b) Verschiedenheiten:

α) Der Erste lebte in der Heldenperiode, — der Zweite zur Zeit des Verfalles des römischen Freistaates;

β) der Erste kämpfte gegen große Feldherren, — der zweite gegen mittelmäßige.

3) Tod.

a) Aehnlichkeit: Beide nahmen ein tragisches Ende;

b) Verschiedenheit: Der Eine starb im Exil, — der Andere in Rom durch Meuchelmord.

B. In Bezug auf ihre persönlichen Eigenschaften:

1) Als Feldherren. Beide tapfer und einsichtsvoll;

2) als Staatsmänner. Beide sind Aristokraten und verfechten die Rechte der Optimaten;

3) als Menschen.

a) Aehnlichkeit. Beide sind Verehrer der Wissenschaften;

b) Verschiedenheiten.

α) Der Aeltere war immer edel und nachsichtig, — der Jüngere streng, oft grausam;

β) der ältere Scipio wurde von seinen Mitbürgern geehrt und geliebt, — der jüngere nur geachtet und gefürchtet.

III. **Schluß.** Welcher von beiden Scipionen ist wohl der Größte gewesen?

---

74. Nur das Leben bildet den Mann, Und wenig bedeuten die Worte.

I. **Einleitung.** Eine gute Erziehung, die den Menschen mit den für sein späteres Fortkommen nöthigen Kenntnissen ausstattet und zum Eintritt in's Leben vorbereitet, ist an und für sich von großem Einfluß auf die Bildung des Menschen. Gering aber ist dieser Einfluß im Vergleich zum Leben selbst. Nur das Leben bildet ꝛc. (Thema).

II. **Ausführung.**

A. Nur das Leben bildet den Mann, weil nur das Leben mit seinen Anforderungen, Versuchungen, Täuschungen und Prüfungen

1) die Kraft des Menschen zu stählen im Stande ist,
2) denselben zu einer bestimmten Richtung seiner Thätigkeit nöthigt,
3) ihn seine Einseitigkeiten und Unvollkommenheiten am rücksichtslosesten erkennen läßt und
4) ihm eine klare und richtige Erkenntniß seiner selbst und seines Verhältnisses zu anderen Menschen gewährt.

B. Und wenig bedeuten die Worte; denn

1) gute Lehren werden leicht vergessen;
2) das Leben ist in seinen verschiedenen Verhältnissen und Wechselfällen zu mannichfaltig, um in guten Lehren überall eine Richtschnur zu finden;
3) durch Worte werden zwar gute Vorsätze geweckt, aber nicht die Kraft zu deren Ausführung verliehen.

III. **Schluß.** Eine gute Erziehung verbunden mit einer guten Schule des Lebens das beste Mittel, den Menschen zu bilden.

---

75. Durch welche Motive ist die Charakterwandelung Chriemhildens im Nibelungenliede gerechtfertigt?

I. **Einleitung.** Kurze Erzählung der Ereignisse, unter denen Sigfried umkam. Seitdem Umwandlung im Charakter Chriemhildens; durch welche Motive diese Umwandelung gerechtfertigt?

II. **Ausführung.**

A. Innere Gründe:

1) Die durch den Tod Sigfrieds veränderte Stellung Chriemhildens als Weib; daher größere Selbstständigkeit, Thatkraft und Entschlossenheit;

2) ihre außerordentliche Liebe zum Gatten, dessen Ermordung sie zur Rache treibt;

3) das Bewußtsein, daß ihre Brüder am Morde ihres Gatten betheiligt waren, wodurch Verschlossenheit bei ihr erzeugt wird.

B. Aeußere Gründe:

1) Der Raub des Nibelungenschatzes durch Hagen;

2) die fortgesetzten Schmähungen und Angriffe Hagens, und dessen Uebermuth, wodurch bei Chriemhilden Haß und Rachsucht erregt und genährt wird:

a) Hagen trägt Sigfrieds Schwert an seiner Seite;

b) Hagen erregt durch den Mord des Königssohnes den Kampf zwischen den Hunnen und Burgunden;

c) Hagen hält sein Versprechen nicht, nach Gunthers Tode Chriemhilden den Ort des Schatzes anzugeben;

d) Hagen verhöhnt Chriemhilde.

III. **Schluß.** Diese Gründe in ihrer Gesammtheit wohl geeignet, eine Aenderung im Charakter Chriemhilden's herbeizuführen.

---

76. Der Weg zur Hölle ist mit guten Vorsätzen gepflastert.

I. **Einleitung.** Sinn dieses Sprüchwortes, daß oft der Weg zum Bösen reich an guten Vorsätzen ist, daß aber gute Vorsätze allein nicht vor dem Verderben schützen.

II. **Ausführung.**

A. Der Weg zum Bösen ist reich an guten Vorsätzen:

1) Der Mensch sinkt nicht auf einmal, sondern von Stufe zu Stufe;

2) er trägt, wenn er eine böse Handlung begeht, das Bewußtsein seines Unrechts in sich, und dieses Bewußtsein erweckt in ihm, wenn nicht jede Spur des Guten in ihm erloschen ist, den Entschluß zur Besserung;

3) jeder weitere Schritt auf der Bahn zum Bösen ruft in gleicher Weise das Bewußtsein begangenen Unrechts und gute Vorsätze im Menschen wach; diese werden eben so wenig wie die vorhergehenden gehalten, so daß der Böse, bevor er am Abgrunde des Verderbens anlangt, fast eben so viel gute Vorsätze, als böse Thaten aufzuweisen hat.

B. Gute Vorsätze allein schützen nicht vor dem Verderben;

1) weil sie oft in aufgeregter Gemüthsstimmung gefaßt und später leicht vergessen werden;
2) weil bei ernsten und wohlüberlegten Vorsätzen häufig die Charakterstärke mangelt,
   a) die Gelegenheit zum Bösen zu meiden und dessen Versuchungen zu widerstehen;
   b) den Spott der früheren Genossen zu ertragen.

III. **Schluß.** Soll uns dies abhalten, gute Vorsätze zu fassen?

---

77. Wichtigkeit einer gründlichen Kenntniß unserer Muttersprache.

I. **Einleitung.** Es gibt Leute, die verschiedene fremde Sprachen verstehen, ohne sich in ihrer Muttersprache richtig ausdrücken zu können. Von großer Wichtigkeit indessen ist eine gründliche Kenntniß der Muttersprache.

II. **Ausführung.** Denn dadurch wird:

1) Sicherheit und Gewandtheit im mündlichen Ausdruck sowohl als in schriftlicher Darstellung befördert;
2) das Verständniß unserer klassischen Schriftsteller erleichtert;
3) eine genaue Kenntniß des deutschen Geistes und Volks-Charakters bewirkt;
4) das Studium anderer Sprachen erleichtert;
5) die Bildung im Allgemeinen vervollständigt.

III. **Schluß.** Die Sprache des Menschen meist der Spiegel seiner Bildung.

---

78. Große und glücklich überstandene Gefahren eine große Wohlthat für die Völker.

I. **Einleitung.** Der Mensch zur Trägheit geneigt. Aeußere Antriebe müssen ihn aufrütteln. Diese sind für ganze Völker große Gefahren.

II. **Ausführung.** Denn dieselben erwecken

A. durch ihr Vorhandensein:

1) Kraft, Muth und Tapferkeit;
2) Ausdauer;
3) Einigkeit.

B. Durch ihr glückliches Ueberstehen:

1) Sicherheit und Vergrößerung der Macht;
2) Selbstvertrauen;

3) Vaterlandsliebe;
4) Sitteneinfachheit.

III. **Schluß.** Nur solche Staaten, die auf einer festen Grundlage beruhen, sind befähigt, großen Gefahren erfolgreich entgegenzutreten.

---

79. Vergleich des peloponnesischen Krieges mit dem ersten punischen Kriege.

I. **Einleitung.** Bei dem Studium der Geschichte ist es besonders lehrreich, wichtige Ereignisse mit einander zu vergleichen. Interessante Vergleichungspunkte bieten der peloponnesische und ꝛc.

II. **Ausführung.**

1) Aehnlichkeit in den Veranlassungen,
   a) entferntere,
   b) nähere Veranlassungen;
2) in der Unterstützung und der Bundesgenossenschaft beider streitenden Parteien;
3) im Wechsel des Kriegsschauplatzes; im ersten Griechenland, Sicilien und die See, — im zweiten Sicilien, Afrika und die See;
4) im Wechsel des Kriegsglücks.

III. **Schluß.** Ausgang und Folgen beider Kriege.

---

80. Das römische Kaiserthum der Deutschen. Wie ist es entstanden und welche Früchte hat es getragen?

I. **Einleitung.** Ueber das römische Kaiserthum der Deutschen verschiedenartige Urtheile gefällt, namentlich auch in Bezug auf die Früchte, die es getragen. Religiöser Standpunkt und Nationalgefühl lassen hierbei leicht Partei ergreifen.

II. **Ausführung.**

A. Die Entstehung jenes Kaiserthums wurde befördert

1) dadurch, daß für den Papst sowohl als für den deutschen König die Herstellung desselben wünschenswerth erschien;
2) durch die Vorstellung der römisch-katholischen Kirche, daß der religiösen Einheit eine möglichst starke politische Macht zur Stütze dienen müsse.

B. Früchte desselben.

1) Schädliche:

a) Die Größe des Reiches erschwerte eine gehörige Regierung desselben;

b) das romanische Element erhielt das Uebergewicht über das germanische;

c) Deutschland wurde in mancher Hinsicht zu Gunsten der Italiener vernachläßigt;

d) unter den verschiedenen Nationen wurde Haß und Eifersucht erregt.

2) Gute:

a) Die Autorität der deutschen Könige wuchs durch die Verbindung mit der geistlichen Macht des Papstes;

b) die Macht der christlichen Welt wurde befestigt.

III. **Schluß.** Wenn auch die Früchte des römischen Kaiserthums der Deutschen oft nicht den gehegten Erwartungen entsprochen haben, so läßt sich doch nicht verkennen, daß es doch auch sein Gutes gehabt hat.

---

81. Ueber den Nutzen der Naturwissenschaften für das geistige Leben des Menschen.

I. **Einleitung.** Großer Nutzen der Naturwissenschaften in materieller Beziehung (Arzneikunde, Bergbau, Vortheile des Dampfes und der Electricität). Aber auch für das geistige Leben des Menschen sind die Naturwissenschaften von großem Nutzen.

II. **Ausführung.**

1) Durch das Studium der Naturwissenschaften wird der Mensch zum Studium anderer, zu einem vollständigen Verständniß derselben nothwendigen, Wissenschaften angeregt (Mathematik);

2) durch genaueres Studium der Natur in ihren Einzelnheiten und ihres harmonischen Ineinandergreifens wird der Geist zum Genusse ihrer Schönheiten in besonderem Grade befähigt;

3) das genauere Studium der Natur verdrängt den Aberglauben, der nur dadurch entstanden ist, daß man sich auffallende Naturerscheinungen nicht zu erklären vermochte;

4) das richtige Studium der Naturwissenschaften lehrt uns in der Natur die Erhabenheit des Schöpfers stets mehr und mehr bewundern und den Gedanken an das Walten eines blinden Zufalles verdrängen.

III. **Schluß.** Nachtheile der Naturwissenschaften; das Studium derselben, welches nicht mit der Religion Hand in Hand geht, verleitet den

Menschen nicht selten, Alles auf die Kräfte der Natur zurückzuführe und das Walten eines höhern Wesens wegzuläugnen.

82. Welche Bedeutung hat Klopstock für die Entwickelung der deutschen Nationalliteratur?

I. **Einleitung**. Die deutsche Literaturgeschichte hat zwei Blütheperioden aufzuweisen; zu den Schöpfern der letzteren gehört vor allen Anderen Klopstock.

II. **Ausführung**. Seine Verdienste um die Entwickelung der deutschen Literatur sind:

1) Er befreite unsere Sprache von fremden Nachahmungen;
2) er schuf neue Wortbildungen und kühne Wendungen;
3) er führte die Versmaße der Alten, namentlich den Hexameter, mit Glück und Gewandtheit in die deutsche Sprache ein;
4) er wirkte darauf hin, daß größerer Werth auf inneren Gehalt und Bau der Dichtungen, als auf den Reim gelegt wurde, den er als Mittel bezeichnete, Mangel an poetischem Talent zu verdecken;
5) er behandelte die edelsten Stoffe:
   a) religiöse;
   b) nationale;
   c) Vaterlandsliebe und Freundschaft.

III. **Schluß**. Klopstocks hohe Verdienste vom gebildeten Theile der Nation im vollsten Maße gewürdigt; trotzdem seine Werke weniger vom Volke gelesen.

83. Ueber die Wahl der Freunde.

I. **Einleitung**. Durch wahre Freundschaft das Leben veredelt und verschönert. Wahre Freunde jedoch selten; daher Vorsicht bei der Wahl derselben.

II. **Ausführung**.

A. Bei der Wahl der Freunde sehe man nicht auf:
1) Reichthum;
2) Stand;
3) gewinnendes Benehmen im Umgang und witzige Unterhaltung.

B. Man sehe vielmehr, ob der Freund:
1) Uns an Charakter und Gesinnung verwandt;
2) vom Streben nach sittlicher Reife erfüllt;
3) offen und freimüthig
   a) in seinen Handlungen überhaupt,
   b) bei Wahrnehmung unserer Fehler insbesondere;

4) verschwiegen in Bezug auf anvertraute Geheimnisse;
5) wohlwollend und theilnehmend;
6) aufopferungsfähig;
7) beständig ist.

III. **Schluß.** Manche Freundschaften würden längeren Bestand haben, wenn man bei der Wahl der Freunde mit größerer Vorsicht zu Werke ginge.

---

84. Warum ist man gegen die Fehler Anderer strenger, als gegen seine eigenen?

I. **Einleitung.** Es ist eine täglich zu beobachtende Erscheinung im Leben, daß die Menschen gegen die Fehler Anderer nachsichtiger sind, als &c.

II. **Ausführung.** Gründe dieser Erscheinung:
1) Manche unserer Fehler halten wir nicht für Fehler, oder wir legen ihnen eine zu geringe Bedeutung bei, weil Eigenliebe oder Leidenschaft uns an einer richtigen Selbsterkenntniß verhindert;
2) gewöhnlich empfinden wir unsere eigenen Fehler weniger selbst, indem meistens Andere darunter zu leiden haben; hingegen werden wir von den Fehlern Anderer oft in empfindlicher Weise berührt (Stolz, Ungerechtigkeit); daher strengere Beurtheilung derselben;
3) unser Urtheil über Andere wird häufig von Vorurtheilen (persönlicher Abneigung &c.) geleitet;
4) wir urtheilen über Andere oft strenger, weil wir die ihren Handlungen zu Grunde liegenden Beweggründe nicht immer kennen, — und
5) weil uns die Verhältnisse unbekannt sind, die ihren Fehlern mitunter zur Entschuldigung gereichen, (Armuth, Noth, mangelhafte Erziehung).

III. **Schluß.** Bestrebe dich, dir größere Strenge gegen die eigenen Fehler und mehr Schonung bei Beurtheilung der Fehler Anderer anzueignen!

---

85. Warum wurde der zweite punische Krieg nach der Schlacht bei Cannä noch nicht beendigt?

I. **Einleitung.** Das letzte bedeutende römische Heer war bei Cannä vernichtet worden; der Krieg schien zum Nachtheil der Römer entschieden zu sein. Trotzdem wurde ihnen die Fortsetzung des Krieges ermöglicht.

II. **Ausführung.** Wodurch?
1) Durch die feste Organisation des Staates, welche sich in langen und schweren Kämpfen bewährt hatte;

2) durch die Festigkeit der Stadt Rom;
3) durch die den Römern noch zu Gebote stehenden Hülfsmittel an Mannschaften und Geld;
4) durch die Treue der meisten Bundesgenossen;
5) durch den Vorzug des römischen Heeres, welches für die Rettung des Vaterlandes kämpfte, vor dem carthagischen Heere, welches aus Miethsoldaten bestand;
6) durch die Charakter-Eigenschaften der Römer; insbesondere ihre
   a) Vaterlandsliebe, welche alle innere Parteizwiste verdrängte und zu jedem Opfer befähigte;
   b) Liebe zur Freiheit;
   c) National-Stolz, indem sie es verschmähten, als Besiegte Frieden zu schließen;
   d) Vertrauen auf die Götter und die Zukunft Roms.

III. **Schluß.** Umschwung der Verhältnisse zu Gunsten der Römer, die nach kurzer Zeit wieder mit Ruhe und Zuversicht den kommenden Ereignissen entgegensehen konnten.

---

86. Wodurch kann man sich um die Nachwelt verdient machen?

I. **Einleitung.** Große Männer sind weniger bestrebt, Ehre und Ruhm zu erlangen, als der Mitwelt zu nützen und sich um die Nachwelt verdient zu machen. Wodurch kann man sich ꝛc. (Thema.)

II. **Ausführung.**

A. Durch geistige Thätigkeit:
1) durch Bekämpfung schädlicher Meinungen und Einrichtungen;
2) durch Pflege der Wissenschaften und Künste;
3) durch Ausbildung des Unterrichts- und Erziehungswesens (Pestalozzi);
4) durch nützliche Entdeckungen und Erfindungen (Columbus, Gutenberg);
5) durch weise Gesetzgebung (Solon);
6) durch gute Staatsverwaltung.

B. durch Verwerthung materieller Güter:
1) durch dauernde Stiftungen zur Unterstützung wissenschaftlichen Strebens;
2) durch dauernde Stiftungen zur Linderung menschlichen Elends (Hospitäler, Irrenhäuser ꝛc.);
3) durch Beförderung guter Unternehmungen überhaupt, deren Nutzen auch kommenden Generationen zu Theil wird.

III. **Schluß.** Nicht Jeder ist berufen, sich in hervorragender Weise um die Nachwelt verdient zu machen; indessen Jeder, der seine Berufspflichten

treulich erfüllt und das Wohl seiner Mitmenschen nach seinen Kräften zu befördern sucht, erwirbt sich indirect auch um die Nachwelt Verdienste.

---

87. Unter welchen Bedingungen ist das Streben nach Ruhm gerechtfertigt?

I. **Einleitung.** Das Streben nach Ehre und Ruhm wird zwar in der Regel getadelt. Indessen kann es auch unter Umständen gerechtfertigt sein.

II. **Ausführung.** Unter welchen?

A. Wenn das Streben nach Ruhm auf die rechten Gegenstände gerichtet ist:

1) auf an sich gute,
2) auf erreichbare Gegenstände.

B. Wenn in dem Streben nach Ruhm Maß beobachtet wird, wenn es

1) ohne Leidenschaftlichkeit,
2) ohne Verletzung Anderer,
3) ohne Anwendung verkehrter Mittel stattfindet.

C. Wenn sich das Streben nach Ruhm auf andere, edlere Beweggründe stützt.

III. **Schluß.** Streben nach Ruhm, richtig geleitet, hat schon oft zu großen und edelen Thaten geführt.

---

88. Was bedarf der Mensch, um glücklich zu sein?

I. **Einleitung.** Bestreben der Menschen, glücklich zu werden, und die verschiedenen Anschauungen, was zum Glück gehört.

II. **Ausführung.**

A. Es gehört dazu nicht:

1) Reichthum,
1) Glänzende Lebensstellung,
3) Ehre und Ruhm.

B. Sondern es gehört dazu:

1) Innere Zufriedenheit und ein gutes Gewissen,
2) Genügsamkeit,
3) Gesundheit,
4) Sorgenfreies Auskommen,
5) Regelmäßige Beschäftigung.

III. **Schluß.** Selten alle diese Bedingungen vereinigt, selten ein vollkommenes Glück.

---

89. Werth der Zeit.

I. **Einleitung.** Der Werth der Zeit selten in der gehörigen Weise gewürdigt.

II. **Ausführung.** Deshalb ist ihr Werth so groß:

1) Weil sie kurz und flüchtig ist; wenige Menschen erreichen ein hohes Alter, manche sterben früh; bei Berechnung der Lebensdauer kann kaum in Betracht kommen der traumähnliche Zustand der Kindheit, weil während derselben der Mensch noch nicht schaffen und wirken kann, sowie die Zeit, die auf Schlaf verwandt und von Krankheit ausgefüllt wird.
2) weil sie unwiderbringlich ist; die meisten anderen Güter des Lebens, oft sogar die Gesundheit, lassen sich, wenn sie verloren, wiedergewinnen: die Zeit nie.
3) weil von ihrer Benutzung das zeitliche und ewige Glück des Menschen abhängt.

III. **Schluß.** Kurze Zusammenfassung des Ganzen und Schlußfolgerung.

---

90. Vortheilhafte Folgen der Buchdruckerkunst.

I. **Einleitung.** Von allen Erfindungen ist wohl keine wichtiger, als die Buchdruckerkunst.

II. **Ausführung.** Denn in Folge derselben:

A. Wurden die Wissenschaften allgemeiner verbreitet, indem

1) Bücher, vordem durch mühsames Abschreiben hergestellt und nur mit großen Kosten zu beschaffen, billiger wurden, — und in Folge dessen
2) allgemeinere Verbreitung im Volke fanden, während früher der Besitz eines Buches zuden Seltenheiten gehörte;
3) nützliche Schriften, da sie in so vielen Exemplaren existirten, nicht so leicht der Vernichtnng Preis gegeben wurden.

B. Wurde eine schnellere Entwickelung von Kunst und Wissenschaft herbeigeführt, indem

1) ein rascherer Austausch der Gedanken bewirkt wurde;
2) ausgezeichnete Leistungen Einzelner eine bessere Würdigung fanden;
3) der bisherige Stand der Wissenschaft und Kunst eine leichtere Uebersicht erhielt, um auf dem bereits Vorhandenen mit Erfolg weiter bauen zu können.

III. **Schluß.** Der Ruhm, die Buchdruckerkunst erfunden zu haben, gebührt den Deutschen. (Gutenberg.) Es verdient Anerkennung, daß

die Deutschen sich dieses Ruhmes auch würdig zeigen durch ihre Bestrebungen und Leistungen auf den Gebieten der Kunst und Wissenschaft.

---

91. Die Kunst im Dienste der Religion.

I. **Einleitung.** Bestrebungen der Menschen von jeher, die Gottheit zu ehren und zu verherrlichen. Nicht nur durch fromme Verehrung an sich gibt sich diese Bestrebung kund, sondern es wurde auch, um den Kultus der Gottheit zu verherrlichen, die Kunst in den Dienst der Religion hineingezogen.

II. **Ausführung.**

A. Die bildenden Künste:

1) Baukunst; Tempel zu Jerusalem sowie insbesondere die herrlichen Dome des Mittelalters und der neueren Zeit;

2) Bildnerei, vorzugsweise von den Griechen zur Ausschmückung ihrer Tempel angewandt;

3) Malerei; namentlich in Italien und Deutschland die Kirchen-Malerei von großer Bedeutung.

B. Die redenden Künste:

1) Dichtkunst; von fast allen Völkern zur Verherrlichung der Religion angewandt; von den Deutschen besonders im Mittelalter, wo sie nicht wenig zur Entwickelung des deutschen Drama beitrug;

2) Gesang und Musik, die im Dienste der Religion sich zu einer besonderen Art des Gesanges, zu einer besonderen Kirchenmusik entwickelt haben.

III. **Schluß.** Nichts kann dem für Religion begeisterten Künstler ein größerer Sporn sein, als der Gedanke, daß er zur Verherrlichung Gottes denkt und schafft.

---

92. Vorzüge der Armuth vor dem Reichthum.

I. **Einleitung.** Es ist nicht zu leugnen, daß der Reichthum seine Vorzüge hat, indem derselbe ein Mittel ist 2c. 2c.

II. **Ausführung.** Doch auch die Armuth hat ihre Vorzüge:

A. In äußerer Beziehung:

1) der Arme ist in der Regel weniger von Krankheiten heimgesucht, als der Reiche;

2) der Arme hat wenige Bedürfnisse, der Reiche viele; dem Armen schmeckt sein spärliches Mahl oft besser, als dem Reichen seine ausgesuchten Speisen;

3) der Arme hat keine Neider, der Reiche hat deren viele;
4) mit der Armuth sind weniger äußere Gefahren verbunden als mit dem Reichthum, der die Habsucht böser Menschen reizt.

B. In innerer Beziehung.
1) in geistiger Hinsicht:
Armuth ein mächtiger Sporn, geistige Anlagen und Fähigkeiten auszubilden, während Reichthum leicht die Meinung erzeugt, geistige Anstrengungen entbehren zu können.
2) in moralischer Hinsicht:
a) Armuth bewahrt vor manchen Fehlern, welche durch den Reichthum hervorgerufen werden, (Stolz, Verschwendung);
b) Armuth erzeugt oft Thatkraft, während Reichthum leicht erschlafft und verweichlicht;
c) Armuth bewahrt vor Schmeichlern und falschen Freunden, während Reichthum dieselben anlockt.

III. **Schluß.** Die Armuth daher kein so großes Unglück, wofür sie gewöhnlich gehalten wird, und der Reichthum kein so großes Gut, wie es der Arme gewöhnlich glaubt.

---

93. Gut verloren, Wenig verloren, — Ehre verloren, Viel verloren, — Gott verloren, Alles verloren.

I. **Einleitung.** Bei den meisten Menschen schlägt der Verlust irdischer Güter die tiefsten Wunden; der Verlust der Ehre schmerzt schon weniger; am wenigsten zc. Diese Erscheinung beruht auf einer unrichtigen Schätzung der Dinge; denn Gut verloren, Wenig verloren zc. (Anführung des Thema).

II. **Ausführung.**

A. Gut verloren, Wenig verloren.
1) Der Verlust von Gütern ist in den meisten Fällen durch beharrliche Thätigkeit, Sparsamkeit und Umsicht wieder zu ersetzen.
2) Der Verlust von Gütern ist oft mit guten Wirkungen verbunden, indem dadurch:
a) der Mensch vor manchen Fehlern, die ihren Ursprung im Besitz des Gutes haben, bewahrt bleibt;
b) die Wechselfälle des Lebens leichter ertragen lernt;
c) zu kräftigem Handeln angeregt wird.

B. Ehre verloren, Viel verloren.
1) Die Ehre bildet für den Menschen einen wichtigen Stützpunkt seines geistigen und sittlichen Strebens; und ist
2) einmal verloren, schwer oder gar nicht zu ersetzen.

C. Gott verloren, Alles verloren.

1) Durch Mangel an Religion verliert der Einzelne:
   a) den besten Trost im Unglück,
   b) die Hoffnung auf bessere Zeiten nach dem Tode,
   c) jeden moralischen Halt, so daß er immer tiefer sinkt.
2) gerathen ganze Staaten:
   a) in sittlichen,
   b) und in Folge dessen meistens auch in politischen Verfall.

III. **Schluß.** Jener Spruch verdient, wohl beherzigt zu werden, damit unser Streben sich nicht in untergeordneten Dingen verliere, sondern auf Erlangung und Bewahrung der höchsten Güter gerichtet werde.

---

94. Welchen Einfluß übt das Meer auf den Charakter seiner Küstenbewohner?

I. **Einleitung.** Wie die Beschaffenheit und Eigenthümlichkeiten mancher Gegenden nicht ohne Einfluß auf den Charakter ihrer Bewohner sind, so übt auch das Meer auf den Character seiner Anwohner einen großen Einfluß aus.

II. **Ausführung.**

A. Wohlthätiger Einfluß:

1) Das Meer flößt dem Menschen Staunen und Achtung vor der Allmacht Gottes ein und erhebt das Gemüth desselben durch seine Großartigkeit;
2) das Meer mit seinen mannichfachen Gefahren weckt in seinen Anwohnern Muth, Ausdauer und Unternehmungsgeist;
3) befördert in seiner Schrankenlosigkeit bei seinen Anwohnern die Liebe zur Freiheit;
4) vermehrt ihre Geneigtheit, in Noth und Gefahr einander beizustehen.

B. Nachtheiliger Einfluß:

1) Durch die Nähe des Meeres mit seinen Stürmen und Gefahren und rauhen Beschäftigungen werden seine Anwohner leicht verwildert;
2) die Nähe des Meeres verleitet nicht selten dessen Anwohner, die Eigenthumsrechte Anderer zu mißachten; der Küstenbewohner gern geneigt, Alles, was das Meer spendet, als herrenloses Gut zu betrachten und sich anzueignen. (Strand-Räuberei.)

III. **Schluß.** Der Einfluß des Meeres auf den Charakter seiner Anwohner gelangt weniger zur Geltung in größeren Küstenstädten, wo derselbe mehr durch die Einwirkungen des größern Handels und Verkehrs 2c. verdrängt wird.

95. Vorzüge der Einsamkeit.

I. **Einleitung**. Geselligkeitstrieb des Menschen. Manchmal fühlt indessen der Mensch das Bedürfniß nach Einsamkeit. Diese hat ihre Vorzüge.

II. **Ausführung**.

A. In Bezug auf geistiges Streben:

1) Einsamkeit macht den Geist geneigt, sich mit den Wissenschaften zu beschäftigen;

2) bewahrt vor Zerstreuungen und verschafft die nöthige Ruhe, die Gedanken zu sammeln und sich den Wissenschaften mit Erfolg hinzugeben.

B. In Bezug auf sittliches Streben:

1) Einsamkeit veranlaßt zum Nachdenken und gewährt hierdurch

a) eine klare Selbsterkenntniß,

b) eine richtigere Beurtheilung der uns umgebenden Verhältnisse und der sich für uns daraus hervorgehenden Pflichten;

2) Einsamkeit bewahrt vor manchen Fehlern; (Verläumdung 2c.)

3) Einsamkeit entzieht uns dem Anblicke und dem verderblichen Einflusse böser Beispiele.

III. **Schluß**. Einsamkeit hat auch ihre Gefahren, besonders wenn dieselbe in übermäßiger Weise gesucht wird. Wie in geistiger Hinsicht Einseitigkeit, so wird in sittlicher Beziehung leicht durch übertriebene Einsamkeit Hochmuth und Dünkel hervorgerufen und der Mensch von fruchtbringender Thätigkeit abgezogen. Daher meide auch hierin das Uebermaß.

---

96. Entwickelung der Ursachen, welche gegen Ende des Mittelalters den Verfall der deutschen Poesie hervorriefen.

I. **Einleitung**. Als noch die Poesie der meisten übrigen Nationen in der Entwickelung begriffen war, stand die deutsche Poesie in hoher Blüthe. Leider traten jedoch gegen Ende des Mittelalters Verhältnisse ein, die nicht nur ihren ferneren Aufschwung hemmten, sondern sogar ihren Verfall herbeiführten.

II. **Ausführung**. Worin bestanden diese?

1) Die Heldenzeit der Hohenstaufen hatte aufgehört, und es begann eine — dichterischen Bestrebungen wenig günstige — Zeit der Gährungen. Streitigkeiten des Kaisers mit den Reichsfürsten und den Päpsten;

2) Seuchen und Hungersnoth suchten um jene Zeit Deutschland vielfach heim nnd erzeugten eine gedrückte Stimmung;

3) die Zunahme des Handels machte den Sinn des Volkes materieller;
4) das Ritterthum, das früher die Poesie gepflegt hatte, besaß nur noch Sinn für Kampf und Fehden;
5) die Geistlichkeit neigte sich mehr zur Wissenschaft und verachtete vielfach in ihrem Wissensdünkel die Poesie;
6) die fahrenden Dichter verloren in solchen Zeiten ihre Zuhörer;
7) die Meistersänger hatten zwar guten Willen, aber keine rechte Kraft, um die Poesie aufrecht zu erhalten;
8) die einzigen noch begabten Geister arbeiteten in verkehrter Richtung, indem sie sich fremden Stoffen zuwandten.

III. **Schluß.** Mit dem Verfall der Poesie ging auch die Verschlechterung der Sprache Hand in Hand.

---

97. Welches waren die entfernteren und näheren Veranlassungen zum zweiten punischen Kriege, und weshalb unterlagen die Carthager?

I. **Einleitung.** Der zweite punische Krieg deshalb so bedeutend, weil in ihm zwischen den mächtigsten Staaten der damaligen Zeit, unter Führung der größten Feldherren und mit der äußersten Erbitterung gekämpft wurde.

II. **Ausführung.**

A. Die Veranlassungen des Krieges waren:

1) Entferntere:
   a) Beide Völker stritten um die Weltherrschaft und glaubten nicht neben einander bestehen zu können; daher gegenseitiger, tief wurzelnder Nationalhaß;
   b) Carthago wollte sich für die Verluste im ersten punischen Kriege entschädigen und gleichzeitig seine Macht vergrößern.
2) Nähere: Hannibal drängte zum Kriege, weil
   a) Carthago durch die Eroberung in Spanien wieder erstarkt war;
   b) Massinissa seine Hülfe zugesagt hatte;
   c) Rom erschöpft und durch den Abfall seiner Bundesgenossen bedroht war;
   d) er selbst sich stark genug fühlte, den Krieg zu leiten;
   e) er den seinem Vater geschworenen Eid erfüllen wollte.

B. Der Untergang Carthago's wurde herbeigeführt, weil

1) Carthago mehr Handels- als Kriegsvolk war und Söldner im Dienste hatte, während die Römer ꝛc.
2) Rom damals auf dem Gipfel seiner Macht stand;

3) Rom einig, Carthago hingegen von inneren Parteizwisten zerklüftet war, in Folge deren Hannibal ohne Hülfe gelassen wurde, wo er ihrer am meisten bedurfte.

III. **Schluß.** Mit Unrecht Hannibal der Vorwurf gemacht, mit dem Angriffe Rom's zu lange gezögert zu haben.

---

98. Rede des Appius Claudius Cäcus gegen Cineas, den Gesandten des Pyrrhus.

I. **Einleitung.** Veranlassung zur Rede

II. **Ausführung.** Der Friede darf nicht angenommen werden; denn

1) Es ist schimpflich, mit einem Feinde Friede zu machen, der die Tarentiner in ihrem Frevel unterstützt;
2) die gestellte Forderung, für einige Gefangene ganze Länderstrecken zurückzugeben, ist unannehmbar;
3) durch die Annahme des Friedens wird das Ansehen des römischen Volkes geschmälert, und andere Völker werden zum Abfalle verleitet;
4) die Römer haben nie mit einem siegenden Feinde Friede geschlossen;
5) der Sieg ist unzweifelhaft, da die Macht der Römer keineswegs erschöpft und Hülfe zu erwarten ist;
6) Pyrrhus bietet nicht ohne Grund Friede an.

III. **Schluß.** Aufforderung zur Fortsetzung des Krieges.

---

99. Character der Gudrun nach dem Gudrunliede.

I. **Einleitung.** Gudrun ist im Gudrunliede als ein Bild echter Weiblichkeit geschildert.

II. **Ausführung.** Ihre Eigenschaften sind:

1) Treue Liebe; sie verschmäht die Hand des sie herzlich liebenden Hartmuth und die Aussicht auf einen Königsthron;
2) Duldsamkeit; Gerlindens Mißhandlungen;
3) Edelmuth und Selbstverleugnung; den göttlichen Vogel fragt sie zuerst nach Eltern und Vasallen, dann nach ihrem Geliebten, und zuletzt erst gedachte sie ihrer selbst;
4) Weibliche Milde und Sanftmuth; stets zum Verzeihen geneigt, wandelte sie Feinde in Freunde um.

III. **Schluß.** Gegensatz des Gudrunliedes und des Nibelungenliedes. Jenes behandelt den Lohn der Liebe, während dieses die Schrecken der Liebe zum Gegenstande hat.

---

100. Bourleigh und Talbot.

Charakteristik nach Schillers Maria Stuart.

I. **Einleitung.** Elisabeths Umgebung. Unter derselben sind Bourleigh und Talbot durch ihre entgegengesetzten Eigenschaften bei sonst gleichen Verhältnissen bemerkbar.

II. **Ausführung.**

A. Die wenigen Punkte, in denen sie übereinstimmen, sind folgende:

1) Beide nehmen eine gleiche Stellung am Hofe ein;

2) Beide sind treue Diener Elisabeths.

B. Verschiedenheiten:

1) Bourleigh geht das Wohl der Königin über Alles; er will die Ursache ihres Kummers beseitigt sehen, obgleich er von der gerechten Sache Maria's überzeugt ist; — Talbot empfindet Mitleid mit der unglücklichen Maria;

2) Bourleigh schreckt selbst vor unerlaubten Mitteln nicht zurück, Maria zu beseitigen; — Talbot nimmt sie in Schutz und hält Elisabeth offen ihr Unrecht vor;

3) Bourleigh sucht Alles zu Ungunsten Maria's auszulegen (z. B. ihren Wunsch, Schottland und England zu vereinigen); — Talbot sucht selbst ihre Fehler zu entschuldigen;

4) Bourleigh drang mit Entschiedenheit auf schnelle Vollstreckung des gegen Maria ausgesprochenen Urtheils; — Talbot verlangte Aufschub und Ueberlegung.

III. **Schluß.** Hiernach erscheint Bourleigh als Repräsentant eines übertriebenen, rücksichtslosen Eiferers für das Wohl der Königin, — Talbot eines, seiner Königin ergebenen, aber dabei edelmüthigen und rechtlichen Mannes.

---

101. Charakteristik der alten Deutschen.

I. **Einleitung.** Historische Bedeutung des deutschen Volkes.

II. **Ausführung.** Charakteristik der alten Deutschen.

A. In körperlicher Beziehung (Schöne Gestalt — Größe — Kraft und Gewandtheit)

B. In geistiger Beziehung.

1) Lichtseiten:

a) Intelligenz und natürliche Begabung;

b) Offenheit und Geradheit;

c) Treue und Redlichkeit;

d) Verehrung gegen die Götter;

e) Liebe zum Vaterlande und zur Freiheit;

f) Tapferkeit;

g) Keuschheit (Reinheit der Ehe, Achtung der Frauen).

2) Schattenseiten:

a) Uebergroße Neigung zu Zech-Gelagen;

b) Hang zum Spiel.

III. **Schluß.** Die Vorzüge der alten Deutschen wurden selbst von ihren Feinden rühmend anerkannt.

---

102. Der Mensch im Kampfe mit der Natur.

I. **Einleitung.** Beim Anblick der Natur und ihrer, mit manchem Genuß verbundenen Schönheiten liegt der Gedanke wohl fern, daß der Mensch in mancher Beziehung zum Kampfe mit der Natur gezwungen ist. Und doch ist dem so.

II. **Ausführung.** Der Mensch muß kämpfen

A. Mit der lebenden Natur:

1) Gegen Thiere;

a) zur Unterhaltung des Lebens,

b) um sich vor ihrer Wildheit zu schützen;

2) gegen Pflanzen. Mühsames Ausrotten von Unkraut, Urbarmachung von Wäldern.

B. Mit der leblosen Natur:

1) Gegen das Feuer;

2) gegen das Wasser (Ueberschwemmungen, Gefahren der Schifffahrt);

3) gegen den Blitz;

4) gegen Sturm und Hagel;

5) gegen Erdbeben;

6) gegen Einsturz, Verschüttung und andere Gefahren, die sich dem Menschen beim Bergbau entgegenstellen, wenn er die Schätze der Natur ans Tageslicht zu fördern sucht.

III. **Schluß.** Durch seine geistige Ueberlegenheit ist es dem Menschen gelungen, sich in mancher Hinsicht die Natur unterthänig und die Kräfte derselben seinem Willen dienstbar zu machen.

---

103. Die Bedeutung der Ströme für die Cultur.

I. **Einleitung.** Ueber die Wohnsitze der ältesten Culturvölker, meist in der Nähe von Strömen. Diese für die Cultur von großer Bedeutung.

II. **Ausführung.**

A. Wichtigkeit der Ströme für die Ansiedelung der Menschen, im Hinblick auf:

1) Fischerei,
2) Jagd,
3) Nomadenleben,
4) Ackerbau.

B. Wichtigkeit für Handel und Verkehr:

1) Als natürliche Verkehrsstraßen,
2) durch Anlagen von Fabriken,
3) durch Anlage von Städten.

C. Politische Bedeutung:

1) Ströme sind die Wiege größerer Staaten,
2) geben denselben natürliche Grenzen,
3) begünstigen kriegerische Operationen.

III. **Schluß.** Die Ströme also von hoher Bedeutung für die Cultur.

---

104. Vortheilhafte Folgen der Entdeckung Amerika's.

I. **Einleitung.** Nähere Umstände, unter denen Amerika im fünfzehnten Jahrhundert durch Columbus entdeckt wurde. Wichtigkeit dieser Entdeckung in vielen Beziehungen.

II. **Ausführung.**

A. Folgen in geistiger Beziehung:

1) Bereicherung der Wissenschaften;
   a) Geographie,
   b) Völkerkunde,
   c) Naturwissenschaften;
2) größere Ausbreitung des Christenthums und damit im Zusammenhang
3) Cultivirung der meist wilden Völker Amerikas.

B. Aeußere Folgen:

1) Manche schätzenswerthe Naturprodukte wurden nach anderen Erdtheilen verpflanzt (Kartoffeln, Baumwolle);
2) Handel und Verkehr gewannen eine größere Ausdehnung;
3) unternehmenden, mit den heimathlichen Verhältnissen unzufriedenen Menschen wurde ein neues fruchtbares Feld ihrer Thätigkeit eröffnet;
4) es wurde der Uebervölkerung anderer Länder vorgebeugt.

III. **Schluß.** Schneller Aufschwung Amerikas im Vergleich zu allen anderen Erdtheilen.

---

105. Lust und Liebe sind die Fittiche zu großen Thaten.

I. **Einleitung.** Meistens gehen große Thaten aus ausgezeichneten Anlagen hervor. Indessen haben auch mittelmäßige Anlagen oft Tüchtiges geleistet, wenn Lust und Liebe zur Sache damit verbunden war. Es sind Lust und Liebe die Fittiche zu großen Thaten.

II. **Ausführung.** Denn dieselben:

1) Sind ein vorzügliches Anregungsmittel, sich für große Thaten zu begeistern;
2) muntern auf, die volle Thatkraft in Anwendung zu bringen;
3) verleihen Muth und Ausdauer zur Ertragung von Mühen und zur Bekämpfung sich entgegenstellender Hindernisse;
4) verbürgen den Erfolg; Demosthenes erlangte trotz aller Hindernisse eine so hohe Stufe der Beredtsamkeit, eben weil ihm Lust und Liebe zu derselben den Erfolg seiner angestrengten Bemühungen außer Zweifel stellten.

III. **Schluß.** Wo Lust und Liebe zu einer Sache fehlt, wird selten etwas Ausgezeichnetes geleistet.

---

106. Die Dichtkunst eine Bildnerin der Menschheit.

I. **Einleitung.** Unter den Klassen von Männern, die sich um die Verbreitung von Bildung verdient gemacht haben, gebührt den Dichtern nicht die letzte Stelle.

II. **Ausführung.**

A. Denn die Dichtkunst wirkt in bildender und veredelnder Weise:

1) Auf den Verstand. Die schönsten Wahrheiten bietet sie in poetischem Gewande dem Menschen zur Betrachtung dar;
2) auf unser Wissen. Schöne Episoden der Geschichte, Charakterzüge großer Männer würden Manchem ganz unbekannt bleiben, wenn sie nicht in Dramen, Balladen und Liedern verherrlicht wären;
3) auf das Gemüth. Durch dichterische Erzeugnisse wird das Gefühl in mannichfacher Beziehung angeregt und für das Gute empfänglich gemacht:

a) Vaterlandsliebe. Auf diesem Gebiete insbesondere hat die Poesie manche herrliche Früchte getragen (Körner ꝛc.)
b) Religiösität; (Klopstock);
c) Mitleid mit den Bedrängten;
d) Freude am Guten und Haß gegen das Böse im Allgemeinen.

B. Der Einfluß der Dichtkunst auf die Bildung der Menschen wird bestätigt:
1) Durch die Geschichte der Völker; gerade diejenigen Völker sind die gebildetsten gewesen, welche am meisten die Dichtkunst pflegten;
2) durch große und weise Männer, wie Lykurg und Solon, welche die Dichtung für das geeignetste Mittel zur Veredelung der Völker hielten.

III. **Schluß.** Es gibt wohl Keinen, der nicht schon an sich selbst den erhebenden und veredelnden Eindruck eines schönen Gedichtes auf Geist und Gemüth empfunden hätte.

---

107. Ueber die Feindesliebe der Alten.

I. **Einleitung.** Wenn auch das Gebot, die Feinde zu lieben, vorzugsweise ein Ausfluß des Christenthums ist, so finden wir doch Feindesliebe schon bei den Alten.

II. **Ausführung.**

A. In philosophischen Schriften der Alten wird Feindesliebe gelehrt:
1) Sokrates stellt (in Plato's Crito) den Grundsatz auf, es sei Unrecht, Böses mit Bösem zu vergelten;
2) man müsse besiegte Feinde wie Brüder behandeln.

B. Bei den Alten finden sich manche Beispiele von Feindesliebe:
1) Gegen politische Gegner;
Aristides und Themistocles, Metellus und P. Afrikanus;
2) gegen persönliche Gegner;
Alexander der Große, Pittacus von Mytilene.

III. **Schluß.** Gleichwohl war die Feindesliebe bei den Alten mehr Ausnahme, und nur bei einzelnen, besonders ausgezeichneten Männern zu finden.

---

108. Warum verschonte Cicero den Catilina, als dessen Verrath offen war?

I. **Einleitung.** Zustände Roms. Umtriebe des Catilina. Stellung Cicero's und dessen Verhältniß zu Catilina. Es könnte befremdlich

erscheinen, daß Cicero den Catilina verschonte, als dessen Verrath entdeckt war.

II. **Ausführung.** Und doch hatte Cicero seine Gründe hierzu.

A. Dieselben bestanden nicht:

1) In Kurzsichtigkeit Cicero's,
2) in Mangel an entschiedenem Handeln,
3) in Furcht,
   a) weder vor Catilina,
   b) noch vor seinen Mitbürgern.

B. dieselben bestanden vielmehr in der Erwägung Cicero's:

1) Daß Catilina, indem er sich zu dem in Etrurien gesammelten Heere begab, sich offen als Verräther darstellen und hierdurch einen Beweis seiner Schuld liefern würde, daß aber ein solch unwiderleglicher Beweis durch den Tod Catilinas verloren gehen würde;
2) daß ein unumstößlicher Beweis von Catilina's Schuld von größter Wichtigkeit sei,
   a) den Anhang Catilinas zu vermindern und die Schwankenden von seiner Sache zurückzuziehen,
   b) die Wachsamkeit der gutgesinnten Bürger zu erhöhen

III. **Schluß.** Daher das Verhalten Cicero's Catilina gegenüber begründet und wohl berechnet. Cicero's Verdienste um den Staat durch Entdeckung der catilinarischen Verschwörung und seine weisen Maßnahmen wurden von seinen Mitbürgern so anerkannt, daß er durch den Ehrentitel „pater patriae" ausgezeichnet wurde.

---

109. Das Hexenwesen im Mittelalter.

Allgemeine Gründe, auf denen dasselbe vorzugsweise beruhte.

I. **Einleitung.** Zu den größten Schattenseiten des Mittelalters gehört das Hexenwesen. Grausame Verfolgung der der Zauberei Beschuldigten. — Hexenprozesse. —

II. **Ausführung.** Die allgemeinen Gründe, auf denen das Hexenwesen vorzugsweise beruhte, sind:

1) Tiefe Unwissenheit und Aberglaube der Menge;
2) Religiöser Fanatismus; die Beschuldigung der Zauberei vielfach als Vorwand zur Verfolgung Andersgläubiger benutzt;
3) Gelddurst und Habsucht. Die Beschuldigung der Zauberei bot ein bequemes Mittel zur Bereicherung, indem

a) in manchen Staaten große Belohnungen für das Auffinden von Hexen und Zauberern ausgesetzt waren,
b) in anderen Staaten das Vermögen der wegen Zauberei Verurtheilten eingezogen wurde;

4) Furcht. — Bei den Ueberhand nehmenden Greueln und Grausamkeiten der Hexen-Verfolgungen hatte derjenige, der sich den Verfolgungen nicht anschloß, zu gewärtigen, selbst wegen Zauberei angeklagt und verfolgt zu werden.

III. **Schluß.** Jene Zeiten finsteren Aberglaubens und menschlicher Geistesverirrung glücklich vorüber. Großes Verdienst der muthvollen Männer, welche zuerst gegen den Hexen-Glauben und die Hexen-Verfolgungen aufzutreten wagten. (Tanner, Friedrich Spee.)

---

110. Europa und Amerika, was sie gegenseitig voraus haben.

I. **Einleitung.** Es hat sich wohl kein Erdtheil so schnell in den mannichfachsten Beziehungen emporgeschwungen, wie Amerika. Es lohnt sich daher wohl, einen Vergleich anzustellen zwischen unserem Erdtheile und Amerika, und zu untersuchen, was sie vor einander voraus haben.

II. **Ausführung.**

A. Europa hat vor Amerika voraus:

1) Aeußere Vorzüge:
a) Größere Zergliederung der Küste, daher viele Häfen, — während Amerika deren weniger hat;
b) gemäßigteres Klima, es liegt fast ganz in der gemäßigten Zone, — was bei Amerika nicht der Fall ist;
c) eine verhältnißmäßig dichtere und gleichmäßigere Bevölkerung.

2) Innere Vorzüge:
a) Bessere Verwaltung und geordnetere Rechtsverhältnisse;
b) größere Gesittung der Bewohner;
c) höhere Stufe wissenschaftlicher Bildung;
d) höhere Entwickelung der Kunst, die in Amerika der mehr materiellen Richtung wegen in den Hintergrund tritt;
e) größere religiöse Einheit, im Gegensatz zu den vielen Secten Amerika's. (Mormonen 2c.)

B. Amerika hat vor Europa voraus:

1) Aeußere Vorzüge:
a) Größeren Umfang;
b) größere und mächtigere Stromgebiete;
c) günstigere Bodenverhältnisse;

α) für Ackerbau, größere Fruchtbarkeit,
β) für Bergbau (reiche Goldminen);

2) Innere Vorzüge:
a) Größere Thatkraft und Energie seiner Bewohner;
b) größeren Unternehmungsgeist derselben;
c) der Amerikaner ist praktischer und weiß sich besser in alle Lebensverhältnisse zu finden;
d) in Amerika treten Standesvorurtheile und Kastengeist in den Hintergrund, während dieselben in Europa leider vielfach gepflegt werden. In Folge dessen
e) gelangt in Amerika mehr persönliche Tüchtigkeit und Verdienst zu hohen Aemtern und Würden, während in Europa vielfach Zufälligkeiten der Geburt und des Standes maßgebend sind.

III. **Schluß.** Im Allgemeinen sind doch die Vorzüge Europas überwiegend; daher die getäuschten Hoffnungen so Vieler, die ihr Vaterland verlassen, um in Amerika ihr Glück zu suchen.

---

111. Daß wir Menschen nur sind, der Gedanke beuge das Haupt dir; Doch daß Menschen wir sind, richte dich freudig empor.

Fenchtersleben. Gedicht

I. **Einleitung.** Sinn dieser Verse, daß wir als Menschen Grund haben, demüthig und doch selbstvertrauend zu sein.

II. **Ausführung.**

A. Daß wir **Menschen nur** sind, der Gedanke beuge das Haupt dir.

1) Schwach und hülflos betritt der Mensch die Erde, und lange währt es, bis er des Schutzes und der Hülfe Anderer entbehren kann;
2) stets ist er den Wechselfällen des Schicksals ausgesetzt, die ihm
a) Leben und Gesundheit,
b) äußere Glücksgüter
rauben können;
3) ihn bedroht der Neid und die Bosheit anderer Menschen, die ihm zu schaden und seine Bestrebungen zu vereiteln suchen;
4) ihm wird durch die eigenen Leidenschaften mancher schwere Kampf bereitet.

B. doch **daß** Menschen wir sind, richte dich freudig empor.

1) Der Mensch besitzt eine unsterbliche Seele, während die meisten anderen Geschöpfe 2c.
2) er ist vor allen Geschöpfen durch Verstand ausgezeichnet;
3) er besitzt die Befähigung, sich über irdische Beschränktheit zu erheben und immer vollkommener zu werden, sowohl in geistiger wie in moralischer Hinsicht;
4) sowohl die Stürme des Lebens wie die eigenen Leidenschaften vermag er bei ernstem Willen meistens mit Erfolg zu bekämpfen.

III. **Schluß**. Kurze Zusammenfassung des Ganzen. Wenn daher auch der Mensch durch die eigenen Unvollkommenheiten und die irdischen Mängel zur Demuth hingeführt wird, so findet er doch auf der anderen Seite in den ihm verliehenen Vorzügen vollwichtige Gründe, sich aufzurichten und zu erheben.

---

112. Ueber Lessing's Verdienste um die Entwickelung eines nationalen Drama's.

I. **Einleitung**. Zustand des nationalen Drama's zur Zeit Lessing's. Stoffe aus griechischer und römischer Zeit im französischen Gewande. Eintöniges Versmaß. Eine bessere Richtung schlug erst Lessing ein.

II. **Ausführung**.

1) Er brachte neue Gesetze und Regeln der Dichtkunst in Anwendung (neues Versmaß);
2) er weckte das deutsche Nationalgefühl und zeigte, daß die vaterländische Geschichte Stoff genug zu Dramen biete;
3) er schrieb selbst ein Musterstück, Minna von Barnhelm;
4) er war durch eifrige Kritik fortwährend um die Verbesserung des Drama's bemüht.

III. **Schluß**. Lessing hat sich nicht nur um die Entwickelung des nationalen Drama's, sondern überhaupt um die Vervollkommnung der deutschen Sprache große Verdienste erworben.

---

113. Geben ist seliger denn Nehmen.

I. **Einleitung**. Der wahrhaft edele Mensch empfindet mehr Freude, wenn er Wohlthaten spendet, als wenn er deren empfängt. Es ist Geben seliger denn Nehmen.

II. **Ausführung**.

A. Denn der Spender von Wohlthaten:

1) Hat vor Allem das erhebende Gefühl, eine gute Handlung vollbracht zu haben;

2) hat ferner den Genuß, die Noth des Unglücklichen gemildert zu haben;
3) wird durch die dankbare Gesinnung des Beglückten belohnt.

B. Der Empfänger von Wohlthaten:
1) Ist meist in bedrängter Lage, die ihn zur Annahme fremder Unterstützung zwingt;
2) empfindet das Gefühl der Beschämung, welches bei Empfangnahme von Wohlthaten nur bei ganz verkommenen Menschen fehlt;
3) wird durch das Unvermögen, seine Dankbarkeit zu bethätigen, niedergedrückt.

III. **Schluß**. Nur solche Wohlthaten haben wahren Werth, die mit Zartgefühl und Schonung gespendet werden.

---

114. Charakter Sigfried's im Nibelungenliede.

I. **Einleitung**. Das Nibelungenlied weniger durch Vollendung der Form, als durch Zeichnung der Charaktere ausgezeichnet. Besonders der Charakter Sigfried's vortrefflich gezeichnet.

II. **Ausführung**. Seine Eigenschaften sind:

A. Heldensinn. Dieser zeigt sich
1) In dem Anerbieten, das er Gunthern macht;
2) in dem Zug gegen den Sachsen- und Däuenkönig;
3) in dem Kampfe mit den Hütern des Schatzes.

B. Bescheidenheit und Zartgefühl:
1) Er will zu Lebzeiten des Vaters nicht die Krone tragen;
2) selbst als er Gunthern die bedeutendsten Dienste geleistet, wagt er nicht, um Chriemhilde anzuhalten.

C. Edelmuth:
1) Milde und Freigebigkeit gegen seine Mannen;
2) er räth, den gefangenen König ohne Lösegeld zu entlassen.

D. Mittheilsamkeit seiner Geliebten gegenüber, seine einzige schwache Seite, die ihm auch zum Verderben gereicht.

III. **Schluß**. In Sigfried so recht der Charakter eines deutschen Helden mit allen seinen Vorzügen und Schwächen ausgeprägt. Homer hat wohl den Achill nicht besser gezeichnet, als die Sänger des Nibelungenliedes den Sigfried.

---

115. Illo und Terzky in Schiller's Wallenstein.

I. **Einleitung**. Unter den vielen Persönlichkeiten, welche die Person Wallenstein's umgeben, sind Illo und Terzky besonders interessant.

Dieselben sind in mancher Hinsicht einander ähnlich und doch wieder in anderen Punkten von einander verschieden.

II. **Ausführung.**

A. Gemeinsam haben sie:

1) Anhänglichkeit an ihren Feldherrn,
2) Gewissenlosigkeit, im Gegensatz zu Max Piccolomini,
3) Mangel an Einfluß auf Wallenstein, im Gegensatz zur Gräfin Terzky.

B. Sie unterscheiden sich:

1) Aeußerlich,
Terzky ist Wallensteins Schwager, — Illo nur dessen Kriegsgefährte;
2) innerlich,
a) intellectuel; Terzky ist geriebener Diplomat, — Illo ist roher und natürlicher, mehr Soldat;
b) moralisch; Illo ist tapfer, — Terzky viel verzagter.

III. **Schluß.** Verhalten Beider gegen Ende des Drama's.

---

116. Wodurch ist die Geschichte berechtigt, nach dem Sturze des weströmischen Reiches einen neuen Zeitraum zu beginnen?

I. **Einleitung.** Wirft man auf die Weltgeschichte einen flüchtigen Blick, so erscheint sie als ein ungeheures, unübersehbares Chaos. Zur Erlangung einer besseren Uebersicht ist es daher Bedürfniß, dieselbe nach vernünftigen Gründen in größere Zeitabschnitte einzutheilen. So beschließt die Geschichte das Alterthum und beginnt den zweiten größeren Zeitraum, das Mittelalter, mit dem Sturze des weströmischen Reiches.

II. **Ausführung.** Diese Eintheilung ist gerechtfertigt; denn mit dem Sturze des weströmischen Reiches:

1) Werden neue, bis dahin weniger bekannte, Völker die Hauptträger der Geschichte;
2) wird der Schauplatz der Geschichte, den bis dahin mehr die in der Nähe des Mittelmeeres gelegenen Länder gebildet hatten, mehr nach dem Norden verlegt;
3) erlangt das Christenthum immer weitere Ausdehnung und größeren Einfluß auf alle socialen und staatlichen Verhältnisse;
4) geht das Sklavenwesen seinem Untergang entgegen.

III. **Schluß.** Mit dem Untergang des weströmischen Reiches vollzieht sich demnach eine vollständige Umwälzung aller bisherigen Verhältnisse; daher die Geschichte berechtigt 2c.

117. Der Ackerbau, der Anfang der Cultur.

I. **Einleitung.** Die Menschen lebten in der ersten Zeit von dem, was die Natur ihnen von selbst bot. Später begnügten sie sich hiermit nicht mehr, und es entstand der Ackerbau.

II. **Ausführung.** Der Ackerbau, der Anfang der Cultur:

1) Durch den Ackerbau wurden die Menschen, welche in den ältesten Zeiten, außer Früchten, von Jagd und Fischfang lebten und höchstens ein unstätes Nomadenleben führten, von ihrer verwildernden Lebensweise zu einer friedlicheren Beschäftigung hingezogen;
2) der Ackerbau nöthigte die Menschen, sich feste Wohnplätze zu wählen. Anfangs vereinzelte Wohnungen, später Dörfer und Städte;
3) das Zusammenleben der Menschen erzeugte mancherlei Bedürfnisse in Bezug auf Kleidung, bequeme Ausstattung der Wohnungen &c. — es bildeten sich die Handwerke;
4) das Zusammenleben der Menschen bewirkte Austausch der verschiedenen Erzeugnisse; — es entstand Handel und Verkehr;
5) mit dem zunehmenden Verkehr bildeten sich die Begriffe von mein und dein aus; — es entstanden Gesetze;
6) durch den zunehmenden Verkehr wurde der Grund zu Wissenschaft und Kunst gelegt; — es entstand Länder- und Völkerkunde, Rechen- und Schreibkunst &c.

III. **Schluß.** Somit ist der Anfang der Cultur auf den Ackerbau zurückzuführen.

---

118. Werth der Wissenschaften.

I. **Einleitung.** Es gibt Menschen, welche die Wissenschaften gering schätzen, dieselben als überflüssig, sogar als schädlich bezeichnen (je gelehrter, desto verkehrter). Gleichwohl sind die Wissenschaften von hohem Werth.

II. **Ausführung.**

A. Sie sind nützlich zur Ausbildung:

1) Des Verstandes. — Die Wissenschaften (Geschichte, Mathematik &c.) schärfen die Urtheilskraft und üben im Nachdenken;
2) des Gefühls. — Die Schönheiten der Form in der alten Literatur üben auf den Schönheitssinn einen fördernden Einfluß; die Geschichte ist geeignet, Rechtlichkeitsgefühl und Vaterlandsliebe hervorzurufen;

3) des Willens. — Durch die mit dem Studium der Wissenschaften verbundene Anstrengung wird die natürliche Trägheit des Menschen bekämpft und seine Willenskraft geübt.

B. Nothwendig für einzelne Stände:

1) Im Allgemeinen erfordert die Ausübung mancher Berufspflichten einen im Denken geübten Geist;

2) einzelne Zweige der Wissenschaft sind unentbehrlich dem Rechtsgelehrten, dem Arzt ꝛc.

C. Angenehm:

1) Durch den Genuß, den die Beschäftigung mit denselben gewährt;

2) durch die Annehmlichkeiten, welche mit dem Besitze ausgebreiteter Kenntnisse auf den verschiedenen Gebieten des Wissens verbunden sind.

III. **Schluß.** Die Wissenschaften sind es also werth, daß man sich ihrem Studium mit Eifer und Ausdauer hingibt.

---

119. Nicht der ist auf der Welt verwaist,
Dem Vater und Mutter gestorben,
Sondern der für Herz und Geist
Keine Lieb' und kein Wissen erworben.

(Rückert.)

I. **Einleitung.** Sinn dieses Ausspruches ist, daß weniger diejenigen, welche durch den Tod der Eltern beraubt sind, im Leben verwaist und verlassen dastehen, als lieblose und unwissende Menschen.

II. **Ausführung.**

A. Die der Eltern beraubte Waise findet Trost und Stütze:

1) In dem natürlichen Mitleid und wohlwollenden Entgegenkommen der Menschen;

2) in gemeinnützlichen Anstalten (Waisenhäuser), die ihnen Ersatz des Elternhauses zu bieten bestimmt sind

a) in Bezug auf körperliche Pflege,

b) in Bezug auf Erziehung;

3) in sich selbst und im Vertrauen auf Gott, wofern die ihnen gebotene Erziehung gute Früchte trägt.

B. Die Lieblosen und Unwissenden stehen einsam und verlassen im Leben.

1) Die Lieblosen:

a) Selbst ohne Herz und Sinn für Andere entbehren sie theilnehmender Freunde und sind in den Wechselfällen des Lebens nur auf sich allein angewiesen;

b) nur von Selbstsucht geleitet finden sie keinen Halt in höheren Ideen und müssen des Trostes und der Stütze der Religion entbehren.

2) Die Unwissenden:

a) Sind des Umganges mit den Wissenschaften beraubt, welche, wie Cicero sagt, im Glück eine Zierde, ein Trost im Unglück sind;

b) werden durch keine Genüsse der Kunst erfreut;

c) sind eben durch Mangel an Kenntnissen außer Stande, Anderen zu nützen, werden daher von Niemanden gesucht.

III. **Schluß.** Herz und Geist sind die beiden Hauptfelder, auf denen uns die schönsten Freuden des Lebens erwachsen. Darum bilde sie aus!

---

120. Ein and'res Antlitz, eh' sie gescheh'n, Ein anderes zeigt die vollbrachte That.

(Schiller).

Eine Chrie.

I. **Einleitung.** Schiller's Braut von Messina zeichnet sich besonders aus durch die Chöre und die vielen schönen lyrischen Partieen. Diese wiederum sind besonders reich an Sentenzen, und eine der schönsten bilden die Worte Don Manuels:

Ein and'res Antlitz 2c. (Thema.)

II. **Umschreibung.** Wir urtheilen oft nach der That ganz anders, als vor derselben.

III. **Ausführung.** Weil oft:

1) Leidenschaft uns blendet,

2) Gewinnsucht uns leitet,

3) Leichtsinn uns irre führt.

IV. **Gegentheil.** Der Vorsichtige wird zuerst überlegen und dann handeln.

V. **Gleichniß.** Ein erhitzter Wanderer, der mit unbesonnenem Ungestüm seinen Durst an der kalten Quelle labt.

VI. **Beispiel.** Klitus und Alexander.

VII. **Zeugniß.** Vorher gethan, nachher gedacht,
Hat Manchen in groß Leid gebracht.

VIII. **Schluß.** Ruhe und Besonnenheit anzustreben, um übereilte Handlungen zu vermeiden.

---

121. Der wissenschaftliche Beruf im Vergleich zu anderen Lebensbestimmungen.

I. **Einleitung.** Verschiedene Berufsarten im Leben. Von allen anderen der wissenschaftliche Beruf wesentlich verschieden.

II. **Ausführung.** Denn der wissenschaftliche Beruf:

1) Bietet ein unbegrenztes Feld der Thätigkeit — andere Berufsarten haben mehr ihre bestimmten Grenzen;
2) ist ehrenvoller. Durch ihn wird der Geist gebildet, werden höhere Güter gepflegt, — während andere Berufsarten eine materiellere Richtung haben;
3) ist mühevoller und doch in materieller Hinsicht weniger lohnend, als andere Berufsarten;
4) trägt den Lohn für die im Dienste der Wissenschaften angewandte Mühe in sich, — während die mit anderen Berufsarten verbundenen Mühen durch äußere Vortheile aufgewogen werden;
5) zieht vom Treiben der Menschen zurück; — andere Berufsarten führen zu demselben hin.

III. **Schluß.** Der wissenschaftliche Beruf ein edeler und der vielen Mühen werth, die mit ihm verbunden sind.

---

122. Charakter Sir Paulet's in Maria Stuart.

I. **Einleitung.** Eindruck, den Sir Paulet auf den oberflächlichen Leser macht. Bei genauerem Studium seines Charakters zeigt sich indessen, daß er zwar

II. **Ausführung.** A. zu tadeln ist

wegen seiner rauhen Behandlung Maria's

1) als Königin,
2) als Weib,
3) als Unglückliche.

B. Entschuldigung verdient

1) wegen seines Pflichtgefühls,
2) wegen seiner sittlichen Strenge,
3) wegen seines weichen Gemüths,
4) wegen seines Parteistandpunktes
   a) als Engländer,
   b) als Protestant.

III. **Schluß.** Sir Paulet eine der vortrefflichsten Charakterzeichnungen Schiller's.

123. Hochmuth kommt vor dem Fall.

I. **Einleitung.** Sinn dieses Sprüchworts. Wenn der Mensch in Folge glücklicher Verhältnisse hochmüthig wird, so wird er bald in's Unglück gerathen. Hochmuth kommt vor dem Fall.

II. **Ausführung.**

A. In Bezug auf äußere Glücksgüter; denn:

1) Hochmuth führt zur Verschwendung,
2) zum Müßiggange,
3) zu gewagten Spekulationen,

und somit zum Verfall des Vermögens.

B. In Bezug auf Ehre und Ansehen bei den Menschen; denn:

1) Hochmuth erzeugt Verachtung der öffentlichen Meinung,
2) Vernachläßigung der Standespflichten,
3) geringschätzige Behandlung Anderer, und führt hierdurch dazu, in der Achtung der menschlichen Gesellschaft zu sinken.

C. In Bezug auf sittliches Streben; denn:

1) Hochmuth erweckt leicht die Meinung, bereits eine hohe Stufe sittlicher Reife erlangt zu haben,
2) sich weniger vor bösen Gelegenheiten und Versuchungen hüten zu müssen, und führt hierdurch zum Fall.

III. **Schluß.** Kurze Zusammenfassung und Ermunterung zur Demuth.

---

124. Jeder ist seines Glückes Schmied.

I. **Einleitung.** Das Streben der Menschen darauf gerichtet, glücklich zu sein. Wenn der Mensch auch nicht Herr aller Verhältnisse ist, so gibt es doch fast kein Gut, welches er nicht durch eigene Thätigkeit erlangen könnte. Mit Recht sagt daher das Sprüchwort:

Jeder ist seines Glückes Schmied.

II. **Ausführung.** Der Mensch ist Urheber:

A. Seines inneren Glückes:

1) In Bezug auf geistige Ausbildung,
   a) durch fleißiges Studium,
   b) durch gewissenhafte Benutzung der ihm gebotenen Bildungsmittel;
2) in Bezug auf sittliche Kraft,
   a) durch Bekämpfung der Lieblingsfehler und Uebung der entgegenstehenden Tugenden,

b) durch Vermeidung böser Gelegenheiten und schlechter Gesellschaften.

B. Seines äußeren Glückes:

1) Des Vermögens,

a) in Bezug auf Erwerbung desselben,

α) durch Wahl eines passenden Lebensberufes und Erwerbung der dazu nothwendigen Kenntnisse;

β) durch Fleiß und Ausdauer in Ausübung des Berufes;

b) in Bezug auf Erhaltung desselben,

α) durch Sparsamkeit,

β) durch Vorsicht bei Spekulationen;

2) Der Gesundheit; (wenn auch nicht immer, so doch in manchen Fällen);

a) in Bezug auf Erhaltung derselben,

α) durch Mäßigkeit,

β) durch Vermeidung schädlicher, äußerer Einflüsse;

b) in Bezug auf Wiederherstellung derselben,

α) durch rechtzeitige Benutzung ärztlicher Hülfe,

β) durch genaue Befolgung der ärztlichen Vorschriften.

III. **Schluß.** Wenn auch die Anstrengung und Thätigkeit der Menschen zur Erlangung des Glückes durchaus nöthig ist, so darf doch die Mithülfe Gottes nicht fehlen.

---

125. Ueber des Pompejus Wort an Sulla: „daß die Menschen mehr der aufgehenden als der untergehenden Sonne achten.“

I. **Einleitung.** Dieser Ausspruch schon darum bedeutungsvoll, weil er aus dem Munde eines so menschenkundigen Mannes, wie Pompejus, kommt. Sinn desselben, daß die Menschen mehr einer entstehenden, als einer verschwindenden Größe zu huldigen pflegen.

II. **Ausführung.** Diese Erscheinung beruht:

1) Auf der natürlichen Vorliebe der Menschen für das Neue, wodurch älteres Verdienst leicht vergessen und in den Hintergrund gedrängt wird;

2) auf dem Eigennutz der Menschen, welche vielfach einer neuen Größe anhangen, um durch deren Ansehen und Macht persönliche Vortheile zu erlangen;

3) auf der Feigheit der Menschen, die sie verleitet, — Angesichts einer neuen, zukunftsreichen Erscheinung — Sympathien für älteres Verdienst zu verläugnen;

4) Beispiele: Metellus wich dem Marius, dieser dem Sulla; dann wurde Sulla von Pompejus verdunkelt, bis dieser bald in Bezug auf Macht und Ansehen von Cäsar in den Schatten gestellt wurde.

III. **Schluß.** Wahrhaft große Männer lassen sich in ihren Bestrebungen nicht beirren, auch wenn ihre Verdienste vergessen werden, und die Huldigungen der Welt sich von ihnen ab und anderen, vielleicht weniger verdienstreichen Männern zuwenden.

---

126. Ein großes Muster weckt Nacheiferung Und gibt dem Urtheil höhere Gesetze.

I. **Einleitung.** Große Männer nützen der Welt nicht nur durch ihre verdienstvolle Thätigkeit an und für sich, sondern auch durch das Beispiel, das sie geben.

II. **Ausführung.**

A. Ein großes Muster weckt Nacheiferung:

1) Dadurch, daß es uns das Gute in hoher Vollendung vor Augen führt;
2) den in uns wohnenden Bildungstrieb anregt;
3) das Gefühl der Beschämung wach ruft und durch das Bewußtsein eigener Mängel zugleich das Verlangen nach Vervollkommnung erweckt;
4) den Ehrgeiz ansporut, die Vorzüge großer Männer möglichst zu erreichen.

B. Und gibt dem Urtheil höhere Gesetze:

1) Indem es uns gewöhnt, bei Beurtheilung eines Gegenstandes nicht den Maßstab des Gewöhnlichen anzulegen;
2) indem es uns eine richtige Einsicht verleiht:
   a) von der Bedeutung des Gegenstandes, worauf unser Streben gerichtet ist,
   b) von der zweckmäßigen Art, denselben zu erreichen,
   c) von dem Maße der eigenen Kräfte.

III. **Schluß.** Auch böse Vorbilder können einen wohlthätigen Einfluß hervorbringen, indem sie das Böse in seiner Häßlichkeit vor Augen führen und eben durch dessen Anblick abschreckend wirken.

---

127. Der Starke ist am mächtigsten allein.

. **Einleitung.** Dieser Ausspruch scheint auf den ersten Blick eine Unwahrheit zu enthalten, indem vereinigte Kräfte in der Regel mehr

zu wirken im Stande sind, als die des Einzelnen. Und doch ist jener Ausspruch begründet.

II. **Ausführung.**

A. Es soll nicht damit gesagt sein, daß dem Starken eine gut angebrachte Hülfe nicht unter Umständen nützen könne;

B. Sondern es soll damit gesagt sein, daß für den Starken bei Verfolgung großer Pläne die Hülfe Anderer oft nachtheilig sei. Gründe:

1) Der Starke ist in der Regel durch seine eigene Kraft befähigt, ein vorgestecktes Ziel zu erreichen und die Hülfe Anderer zu entbehren;
2) das Bewußtsein, auf die eigenen Kräfte allein angewiesen zu sein, ist dem Starken ein Sporn, seine Anstrengungen möglichst zu steigern;
3) der Starke vermag, wenn er allein steht, seine Handlungen frei und nach eigenem bestem Ermessen zu bestimmen, während durch die Hülfe Anderer leicht die Einheit des Handelns beeinträchtigt wird;
4) Beispiele: Tell, Napoleon.

III. **Schluß.** Streben nach Selbstständigkeit, um die Hülfe Anderer so viel als möglich entbehren zu können.

---

128. Woran erinnert uns der Anblick verfallener Ritterburgen?

I. **Einleitung.** Der Mensch liebt es, sich im Geiste in längst verschwundene Zeiten zurückzuversetzen. Einen besonderen Anlaß hierzu gewährt der Anblick verfallener Ritterburgen.

II. **Ausführung.** Deren Anblick erinnert uns:

1) An manche Sagen, die sich über dieselben, namentlich ihre Entstehung und ihren Untergang, gebildet haben;
2) an die Geschichte des Ritterthums;
   a) wie es entstand und sich ausbildete,
   b) zur Zeit der Kreuzzüge seine höchste Blüthe erreichte,
   c) nach Erfindung des Schießpulvers wieder verfiel;
3) an das Leben und Treiben der Ritter;
   a) ihr Leben zu ruhigen Zeiten auf ihren Burgen; Gelage, Jagden 2c.
   b) ihre Fehden unter einander;
   c) ihre Wegelagereien;
   d) ihre Behandlung der untergebenen und zu Frohndiensten verpflichteten Bauern;

4) an die Vergänglichkeit alles Irdischen; von den einst so stolzen Burgen nur noch Ruinen und Trümmer da.

„So vergeh'n des Lebens Herrlichkeiten,
„So entfleucht das Traumbild eitler Macht!
„So versinkt im schnellen Lauf der Zeiten,
„Was die Erde trägt, in öde Nacht!"
(Mathisson.)

5) an die Fortschritte der neueren Zeit und deren Vorzüge vor dem Mittelalter.

III. **Schluß.** Das Mittelalter mit seinen rohen Zuständen glücklich vorüber.

---

129. Nachtseiten der Geschichte.

I. **Einleitung.** Neben dem vielen Herrlichen und Erhebenden, was uns die Geschichte vor Augen führt, enthält dieselbe auch ihre dunkeln Blätter; es hat, um mit Göthe zu reden, die Geschichte ihre Nachtseiten.

II. **Ausführung.** Dieselben bestehen:

1) In den Kriegen mit ihren blutigen Bildern und bösen Folgen;
2) in der Entsittlichung ganzer Nationen; (Wollust und unerhörte Grausamkeit zu Rom's Kaiserzeit);
3) in der Grausamkeit einzelner Despoten;
4) in der Verkennung und Verfolgung wahren Verdienstes und im Triumphe des Lasters;
5) darin, daß die Motive großer Thaten häufig als Ehrgeiz und Nichts schonende Selbstsucht zu Tage treten;
6) darin, daß die Helden der Geschichte sich mitunter im Privatleben als verachtenswerthe Menschen zu erkennen geben.

III. **Schluß.** Leider ist die Geschichte reich an solchen Nachtseiten, und es gibt Episoden, deren Studium Kummer und Betrübniß hervorzurufen geeignet ist.

---

130. Nulla virtus sine certamine.

I. **Einleitung.** Zunächst bedeutet dieser Ausspruch, daß keine Tüchtigkeit, dann in weiterer Beziehung, daß überhaupt kein Gut ohne Anstrengung zu erlangen sei.

II. **Ausführung.**

A. Diese Wahrheit wird bestätigt durch die Schwierigkeiten, die der Mensch zu überwinden hat:

1) Auf dem Gebiete der Wissenschaft und Kunst, wo er nur mit den größten Anstrengungen sich über das Mittelmäßige emporschwingen kann;
2) im Streben nach sittlicher Vervollkommnung, wo die Besiegung der Leidenschaften manchen schweren Kampf kostet;
3) im Streben nach äußeren Lebensgütern, welches erschwert wird
a) durch Mangel eigener Tüchtigkeit,
b) durch feindliche Bestrebungen Anderer,
c) durch unvorhergesehenes Eintreten widriger Umstände.

B. Diese Wahrheit fordert uns auf:
1) Den Muth nicht sinken zu lassen, wenn sich uns beim Streben nach irgend einem Gute Schwierigkeiten entgegenstellen;
2) alle Kräfte aufzubieten, die sich uns entgegenstellenden Schwierigkeiten und Hindernisse aus dem Wege zu räumen.

III. **Schluß.** Fast alle großen Männer, die sich in irgend einer Weise ausgezeichnet haben, mußten sich mannichfacher Mühe und Anstrengung unterziehen, um ihren hohen Standpunkt zu erreichen.

---

131. Der Strom ein Bild des menschlichen Lebens.

I. **Einleitung.** Wem hat sich nicht schon beim Anblick eines Stromes der Gedanke aufgedrängt, daß derselbe ein treues Abbild unseres Lebens sei?

II. **Ausführung.** Mancherlei sind die Aehnlichkeiten des Stromes mit dem menschlichen Leben:
1) Beide sind in ihrem Ursprung unbedeutend; des Stromes Anfang bildet die kaum sichtbare Quelle, — schwach und hülflos ist der Mensch bei seiner Geburt;
2) wie der Bach manche Schwierigkeiten, die sich seinem Laufe entgegenstellen, zu umgehen hat, bis er allmählig zum Strom wird, — so hat auch der Mensch manches, sein Dasein bedrohendes Hinderniß zu überwinden und erreicht erst allmählig seine volle Kraft und Größe;
3) wie der Strom zum Segen für die Bevölkerung gereichen kann, indem er Fruchtbarkeit erzeugt, Handel und Verkehr befördert, wie er aber auch durch Ueberschwemmungen große Verheerungen anzurichten im Stande ist, — so ist auch der Mensch im Stande, durch seine Kräfte und Fähigkeiten das Wohl seiner Mitmenschen zu fördern, aber auch durch verkehrten Gebrauch derselben großes Unheil anzurichten;

4) wie beim Strom Welle auf Welle, — so rinnt beim menschlichen Leben ein Augenblick nach dem anderen unaufhaltsam dahin;
5) wie der Strom sich in den unermeßlichen Ocean ergießt, — so geht das menschliche Leben im Ocean der Ewigkeit auf.

III. **Schluß.** Mannichfach sind somit die Aehnlichkeiten zwischen dem Strom und dem menschlichen Leben, und es ist gerechtfertigt, den Strom als ein Bild des menschlichen Lebens zu bezeichnen.

---

132. Ueber die Werthachtung fremder Verdienste.

I. **Einleitung.** Erscheinung im Leben, daß die Menschen gern ihre eigenen Vorzüge überschätzen, dagegen die Verdienste Anderer zu verkennen und zu verkleineren suchen. Dies ist Unrecht.

II. **Ausführung.**

A. Man soll die Verdienste Anderer werth schätzen. Denn

1) Der Gerechtigkeitssinn verlangt es, indem verdienstvolle Männer gerechten Anspruch auf Anerkennung haben;
2) fremde Verdienste kommen meist der menschlichen Gesellschaft und somit auch uns selbst zu Gute;
3) die Anerkennung ihrer Verdienste bildet für strebsame Menschen einen Sporn und eine Ermunterung;
4) Mißachtung fremder Verdienste würde bekunden
   a) Unverstand, oder
   b) Unlautere Gesinnung (Neid, Mißgunst).

B. Wie soll man die Werthachtung fremder Verdienste an den Tag legen?

1) Dadurch, daß man seine Anerkennung fremder Verdienste gern und rückhaltlos ausspricht;
2) daß man verdienstvolle Bestrebungen Anderer soviel als möglich unterstützt;
3) daß man den Nutzen fremder Verdienste für die menschliche Gesellschaft möglichst zu verallgemeineren sucht.

III. **Schluß.** Nachtheilige Folgen, welche die Mißachtung fremder Verdienste erzeugt.

---

133. Nur Beharrung führt zum Ziel.

(Schiller.)

Eine Chrie.

I. **Einleitung.** Schillers Gedichte sind reich an kernigen, inhaltsvollen Wahrheiten und Lebensregeln. So besonders sein Gedicht: „Spruch

des Confucius, welches außer vielen Lebensregeln in einfacher Form die wichtige Wahrheit enthält:

„Nur Beharrung führt zum Ziel."

II. **Umschreibung**. Um unsere Bestrebungen mit Erfolg gekrönt zu sehen, ist Beharrlichkeit und Ausdauer nöthig.

III. **Begründung**. Das Streben nach fast allen Gütern ist mit Schwierigkeiten verbunden, deren Ueberwindung Mühe und Anstrengung kostet; diese Schwierigkeiten lassen sich nicht immer mit einem Male beseitigen, sondern verlangen eine ausdauernde Bekämpfung. Sind solche Schwierigkeiten glücklich beseitigt, so treten oft neue ein, welche wiederum neue Anstrengungen erfordern. Somit Ausdauer zur Erreichung des Zieles nöthig.

IV. **Gegentheil**. Ohne Beharrlichkeit wird der Mensch selten sein Ziel erreichen.

V. **Gleichniß**. Die Ameise, die sich immer von Neuem mit ihrer Last empor arbeitet, bis es ihr endlich gelingt, sie an Ort und Stelle zu schaffen.

VI. **Beispiel**. Demosthenes; seine beharrlichen Anstrengungen, den Naturfehler zu beseitigen, der ihn am Reden hinderte, endlich mit Erfolg gekrönt.

VII. **Zeugniß**. Das im Munde des Volkes sehr verbreitete Sprüchwort „Steter Tropfen höhlt den Stein".

VIII. **Schluß**. Lasse dich durch keine Schwierigkeiten von der beharrlichen Verfolgung deines Zieles abhalten, sondern suche die sich dir entgegenstellenden Hindernisse durch Ausdauer zu beseitigen.

---

134. In maxuma fortuna minima licentia.

I. **Einleitung**. Im Glück ist der Mensch leicht zu Uebermuth und Ausschreitungen geneigt. Je größer indessen das Glück, desto mehr ist Mäßigung geboten.

II. **Ausführung**. Denn je größer das Glück:

1) Desto mehr ist es von Neid und Mißgunst der Menschen bedroht;
2) desto verderblicher wirkt der Mißbrauch desselben;
3) desto mehr zieht es die Augen der Welt auf sich, und desto schädlicher ist das durch Ausschreitungen und Maßlosigkeit gegebene Beispiel;
4) desto größer sind die durch dasselbe auferlegten Pflichten, desto größer die Verantwortlichkeit, welche bei einer schlechten Benutzung desselben den Menschen trifft.

III. **Schluß**. Es ist daher eine weise Einrichtung, daß den Menschen im größten Glücke auch mitunter Widerwärtigkeiten treffen, welche geeignet sind, ihn vor Ausschreitungen im Glücke abzuhalten.

135. Ueber den Werth des Lobes.

I. **Einleitung.** Die meisten Menschen sind für Lob empfänglich. Das Lob der Menschen ist indessen nicht immer von gleichem Werthe.

II. **Ausführung.**

A. Keinen Werth hat das Lob:

1) Des Schmeichlers;
2) des Thoren;
3) des großen Haufens;
4) welches der Schlechte dem Schlechten für seine Handlungen ertheilt.

B. Großen Werth hingegen hat das Lob:

1) Das aus dem Munde tüchtiger, einsichtsvoller Männer kommt; denn diese
   a) haben eine richtige Einsicht dessen, was wirklich Lob verdient;
   b) sprechen ein Lob nur über das wirklich Lobenswerthe aus, ohne sich von persönlichen Interessen leiten zu lassen.
2) das uns der Feind ertheilt, der meistens unsere Fehler scharf beurtheilt, selten aber ein lobendes Wort für unsere etwaigen guten Eigenschaften und Handlungen hat.

III. **Schluß.** Man soll dem Lob der Menschen keinen allzu hohen Werth beilegen; man thue das Gute aus höheren Beweggründen und erblicke in dem Lobe einsichtsvoller Männer nur einen Sporn, sich deren Anerkennung immer würdiger zu machen.

---

136. Heldenmuth und Größe der Römer in Zeiten der Gefahr und des Unglücks.

I. **Einleitung.** Die Weltherrschaft der Römer beruhte zum nicht geringen Theil auf dem Heldenmuth und der geistigen Größe, welche die Römer in Zeiten der Gefahr und des Unglücks an den Tag legten.

II. **Ausführung.**

A. Diese Eigenschaften wurden erzeugt und gepflegt durch:

1) Die Erziehung der Jugend, wobei vorzugsweise das Wohl des Vaterlandes im Auge gehalten und wodurch
   a) Vaterlandsliebe,
   b) Nationalstolz,
   c) Tapferkeit, Muth und Ausdauer hervorgerufen wurde;
2) durch die ermuthigende, den Römern innewohnende Zuversicht, daß ihr Staat zur Weltherrschaft durch den Willen der Götter

berufen sei, und unter deren Schutz aus Gefahren und Bedrängnissen siegreich hervorgehen werde.

B. Diese Eigenschaften treten uns besonders entgegen:
1) Bei Einzelnen,
a) Horatius Cocles,
b) Mucius Skävola,
c) Decius Mus (Vater, Sohn und Enkel);
2) beim Gesammtvolke,
a) im Kriege mit den Samniten,
b) mit Pyrrhus,
c) mit Hannibal,
d) mit den Galliern.

III. **Schluß.** Wie sehr uns die Römer in den älteren Zeiten durch Heldenmuth und Größe Bewunderung abnöthigen, so sehr zeichnen sie sich in späteren Zeiten durch Habsucht und Bestechlichkeit aus.

---

137. Nutzen der Mathematik.

I. **Einleitung.** Mathematik ist diejenige Wissenschaft, welche Größen zu bestimmen, d. h. zu messen und zu berechnen lehrt.

II. **Ausführung.** Nutzen der Mathematik.

A. Für den Einzelnen:
1) Sie schärft den Verstand;
a) sie veranlaßt den Geist, nach gewissen Gesetzen des Denkens zu verfahren, sie gewöhnt an logisches Denken;
b) sie gewöhnt an rasches Denken;
2) sie bewirkt Klarheit und Bestimmtheit des Ausdrucks.

B. Für die Gesammtheit. Sie ist von großer Bedeutung:
1) Als Grundlage anderer Wissenschaften (Naturwissenschaften, Astronomie);
2) durch ihre praktische Anwendung
a) in der Baukunst,
b) für die Industrie (Maschinen),
c) für die Schifffahrt.

III. **Schluß.** Groß daher der Nutzen der Mathematik; dieselbe werth, daß man sich mit allem Eifer auf ihr Studium verlegt.

---

138. Das Mittelmeer in seiner welthistorischen Bedeutung.

I. **Einleitung.** Es gibt wohl kein Meer, welches mehr Einfluß auf die Gestaltung der socialen und politischen Verhältnisse gehabt hätte als das Mittelmeer.

II. **Ausführung.**

A. Im Alterthum

wohnten um dasselbe diejenigen Völker, die den Grund der jetzigen Cultur und Civilisation gelegt haben:

1) Die Phönizier, die hauptsächlich jenem Meere ihren Reichthum und die große Entwickelung ihres Handels verdankten;
2) die Carthager;
3) die durch ihre hohe Bildung bedeutsamen Griechen;
4) die Römer.

B. Im Mittelalter

war das Mittelmeer bedeutungsvoll:

1) Durch die Züge der Araber;
2) durch die Züge der Türken;
3) durch die Kreuzzüge.

III. **Schluß.** In der neueren Zeit ist die Bedeutung des Mittelmeeres durch die Entdeckung eines neuen Welttheiles vielfach geschwunden und an Stelle desselben hat das atlantische Meer, als Verbindungsstraße der cultivirtesten Erdtheile, an Bedeutung gewonnen.

---

139. Suum cuique.

I. **Einleitung.** Suum cuique ist der Spruch, der den höchsten Orden eines mächtigen Staates ziert. Er enthält die Aufforderung, streng gerecht zu sein und Jedem das Seine zukommen zu lassen.

II. **Ausführung.**

A. Jedem:

1) Nicht nur
   a) einflußreichen und mächtigen, oder
   b) befreundeten Personen,
2) sondern
   a) allen Menschen ohne Unterschied des Standes,
   b) ohne Unterschied der Person, selbst dem Feinde.

B. das Seine:

1) Das Recht in Bezug auf Besitz,
2) in Bezug auf Ehre und Verdienst.

C. Denn so will es:
1) Das Gewissen;
2) die öffentliche Meinung;
3) das Gesetz.

III. **Schluß.** Ein Staat, der jenen Spruch unter allen Umständen zur Richtschnur seines Handelns nimmt, steht groß da und erfreut sich der Achtung der Völker.

---

140. Wie kam es, daß die persische Herrschaft so schnell begründet und so leicht vernichtet werden konnte?

I. **Einleitung.** Wie in der Natur ein ewiger Wechsel des Entstehens, Wachsens und Vergehens stattfindet, so haben auch ganze Staaten das Loos, nachdem sie entstanden und eine Zeitlang an Macht zugenommen haben, der Vernichtung zu verfallen. Schneller als bei vielen anderen Völkern vollzog sich dieser Wechsel bei den Persern. Wie kam es, daß deren Herrschaft so schnell begründet und so leicht vernichtet werden konnte?

II. **Ausführung.**

A. Zur schnellen Begründung der persischen Herrschaft trug bei:
1) Die Schwäche und Verkommenheit der Nachbarstaaten;
2) die durch den Druck der medischen Herrschaft erweckte Tapferkeit der Perser.

B. Zur leichten Vernichtung der persischen Herrschaft trug bei:
1) Die sittliche Entartung und Verkommenheit der Perser, besonders des Hofes und der Großen;
2) die Empörungen der Satrapen und die dadurch herbeigeführte Nothwendigkeit, ihnen den Oberbefehl über die Soldaten zu lassen;
3) die in Folge des Luxus und der Schwelgerei nöthig gewordenen Miethstruppen;
4) die Züge der Perser nach Europa.

III. **Schluß.** Alle diese Umstände wirkten zusammen, um es Alexander dem Großen leicht zu machen, die persische Macht, deren Begründung so schnell vor sich gegangen war, unter der Regierung des Darius Codomannus zu stürzen.

---

141. Pisistratus.

I. **Einleitung.** Unter den Tyrannen Griechenlands, jenen ehrgeizigen Volksführern, welche nach Vertreibung der Könige die Staatsgewalt an sich zu reißen und sich durch persönliche Vorzüge und schlaue Benutzung der Verhältnisse zu unbeschränkten Machthabern zu erheben wußten, ist besonders Pisistratus, Tyrann von Athen, bemerkenswerth.

II. **Ausführung.**

A. Art und Weise wie Pisistratus zur Herrschaft gelangte:

1) Durch persönliche Eigenschaften ausgezeichnet, wußte er besonders das niedere Volk für sich zu gewinnen;
2) er wußte sich eine Leibwache zu verschaffen;
3) durch List die Entwaffnung des Volkes zu bewirken;
4) sich in Besitz der Akropolis zu setzen und sich so zum Herrn Athens zu machen.

B. Zweimalige Unterbrechung seiner Herrschaft: Seine Hauptgegner Megakles und Lykurg. Deren vereinter Bemühungen ungeachtet gelangte er zum dritten Male in den Besitz der Macht.

C. Regierung des Pisistratus:

1) Er regierte mit Milde, (erließ eine allgemeine Amnestie);
2) er verschaffte den Gesetzen Achtung und Geltung;
3) er förderte Kunst und Wissenschaft;
4) er ließ sich die Verschönerung Athens angelegen sein.

III. **Schluß.** Pisistratus befestigte durch eine weise Regierung seine Herrschaft so, daß dieselbe bei seinem Tode auf seine Söhne überging.

---

142. Welche Vortheile gewährt uns das gesellige Leben?

I. **Einleitung.** Der Mensch ist nicht für die Einsamkeit geschaffen, ist vielmehr naturgemäß auf die Gesellschaft seiner Mitmenschen angewiesen. Während die Einsamkeit ꝛc. sind mannigfache Vortheile mit dem geselligen Leben verbunden.

II. **Ausführung.** Denn durch das gesellige Leben:

1) Werden die Bedürfnisse des Lebens leichter und angenehmer befriedigt;
2) wird die Sicherheit für unser Eigenthum und unsere Person vermehrt;

3) die Bildung des Geistes und des Herzens erleichtert und befördert;
4) Gelegenheit geboten, zum Nutzen der Menschen zu wirken und zu schaffen.

III. **Schluß.** Groß sind demnach die Vortheile, die uns das gesellige Leben gewährt; aber wir sollen nicht nur diese Vortheile genießen, sondern auch bestrebt sein, dieselben, soweit in unseren Kräften, zum Nutzen unserer Mitmenschen zu vermehren.

---

143. Ursachen des Müßiggangs.

I. **Einleitung.** Die Menschen sind auf Arbeitsamkeit und Thätigkeit hingewiesen. Gleichwohl haben Manche eine Abneigung gegen jede geregelte Thätigkeit und geben sich dem Müßiggange hin.

II. **Ausführung.** Die Ursachen des Müßigganges sind:

A. Innere:
1) Angeborene Neigung;
2) Mangel einer gehörigen Erziehung;
3) Mangel vollständiger Gesundheit;
4) Unklarheit in Bezug auf ein zu erreichendes Ziel.

B. Aeußere:
1) Reichthum, der leicht die Meinung erweckt, daß durch seinen Besitz ernste Thätigkeit überflüssig gemacht werde;
2) der Einfluß und das Beispiel einer dem Müßiggang ergebenen Umgebung;
3) äußere Verhältnisse, die uns ein bestimmtes Ziel der Thätigkeit entziehen; gezwungener Müßiggang.

III. **Schluß.** Folgen des Müßiggangs; Müßiggang ist aller Laster Anfang.

---

144. Welche äußeren Umstände waren es vornehmlich, wodurch die geistige Bildung der Griechen so früh befördert wurde?

I. **Einleitung.** In den frühesten Zeiten des Alterthums, wo die meisten anderen Völker nur eine geringe Stufe der Cultur erreicht hatten, war bei den Griechen bereits geistige Bildung zu hoher Blüthe gelangt.

II. **Ausführung.** Waren auch hierbei die geistigen Anlagen und Neigungen der Griechen von großem Einfluß, so ist doch die frühe

Entwickelung ihrer geistigen Bildung vielfach auf äußere Umstände zurückzuführen. Diese bestanden vornehmlich:

1) In der Beschaffenheit des Landes, wo ein heiterer Himmel und eine herrliche Natur auf Geist und Phantasie einen anregenden und erhebenden Einfluß ausübte;
2) in der frühen Einwanderung gebildeter Fremdlinge;
   a) Cekrops brachte aus Egypten religiöse und bürgerliche Cultur,
   b) Cadmus aus Phönizien die Buchstabenschrift,
   c) Danaus legte den Grund zu staatlichen Verhältnissen;
3) in der politischen Freiheit, in deren Schatten geistige Bildung vorzugsweise gedeiht;
4) in den Perserkriegen, wodurch das National-Gefühl der Griechen geweckt wurde;
5) in einer die Cultur befördernden glücklichen Mischung der Beschäftigungsarten: in Böotien Ackerbau, — in Arcadien Viehzucht, — an den Küsten Handel, — im Binnenlande ruhiges Gewerbe.

III. **Schluß.** Diese Umstände vereinigten sich, um schon früh in Griechenland geistige Bildung zu befördern. Diese wurde von den Griechen gepflegt, daß sie eine Höhe erreichte, die von allen Völkern bewundert wird.

---

145. Lerne schweigen, o Freund, denn Silber wohl gleichet die Rede, Aber zur rechten Zeit schweigen ist lauteres Gold.

(Herder.)

I. **Einleitung.** Es ist schwer, von der Sprache zur rechten Zeit den richtigen Gebrauch zu machen. Zwar ist es von Nutzen, zur rechten Zeit reden, von größerem Nutzen aber, zur rechten Zeit schweigen zu können;

— — „denn Silber wohl gleichet die Rede,
„Aber zur rechten Zeit schweigen ist lauteres Gold."

II. **Ausführung.**

A. Reden ist gut, wenn es sich darum handelt:

1) Die Annehmlichkeiten des geselligen Lebens zu vermehren;
2) die Geneigtheit der Menschen für unsere Bestrebungen zu gewinnen;
3) Angriffe unserer Feinde auf Ehre und Eigenthum abzuwehren;

4) der Lüge und Verleumdung entgegenzutreten;
5) falsche Ansichten und Irrthümer zu bekämpfen.

B. Aber besser ist schweigen zur rechten Zeit:
1) Schweige in Gegenwart älterer und verdienstvoller Männer, um von deren Lebenserfahrung und Kenntnissen zu lernen;
2) in Gegenwart von Thoren, die für ein vernünftiges Wort keinen Sinn haben;
3) wenn du ein anvertrautes Geheimniß zu bewahren hast;
4) in Bezug auf deine persönliche Angelegenheiten, die für Andere meist ohne Interesse sind, aber leicht deinen Feinden eine Handhabe bieten, dir zu schaden;
5) im Zustande leidenschaftlicher Aufregung, damit du später keine unüberlegten Worte zu bereuen hast.

III. **Schluß**. Daher der Ausspruch Herders, daß Reden mit Silber, Schweigen zur rechten Zeit aber mit Gold zu vergleichen sei, wohl begründet.

---

146. Theuer ist mir der Freund, doch auch den Feind kann ich nützen,
Zeigt mir der Freund, was ich kann, lehrt mich der Feind, was ich soll.

I. **Einleitung**. Der hohe Werth eines Freundes wird wohl von allen Menschen anerkannt. Beim Feinde hingegen wird in der Regel nur an das Böse gedacht, was er uns bereiten kann. Indessen auch vom Feinde können wir Nutzen ziehen.

Zeigt mir der Freund, was ich kann, lehrt mich der Feind, was ich soll.

II. **Ausführung**.

A. Der Freund zeigt mir, was ich kann:
1) Er macht uns auf die Fähigkeiten aufmerksam, die wir etwa besitzen;
2) er zeigt uns die Vortheile, die wir uns zu verschaffen im Stande sind;
3) die Gefahren und Nachtheile, die wir vermeiden können.

B. Der Feind lehrt mich, was ich soll:
1) Er nöthigt uns, unsere Pflichten genau und sorgfältig zu erfüllen, indem er
   a) jede unserer Handlungen feindlich beobachtet,
   b) den kleinsten Fehler rügt und zu vergrößern sucht.

2) er nöthigt uns zur Vorsicht und Klugheit, um den uns bereiteten Nachstellungen zu entgehen.

III. **Schluß.** Eine weise Einrichtung, daß uns im Leben nicht nur wohlgesinnte, sondern auch feindliche Menschen begegnen, welche eben durch ihre feindlichen Bestrebungen einen heilsamen Einfluß auf unser Thun und Lassen ausüben.

---

147. Was hat der Genuß der freien Natur vor anderen Genüssen voraus?

I. **Einleitung.** Der Mensch bedarf nach angestrengter Thätigkeit der Erholung. Mannigfaltig sind die Genüsse, worin die Menschen Erholung und Zerstreuung suchen; einer der besten und edelsten ist der Genuß der freien Natur.

II. **Ausführung.** Denn der Genuß der freien Natur:

1) kräftigt die Gesundheit, — während dieselbe durch manche andere Genüsse geschwächt wird;
2) bringt eine ruhige, leidenschaftslose Stimmung im Menschen hervor, — während andere Genüsse nicht selten mit schädlichen Aufregungen verbunden sind;
3) erzeugt geistige Frische, — andere Genüsse erzeugen oft Ueberdruß und geistige Erschlaffung;
4) erweckt den Sinn für's Schöne und Erhabene, — während dieser durch andere Genüsse mitunter abgestumpft wird;
5) zieht den Geist vom Getümmel der Welt zurück, — andere Genüsse führen zu demselben hin.

III. **Schluß.** Zu beklagen ist der, welcher den Sinn für die freie Natur verloren hat und nur an lärmenden Lustbarkeiten und anderen Vergnügungen Genuß findet.

---

148. Ueber das Verhältniß der Stücke „Wallensteins Lager", „die Piccolomini" und „Wallensteins Tod" zu einander, und inwiefern man dieselben eine Trilogie nennen kann.

I. **Einleitung.** Wallenstein eine der trefflichsten Dichtungen Schillers. Es lohnt sich wohl der Mühe, das Verhältniß der einzelnen Theile zu einander zu untersuchen.

II. **Ausführung.**

A. Der erste Theil trägt viel zum richtigen Verständniß der beiden anderen bei; denn er gewährt einen Blick:
1) In die Lage Deutschlands während des dreißigjährigen Krieges;
2) in die Stimmung des Heeres, die namentlich im letzten Theile von Wichtigkeit ist.

B. Der zweite Theil ist darum wichtig für das Verständniß, weil:
1) In ihm die im Drama erforderliche Verkettung der Umstände enthalten ist;
2) in ihm hauptsächlich das Verhältniß der beiden Piccolomini zu den anderen Charakteren näher beleuchtet wird.

C. Der dritte Theil enthält die Entwickelung und den Abschluß des Ganzen.

D. Bilden die drei Theile eine Trilogie?
Im strengen Sinne der Alten nicht; denn:
1) Der erste Theil ist nicht unumgänglich nothwendig zum Verständniß und mehr zufällig;
2) der zweite Theil ist zwar zum Verständniß des Ganzen nothwendig, aber nicht selbstständig.

III. **Schluß.** Göthe's Wort über Schiller's Wallenstein: „Dieses Drama ist so groß, daß in seiner Art zum zweiten Mal nicht etwas Aehnliches entstanden ist.“

---

149. Dem Guten nur sind Güter wahrhaft gut; Ein Quell des Unglücks werden sie dem Bösen.

I. **Einleitung.** Der Werth fast aller Güter hängt von der Art ihres Gebrauches ab. Im Besitze des Guten sind sie eine Quelle des Glücks, im Besitze des Bösen dagegen wirken sie verderblich.

II. **Ausführung.**

A. Innere Güter.
1) Der Verstand dient dem Guten dazu, falsche Ansichten zu bekämpfen und das Gute zu fördern; — dem Schlechten ist er ein Mittel, Andere zu hintergehen und dem Bösen Vorschub zu leisten;
2) Gefühlsvermögen. Ein ausgebildeter Schönheitssinn gibt dem Dichter, dem Maler die Mittel, je nach ihrer sittlichen Richtung die Tugend, — aber auch das Laster zu verherrlichen;
3) Willensstärke. Sie gibt dem Guten Kraft und Ausdauer zur Erreichung seiner guten, — dem Bösen Beharrlichkeit in Verfolgung seiner bösen Zwecke.

B. Aeußere Güter.

1) Reichthum bietet dem Guten die Mittel zur eigenen sorgenfreien Existenz und zur Beglückung Anderer; — den Bösen veranlaßt er zur Befriedigung seiner Leidenschaften;
2) Einfluß und Ansehen wird vom Guten zur Förderung guter, — vom Bösen zur Durchführung schlechter Bestrebungen benutzt;
3) Gesundheit befähigt den Guten zu größerer Ausdauer in der Ausübung seiner Berufspflichten, — veranlaßt den Bösen dagegen zu Ausschweifungen und Schwelgerei.

III. **Schluß.** Nothwendigkeit, von den Gütern des Lebens den rechten Gebrauch zu machen.

---

150. Es stürzt den Sieger oft sein eignes Glück.

I. **Einleitung.** Schwer ist es, ein Gut zu erlangen, schwerer oft, es zu behaupten. Häufig wird der Besitz eines mühsam erlangten Gutes durch äußere Umstände gefährdet, dann aber auch durch Umstände, die im Glücke selbst ihren Grund haben. Es stürzt den Sieger oft sein eignes Glück.

II. **Ausführung.** Denn das Glück verleitet oft den Menschen:

1) Sich einer verweichlichenden Unthätigkeit hinzugeben;
2) sich dem Rausche der Vergnügungen in die Arme zu werfen;
3) seine Fähigkeiten und Talente schlummern zu lassen;
4) die zur Sicherung des erlangten Glückes erforderlichen Mittel zu vernachläßigen;
5) durch Uebermuth und Hartherzigkeit Gefahren und Angriffe Seitens der Menschen herauszufordern.

III. **Schluß.** Darum befleißige sich derjenige, der im Besitze des Glückes ist, dasselbe durch Klugheit und Mäßigung zu bewahren, damit es ihm nicht durch die im Glücke selbst liegenden Gefahren entrissen werde. Denn

„Mit des Schicksals Mächten
„Ist kein ew'ger Bund zu flechten,
„Und das Unglück schreitet schnell."

(Schiller.)

3.1.30

Rasput. 26. I. 30.

17. Juli. 27